

Mittheilungen des Vereines  
für  
**Geschichte der Deutschen**  
in  
**Böhmen.**

IV. Jahrgang.

Redigirt von Dr. Jos. Virgil Grohmann.

---

Mit der

**literarischen Beilage.**

Redigirt von

Dr. Jos. Virgil Grohmann.



---

⌘ Eigenthum des Vereines. ⌘

Prag, 1866.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Haase Söhne.



Bibliothek des Herzogs

181

Bibliothek des Herzogs



Bestellt von Dr. Josef Sigmund Grobmann

vědecké oddělení

PA 466 / 1866

Literaturverzeichniss

(1-7)

Dr. Josef Sigmund Grobmann



Verzeichniss des Herzogs

Jahr 1866

Druck bei J. J. Sedláček, Buchbinder, in der Prager Straße

n.č. 60609



## Inhaltsverzeichnis

	Seite.
Über Sprachalterthümer des Böhmerwaldes. Von J. Petters . . . . .	1
Sittenbilder böhmischer Dorfbewohner. Von A. Jäger . . . . .	5
Böhmens Betheiligung am Welthandel. Von C. Höfler . . . . .	24
Jakoubek von Wresowitz. Von Dr. Hallwich . . . . .	33
Böhmische Dorfindustrie. Von A. Jäger . . . . .	51
Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst. Von A. J. I. II. III. . . . .	66, 97, 129
Skizzen aus dem Böhmerwalde. Von L . . . r. (III. Prachatitz, IV. Wolinitzthal.) . . . . .	72, 178
Uralte Sympthiemittel. Von Dr. Grohmann . . . . .	79
Joseph Sebastian Grtner (Biographie). Von Bernhard Grueber . . . . .	82
Böhmen vor der Einwanderung der Tschechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen. Von Dr. Schlesinger. . . . .	105, 138
Zur Geschichte des böhmischen Glashandels. Von J. A. Hegenbart . . . . .	111, 142
Historische Reflexionen. Von Dr. C. Höfler . . . . .	161
Die Jungherren von Prag. Von B. Grueber . . . . .	172
Die Ferdinandeische Landesordnung. Von J. Winter . . . . .	193
Böhmische Zigeuner. Von Dr. Födisch . . . . .	200

## Miscellen.

Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. Von H. Gradi . . . . .	26, 151
K. Mathias verleiht der Stadt Böhmisches Wieselthäl ein Stadtwappen. Von Dr. A. C. Tobias . . . . .	59
Ursprung der böhmischen Krönungssteuer. Mitgetheilt von Göhler . . . . .	61
Sagen aus Hirschberg. Mitgetheilt von C. C. . . . .	61
Zur Geschichte der Bergwerke in Böhmen. Von Göhler . . . . .	118
Sagen aus Petersburg und Umgegend. Von Dr. Födisch . . . . .	120
Volkspoesie aus Prachatitz. Von L. s. r . . . . .	123
Wiedertäufer in Mähren. Von Dr. L. Schlesinger . . . . .	149
Graslitz i. J. 1821 . . . . .	184
Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Zglauer Gegend. Von Werner . . . . .	187
Ein Streit um einen Kirchenstuhl. Eine histor. Anekdote. Von Dr. Franz Kürschner . . . . .	209
Karl Hugo Köfler. Biographische Skizze von K. Viktor Hansgirtg . . . . .	215



**Correspondenz.**

Leitmeritz. Filialausstellung des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie . . . . . 157

**Metrollog.**

Anton Lufe . . . . . 25  
 P. Lambert Mayer . . . . . 94

Geschäftliche Mittheilungen . . . . . 28, 63, 95, 127, 160, 191, 222

**Inhaltsverzeichnis**

200	Böhmische Hymnen von Dr. F. J. Schölkopf
192	Die fernöstliche Landvertheilung von J. Winter
178	Die Jungfrauen von Prag von W. Gruber
161	Historische Nachrichten von Dr. F. J. Schölkopf
143	Zur Geschichte der böhmischen Glaskunst von J. H. Schölkopf
105, 128	Von Dr. Schölkopf
92	Böhmische Hymnen von Dr. F. J. Schölkopf
79	Joseph Sebastian Bachs (Bach'sche) Orgel von W. Gruber
72, 178	Ueber die Eigenschaften des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
66, 97, 129	Böhmische Hymnen von Dr. F. J. Schölkopf
51	Böhmische Hymnen von Dr. F. J. Schölkopf
43	Zustand von Prag von Dr. F. J. Schölkopf
34	Böhmische Hymnen von Dr. F. J. Schölkopf
3	Ueber die Eigenschaften des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
1	Ueber die Eigenschaften des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf

**Wissellen**

216	Ueber die Eigenschaften des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
209	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
187	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
164	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
149	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
133	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
120	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
118	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
61	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
41	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
30	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf
28, 161	Die Hymnen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie von Dr. F. J. Schölkopf



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt für

A. Schmalfuß von C. Höfler.

---

Vierter Jahrgang.

Erstes Heft.

---

## I. Über die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes.

Unser berühmter Landsmann Joseph Rant (aus Friedrichsthal bei Neumark) hat in der Österr. Wochenschrift (Jahrg. 1864 N. 53) unter dem Titel: „Deutsche Sprachalterthümer im Dialekte des Böhmerwaldes“ einige Proben seiner Dialektstudien veröffentlicht, denen, wie er verspricht, ein besonderes Werkchen über den Dialekt seiner Heimat folgen soll.

Wir können uns nur freuen, daß die umfassendere Arbeit in den Dialekten unsers Landes gerade an einem Punkte beginnen soll, wo die Sprache des Volkes ein ebenso ehrwürdiges Alter aufweist, wie die Riesenstämme des Urwaldes, dessen Pflanzung in ferner Vorzeit den friedlichen Ansiedelungen der Menschen Raum gewährt haben. Rants Forschung wird gewiß mancherlei zu Tage fördern, was weder in Schmellers Wörterbuche, noch in dessen ungedruckten Nachträgen (die ja auch noch ans Licht treten werden) zu finden ist und wenn sie uns auch eine Menge bekannten Stoffes bringen sollte, so muß sie dennoch herzlich willkommen sein, denn es wird uns freuen zu erfahren, daß wir dieses oder jenes alte Sprachgut mit dem Tiroler, Oesterreicher, Baiern u. s. w. gemein haben.

Was jedoch trotz allem freudigen Interesse für Rants größere Arbeit die ernsteste Erwägung verdient, will ich mir in unsern „Mittheilungen“, die im 4. Hefte d. 3. Jahrg. einen Auszug aus Rants Aufsatz gebracht haben, des Nähern zu besprechen erlauben; wenn unserm geehrten Landsmanne (den ich brieflich nicht zu erreichen mußte und in der Wochenschrift selbst nicht erreichen durfte) diese meine Bemerkungen zu Gesichte kommen, möge er zugleich die Versicherung entgegennehmen, daß ich meine unbefangene Kritik einzig und allein im Dienste der guten Sache, frei von jedem unedlen Beweggrunde, ausübe. Darum nichts für ungut, wenns auch etwas übel klingt, es ist doch die Wahrheit!

Ich muß es nur rund heraus sagen: Rant hat sich bisher auf dem Felde der „schönen Literatur“ nichts als Ehren erworben, in Sachen der deutschen Sprachforschung ist er aber nur ein Anfänger; man kann ja nicht überall excelliren!



Den Beweis für mein ungünstiges Urtheil soll gleich ein einziger Buchstabe liefern. Rank hat das unglückliche h, dem heutzutage schon so viel Abbruch geschehen ist, auch im Alt- und Mittelhochdeutschen für ein müßiges Dehnungszeichen angesehen. Er findet so die vollste Übereinstimmung zwischen seinem Friedrichsthaler knet und dem mhd. kneht (vgl. Schmellers Grammatik S. 432), zwischen ahd. durah und mundartlich dura (das jedoch nicht das bloße durch, sondern vielmehr durch her vorstellt, wie o s z a = a u s h e r), ja sogar zwischen dem gothischen ahva und mundartlich ahva (was wol aka zu lesen sein wird). Oder: Rank stellt das mundartliche bletzen mit dem mhd. blæzen zusammen, ohne zu wissen, daß e und æ im System der deutschen Vokale weit auseinander gehören; bletzen weist auf ein ursprüngliches a, blæzen auf u zurück.

Mit dem Worte ahva wollen wir auf die öfters mißlungene Deutung der Idiotismen aus der alten Sprache übergehen. Rank gibt zugleich mit gothischem ahva anevar und urvar, zwei incognito reisende mittelhochdeutsche Wörtchen, zur Erklärung von friedrichsthalisch ahva, auhva. Soweit ich in Nordböhmen die Dinge zu beurtheilen vermag, ist aka (ahva) mit nasaliertem ersten a das mhd. anevar, aka aber das mhd. uover, gothisch ahva oder mhd. urvar weder das eine noch das andere Wort.<sup>1)</sup>

Daß am Böhmerwalde leit für Licht gesagt und ebenso das englische light ausgesprochen wird, trifft wunderbar zusammen, steht aber in keinem engern Zusammenhang; die Analogie verläßt uns auch gleich bei dem nächsten besten Reimworte, z. B. enight und knet, nicht kneit. Wenn es in der Mundart leit, aber nicht kneit lautet, so hat das eben auch seinen guten Grund, denn leit ist mhd. lieht nicht liht, gerade so wie eiz = mhd. ieze.— Zum gothischen himins ist höchst bedenklicher Weise das Himalaya gebirge als „Himmelsgebirge“ gestellt; Himalaya heißt aber, richtig aus dem Sanskrit, nicht aber aus dem Deutschen erklärt: Heimmat des Schnees und der deutsche Himmel hat mit dem Namen gar nichts zu schaffen. Solche ethnologische Weitsprünge sind schon viele, viele Jahre aus der Mode und können nur noch bei solchen Forschern Anklang finden, die z. B. unser Grimmsches Wörterbuch ein „klägliches“ Werk nennen (wie leider hier im Böhmerlande auch schon geschehen ist).

Soweit wie Indien liegt uns Island nicht; Rank hat aber trotzdem kein Recht zu der Behauptung, daß bei vielen Worten das Zusammenstimmen mit dem isländischen Idiome auffallend sei. Das Isländische wird gewiß ebensoviel oder ebensowenig mit dem Friedrichsthalischen zusammenstimmen, wie das Dänische oder Holländische. Das Wörtchen einlutz (oalaz) braucht auch seine Verwandtschaft nicht gleich hoch im Norden zu suchen; wir Nordböhmen sind mit unserm elitzigh d. i. einlützig jedenfalls näher (in Posen und Schlesien ebenso), oder die

1) Mittelhochdeutsch uover = friedrichsth. anfa, wie tuost, thust = daust, kuo, Ruh = kau (vergl. Schmellers Grammatik S. 378, aus der bairischen Nachbarschaft am Regen).



Kärntner mit ändlaz, die Deutschen der italienischen Alpen mit onlaize (Einsamkeit) u. s. w.

Wie wenig Rank mit allem Rüstzeuge der Germanisten vertraut ist, das beweist ein ungeheuerliches Versehen: wenn er von „Sumerlatens Sammlung von Glossen“ spricht (S. 1670 und 1672), so klingt das gerade so, wie man von Quickborns plattdeutschen Gedichten sprechen könnte oder von einem mittelhochdeutschen Dichter *Tristan* (wofür in den Mittheilungen zweimal *Tristian* zu lesen stand, vgl. Schlendrian, Grobian). Sumerlate ist ein mhd. Wörtchen, das sich Hoffmann von Fallersleben zum sinnigen Titel seiner Sammlung ausgewählt hat und das Rank auch in seinem Ziemann finden mußte, wenn er S. 446 von mhd. *sumer* weiter gelesen hätte. Höchst überflüssig ist bei dem mundartlichen *suma*, das dem mhd. *sumer*, nicht dem ahd. *sumar* an die Seite zu stellen ist, eine Verweisung auf Grasss *Diutiska* (woraus Ziemann *sumer unde winter* aufgenommen hat); einige Zeilen weiter sagt Rank, daß *Kidel*, *Weiberrock*, noch ganz so lautet, „wie es in Grasss *Diutiska*, besonders in den Gebeten des 12. Jahrhunderts, geschrieben vorkommt“ — muß das nicht einen ehrlichen Christenmenschen höchlich in Staunen versetzen, daß der *Rittel* im mhd. Zeitraum in Gebeten so häufig genannt wurde? Der wunderbare Spas rührt aber daher, daß Ziemann, dieser arge Verfälscher, bei seinen Abkürzungen vorn erklärt hat, *Diut.* bedeute: Grasss *Diutiska*, besonders die Gebete aus dem 12. Jahrhundert!

Hätte Rank statt des mangelhaften Wörterbuches von Ziemann das seinem baldigen Abschluße entgegengehende Wörterbuch von Benecke, Müller und Jarnecke zu Rathe gezogen, so hätte er dort zwar *sumer* nicht gefunden (weil der Buchstabe *s* erst bis stande fertig ist), aber in den meisten Fällen eine weit gründlichere Belehrung holen können als aus dem Ziemannischen. So hätte Rank beispielsweise im großen mhd. Wörterbuche (ohne welches eine eingehende Dialektforschung geradezu aufs Trockene gesetzt wäre) den sichern Aufschluß über *ertac*, *friedrichsthalisch ierda*, im 3. Bande S. 5 erhalten, wo mhd. *ertac*, *erctac* mit: „eigentlich Tag des Gottes *Zio* oder *Er*“ erklärt und auf Grimms *Mythologie* S. 113. 183. 1209 verwiesen wird. Was in Ranks Probe bei diesem Worte mit der dunkeln Stelle aus Bertholds Predigt von den sieben Planeten (Pfeiffer S. 54, 3. 16 ff.) gewonnen sein soll, ist nicht gut einzusehen.

Es wird nach allem oben Gesagten kaum überraschen, wenn ich noch sage, daß Ranks Angabe, daß dieses Wort häufig, jenes aber nur selten zu treffen sei, einer sehr genauen Controle zu unterziehen ist. Das läßt sich schon an wenigen Beispielen darthun. Unter die selteneren Worte stellt Rank unter andern: *himaza*, *Blitz*, *kerren*, *durchdringend tönen*, *känten*, *zünden*, *pfrenga*, *drängen*, *plinzta*, *Donnerstag* u. s. w. Gleich das erste dieser Worte hat seine Seitenstücke, von der allernächsten Nachbarschaft, Baiern, ganz abgesehen, in Oesterreich, in Kärnten und Tirol (sich Schmellers *bair. Wörterbuch* 2, 197; Höfers *österr. Wtb.* 2, 52; Maretas Proben eines Wörterbuches der österr. Volkssprache S. 32; Lerers



kärnthisches Wörterb. S. 141; Schöpfs tirol. Idiotikon Sp. 265; Mareta gibt zwei poetische Belege aus Kaltenbrunner und Stelzhamer); kerren ist nicht nur friedrichsthalisch, auch österreichisch, tirolisch, fränkisch (s. Frömmanns Deutsche Mundarten, von Rank nirgends zu Rathe gezogen, 5, 104, 37) und sogar schriftdeutsch (als kirren, s. Weigands vorzügliches Wörterbuch 1, 585); kanten, mhd. künten, künden (Ziemann 201, Benede-Müller 1, 914) ist nicht nur bairisch (kenden Schmeller 2, 308), sondern auch österreichisch, kärnthisch, cimbrisch, (Mareta 34; Höfer 2, 126; Lexer 157; Schmellers cimbr. Wtb. 202); das Wort ist darum von besonderem Werthe, weil es den seltenen Wechsel von k und z (künden, zünden) darstellt, worüber sich Hildebrand im Grimmschen Wörterbuche 5, 4 c vernehmen läßt, wo auf kenden d. i. unser kanten in der nächsten Uebersetzung hingewiesen ist. Tirolisch gibt es Kentel, Rienspan, Kendel, kleiner Kamin in Bauernstuben, s. Schöpfs Idiotikon 311 und 312.

Pfrennga ist gleichfalls in Oesterreich, in Baiern, Tirol und Schwaben zu finden (Höfer 2, 331; Mareta 6; Schmeller 1, 332; Schöpf 502; Birlinger, schwäbisch-augsburgisches Wtb. 94), Mareta citirt z. B. aus den Briefen des neuangewandenen Eipeldauers: „Napoleon hat überall gschaut, sein' Familie durch Mariafchen in die höchsten Häuser einz'pfrenngen.“ Über pfinzta verweise ich einfach auf Mareta S. 5; Schmeller 1, 321; Benede-Müller 3, 6; Schöpf 498; Lexer 24; Frömmanns Mundarten 6, 26; Grimms Mythologie 113; pfinzta ist der fünfte Tag, ῥ πέμzτη.

Schließlich möchte ich mir ein paar Anfragen an die Leser dieses Blattes erlauben. Unter den von Rank aufgeführten Worten sind mir besonders fünf als gründlicher Betrachtung werth erschienen, nämlich ausaven, das auf keinen Fall mit französisch *avenant* zusammen gehört, diazeln, gawizl, lak und sam; ich kann hier nur über drei derselben meine Vermuthungen aussprechen und würde einen genauern Aufschluß über den Gebrauch der Worte und etwaige Nebenformen von andermwärts dankbar aufnehmen. Ausafen ist vielleicht nichts anderes als ins Schriftdeutsch umgesezt *ausaufen* von dem einfachen *aufen*, das J. Grimm im Wörterbuche 1, 636 aufführt mit der Bedeutung von aufbringen, in die Höhe bringen, hochhalten; vermuthlich stimmt auch das gleichfalls von der Präposition *auf* ausgehende schweizerische *aufligen*, zu Kräften kommen, munter werden (Stalder 1, 117; im Gegensatz zu *abligen*, gebildet von einem *Abjectivum*, wie angelsächsisch *upplie*, was oben ist, himmlisch). Von den zwei Wortformen, die Rank mit der Bedeutung von Wolgeruch aufführt, scheint mir *lak* die richtige zu sein (es steht einmal *lak*, wol nur wegen der alten Minnesingerstelle, wo man übrigens für *ac*, was die Pariser Handschrift gibt, *smac* liest, das zweite Mal aber *lak*, wo das *l* doch kein französischer Artikel sein kann). Das Wort scheint mir, um mich poetisch auszusprechen, die flammende, lodernde Pracht des Frühlings (bei vollem Lichte) bezeichnen zu wollen und es lehnt sich vielleicht mit dem cimbrischen *lóg*, *låg* (Flamme) an mhd. *louc an*; glänzen und brennen sind ja eng-



verwandte Begriffe. Sām ist vermuthlich nichts anderes als das volksübliche süd-deutsche Saum, mhd. soum, zu welchem Saumroß, Saumpfad u. s. w. gehören (Weigand 2, 546); nahe liegen besonders die Citate im Mhd. Wtb. 2, 2, 473: einen boum, der einen wünnecklichen soum von loube har und der bluomen bi mir stuont vil manic soum; das gäbe einen Sam Laub, Blumen (wenn das Wort ein Masculinum ist, worüber Rank nichts gesagt hat). In vereinzeltten Spuren lebt übrigens auch in Nordböhmen, wie in Hessen, ein altes Wort sange in der Bedeutung von Büschel Ähren, was zu dem Fremdworte soum nicht gehört; ich habe Letzteres in meinen „Aendeutungen“ S. 32 besprochen. Auch in Schwaben, wo viel Verwandtes zum friedrichsthalischen Deutsch zu finden ist, lebt Sang, „fasciculus von Ähren, Kräutern,“ wie Dr. Birlinger im Augsbürgischen Wörterbuche erklärt.

Leitmeritz, 24. April 1865.

**Ignaz Petters.**

## II. Sittenbilder böhmischer Dorfbewohner.

Aus der demnächst erscheinenden zweiten Lieferung von A. Jägers Dorfschronik. (Gesch. von Maffersdorf, Proschwitz und Neuwald. Reichenberg 1865).

Die Nahrung der hiesigen Einwohner bestand vor 100 Jahren hauptsächlich aus Brot von Gemenge (Korn, Gerste und Haber), aus Milch, Hülsenfrüchten und groben Mehlspeisen. Fleisch kam, außer an Festtagen und bei Hochzeiten, selten auf den Tisch, Kaffee war unbekannt; dafür hatte man bei festlichen Gelegenheiten Warmbier. Die Kartoffeln waren noch selten und wurden auch nicht beachtet. Statt derselben baute man häufig schwarze Bohnen, welche wie ein Urprodukt des hiesigen Bodens, dem das Klima besonders zusagt, reichen Ertrag gaben. Sie liefern wohl eine rauhe Speise, sind aber wegen ihres reichlichen Stickstoffgehaltes viel besser als die Kartoffeln geeignet, die Fleischnahrung zu ersetzen. — Auch das liebe Brot war nicht in allen Familien fürs ganze Jahr zulänglich; in manchen Haushaltungen wurden zur Winterszeit Käse in die Milch gebrocht, um Brot für den Sommer, als die Zeit der schweren Feldarbeit, zu sparen. — Sauerkraut ist von jeher ein allgemeines und beliebtes Nahrungsmittel gewesen; man aß es auch roh zu Erbsen gleich einem Salat. — In vielen Bauernhäusern hatte man Graupenstampfen, ausgehöhlte Holzblöcke, in denen mit einem Stöfel die Hülsen von der Gerste getrennt wurden. Die so fabricirten Graupen nannte man ihrer Größe wegen auch Kälberzähne, denn sie hatten gekocht viele Ähnlichkeit mit solchen. Man aß sie gekocht als Brei, oder auch mit Erbsen gemischt, welches Gericht Steinrücke hieß. Auch that man Graupen in siedende Milch, welche dann abgekühlt sehr dick wurde.

Die Kleidung bestand fürs Gewöhnliche meist aus grober Leinwand und Zwilch, selbst gesponnen, selbst gewebt; denn Flachsbau und Leinweberei waren ursprünglich hier zu Hause. Hemd und einfache Hosen, letztere von Sackleinwand, waren nebst etwa einer Jacke fast die einzigen Kleidungsstücke des Knaben, in denen er heranwuchs; bei rauher Witterung diente ein weiter Sack als Mantel; Fußbekleidung wurde — außer im Winter — gar nicht als nothwendig erachtet. Unter so leichter Bekleidung mußte sich der Körper gegen die Einwirkung rauher Witterung abhärten. Fest angelegte Naturen hielten das aus, und gaben desto gesündere und



stärkere Menschen; schwache dagegen unterlagen und starben frühzeitig dahin.<sup>1)</sup> — Einen Tuchrock schaffte sich der Bursch oft dann erst, wenn er Bräutigam war, (gewöhnlich schön hellfarbig); der hielt aber dann fürs ganze Leben aus. Bei solcher Einfachheit bestand das Sprüchwort: er hat einen Rock und einen Gott.

Nebst dem Rocke mit breiten Aufschlägen und Taschendeckeln bestand der Sonntagsstaat des männlichen Geschlechts aus einem Kamisol und langer Weste; ersteres (welches nur Wohlhabende trugen) war ebenfalls lichtfarbig; die Weste aber gewöhnlich roth. Diese Kleidungsstücke waren mit Reihen thalergroßer blanker Metallknöpfe besetzt; bei Reichen waren diese (wie auch die großen Schuhschnallen und die Stockbeschlüge) von Silber. Dabei trug man kurze Kniehosen aus (gelbem oder schwarzem) Leder, Tuch, später auch Manchester, weiße Strümpfe und Schnalenschuhe. Die langen Haare waren rückwärts hinter die Ohren gescheitelt und mit einem Messingkamm zusammengehalten, das Haupt deckte ein dreieckiger Hut, und in der Hand wurde ein spanisches Rohr geführt.

Die Kleidung der Frauen war eben auch aus schönfarbigem Zeuge gemacht: Spangeneibchen, kurze, faltenreiche (oft härene) Röcke, Tafftschürze, und Bocke mit engen Ärmeln, rückwärts eine Menge strogender Falten, auf dem Kopfe eine weiße, silberne oder auch goldene Kappe, hinten mit einer Quaste von breitem Bande, dessen Enden über den Rücken hinabhangen.

Auf solche Kleidung wurde mitunter (besonders bei den Frauen) Betrüchtliches verwendet; aber alles war solid und dauerhaft; spinnwebähnliche Stoffe kannte man nicht. Zur Erleichterung bei mancherlei Tyrannei war man jenerzeit doch von einer verschont: von der närrischen Tyrannei der Mode.

Im armen Neuwald mußte man sich mit den billigsten Kleiderstoffen begnügen; um so mehr Aufsehen erregte hier einmal das Erscheinen eines jungen vornehmen Mannes, (Michael Appelt aus Verschmanik), der sich hier ankaupte. Er war in glänzender Tracht, mit Vortenhut und goldbetrefter rother Weste aus der Fremde heimgekehrt, und redete „ausländisch.“ Auch hatte er Haare auf den Zähnen und Dukaten in der Tasche, und wurde fortan der reiche Michel genannt. Seines Zeichens ein Zimmermann, baute er sich am Saume des Swiganer Waldes aus mächtigen Fichtenstämmen ein geräumiges Haus (Nr. 11) nach Jägerart, welches heute noch wohl erhalten dasteht, wenn auch nicht immer ein reicher Michel drinnen wohnte. Diese festen Holzwände haben der Witterung nun schon beinahe anderthalb Jahrhunderte mit Erfolg widerstanden.

Die durchgehends ebenerdigen Wohnungen wurden allgemein von Holz aufgeschrotet und mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Bei Auswahl der Bauplätze sah man vorzüglich auf gute Quellen, und opferte einer solchen zu Liebe nicht selten andere Bequemlichkeit. — Ein Haus nach altem Style enthielt in der Mitte das Vorhaus mit dem Eingange; auf einer Seite (gewöhnlich gegen Südost) die Stube, auf der anderen Seite den Stall und eine Kammer; hinterwärts war ein Schuppen, bei den Gärtnern die Scheuer angebaut, welche aber bei den Bauernhäusern (wie auch jetzt) vom Hauptgebäude abgesondert stand. Kleine Fenster, niedrige Thüren, der Fußboden im Vorhaus (oft auch in der Stube) von festgestampftem Lehm; die Dielen wurden niemals gescheuert. Links von der

1) Das könnte zur Erklärung des Widerspruchs dienen, wonach die Menschheit mit dem Fortschreiten der Kultur an Kraft und Gesundheit abgenommen haben soll, während doch die Sterblichkeit gegen früher verhältnißmäßig geringer ist.

Ärzte waren jener Zeit nicht in allen Städten, geschweige auf den Dörfern. Unwohlsein behandelte man aufs Gerathewohl mit Hausmitteln; bei ernstlichen Erkrankungen wurde höchstens eine kluge Frau oder ein Quacksalber zu Rathe gezogen, damit die Kranken nicht ganz ohne Beihilfe starben.



Stubenthür befand sich der mächtige Kachelofen, der mit langen Holzstücken und Reisig vom Vorhause aus geheizt wurde. Die hinterwärts breite Ofenbank hieß hier das Haarel, über dem Ofenhals war das Wendel, zwischen Heizofen und Wand der Backofen. War aber dieser (wie sehr gewöhnlich) unter dem Heizofen, so hieß der Raum zwischen diesem und der Wand die Hölle (nicht Helle, denn es war hier dunkel). — Auf dem Backofen oder in der Hölle, und auf dem Haarel waren Winterszeit die behäbigsten Plätze der Stube, wo die Großältern den horchenden „Enkeln“ in seliger und wehlicher Rückerinnerung Geschichten aus alter Zeit, oder Märlein aus dem Wunderland erzählten. — Nicht zu vergessen ist das Feuerzeug. — In der linken Stubenthürpfoste war das gestählte Feuer Eisen eingeschlagen, an welchem mit dem Feuerstein der Funke in den Zunder des Pulvernappels geschlagen, und dann mit dem Schwefelhölzel zur Flamme gebracht wurde. Diese Geräthschaften wurden in einem viereckigen, 6 Zoll großen Loche in der Wand neben der Stubenthür verwahrt.

Ein ständiges Möbel einer alten Stube war das blauangestrichene Himmelbett mit Landschaften oder Figuren und mit Vorhängen. Eine Reihe auf Glas gemalter Heiligenbilder an der Wand über dem Tische, das mittlere im Winkel besonders mit einem Vorhang geziert, fehlte nirgends.

Dieses war die Einrichtung hiesiger Wohnungen in früherer Zeit; das kommende Geschlecht wird sie kaum mehr kennen, da nunmehr in der Bauart, und besonders in der Einrichtung des Ofengeräthes, manche Veränderungen eingetreten sind.

Da die Kamine meist von Holz waren, Stuben und Ställe mit Holzspänen beleuchtet, überhaupt auch mit Feuer und Licht nicht vorsichtig umgegangen ward, so ist es zu verwundern, daß nur selten Feuersbrünste entstanden. Es gab in der That Ortschaften, wo seit Menschengedenken kein Schadenfeuer ausgekommen war.

### Bergnügungen, Lustbarkeiten, Feste und Gebräuche.

Die Vergnügungen der großen Städte: Theater, Konzerte, Bälle, Casino's und dgl. wurden hier nicht schmerzlich vermisst. Unsere Dorfleute wußten sie zu ersetzen, indem sie sich nach ihrer ungezwungenen Art und Weise unterhielten.

1. Die Spinnstube spielte auch hier eine vorzügliche Rolle. Junges und altes Volk beiderlei Geschlechtes kam abwechselnd in dem und jenem Hause zusammen mit Spinrad und Rocken, des Tages „zum Rocken,“ in den langen Winterabenden „zum Lichte.“ Diese Lichtgänge besonders bilden einen Glanzpunkt im gesellschaftlichen Leben des Landvolkes jener Zeit, und standen an Werthe weit über vielen raffinierten Vergnügungen der vornehmen Welt.

Anweit dem Ofen stand in der Stube ein langer hölzerner Leuchter mit brennendem Holzspan; rings im Kreise saßen die Gäste und ließen die Räder schmurzen. Wie angenehm verging da die Zeit unter Singen, Scherzen, Lachen, Räthselfragen und Märchen erzählen! Die Lieder waren theils in der heimischen Mundart gedacht und gemacht, (es verlohnt die Mühe sie zu sammeln), theils waren es allgemein bekannte, „so weit die deutsche Zunge klingt.“ Wer diese alten Volkslieder kennt, der sieht ein: es mußten schöne Gefühle sein, denen sie entsprangen. — Eine Aufgabe von besonderer Wichtigkeit hatte der Märchen erzähler, gewöhnlich ein alter Großvater, der sie in der Regel mit wunderbarer Meisterschaft vollzog. — Je nach dem Stoffe der Erzählung machte er den Zuhörern die Haut schauern und die Haare sträuben, oder das Zwerchfell erschüttern. Zur Abwechslung machte man verschiedene Spiele und Leibesübungen; man trieb die edle Turnerei von Alters her. Ein Spasmacher durfte niemals fehlen; eben so wenig ein Simplicissimus, den Alle necken und hänseln konnten. Ein Anderer, mit vorzüglichem Nachahmungstalent begabt, kopirte zum allgemei-



nen Ergößen fremde Persönlichkeiten und Charaktere. — Wenn nun unverhofft aus einem Winkel der Stube die lieblichen Töne des Cymbals oder der Geige ertönen, so wirkte das wie Oberons Horn.

„Und wie ein Wirbel ergriff sie Alle die Lust zu tanzen.“

Zuweilen wurde „die lange Nacht“ gefessen. Da nahm man um 12 Uhr einen Imbiß, zu welchem jeder Theilnehmer einen Beitrag steuerte. Er bestand freilich nicht aus Braten und Wein, oder aus magenverderbendem Zuckerwerk, sondern aus Butterbrot, rohem Sauerkraut, ausgefrorenen Eberescheneeren, kalten Bohnen und gedörrtem Obst.

2. Leichten Kaufes kamen die jungen Leute auch zum Vergnügen, wenn sie Sonntags in die Schenke zum „Bierabend“ gingen; nur mußte man sich hüten, die Herrschaftsgränze zu überschreiten, indem es dann Strafe setzte. Auch hitzige Kaufereien entstanden alsdann zwischen den jungen Burschen verschiedener Ortschaften, die einander als Fremde behandelten; denn das Volk war leider gelehrig im Partikularismus. — So durften z. B. die Neuwalder nicht über die Reisse zum Proschwitzer Scholzen „zum Biere“ gehen, und hatten deshalb ihren „Strich“ in die Kohlstätter Schenke. Dort aßen sie gekochte schwarze Bohnen, die sie in der Tasche mitgenommen, als Konfekt zum Biere, dann tanzten sie im gemüthlichen Walzertakt:

Sinsdorf und Zaberlich  
Kumm' ne zesomm u. s. w., auch:  
Will denn dos Koberradel  
Gor ne mieh gihñ?  
Loß's a beffel stihñ,  
's werd schun gihñ,  
's werd wieder gihñ.

Solchen Ball hat mancher für einen Siebenkreuzer ausgehalten, Alles in Allem, Zeche und Musikanten.

3. Mit ausnehmender Lustigkeit wurde die Faschingszeit begangen. Da, wo die Tanzmelodien eine besonders unwiderstehliche Wirkung haben, hielten es auch ernsthafte Leute nicht unter ihrer Würde, an dem närrischen Treiben Theil zu nehmen. Hirsebrei und Pfannkuchen waren an Fastnacht obligate Gerichte; nach letzteren suchten die maskirten Faschnachtsnarren sogar in den Ofenröhren jener Häuser, wo sie ihnen nicht freiwillig verabreicht wurden.

Da sitzt an einem Faschingstage eine Bauernfamilie bei Tische, Vater, Mutter, Kinder und Dienstboten beisammen. Wie sie im Essen begriffen sind, erklingen Harfentöne aus dem Vorhause. Sichtbarlich erheitern sich die Mienen der Tischgesellschaft, eine lebhaftere Erregung ist wahrzunehmen, die Aufmerksamkeit wird vom Essen abgelenkt, der Gehörsinn thut dem Geschmacksinne auffallend Abbruch. Die Köffel vergessen den Weg zur Schüssel, und bewegen sich nach dem Takte der Musik in der Luft auf und nieder; dort wird gar einer auf den Tisch geworfen, und die Hand, die ihn gehalten, beginnt energisch mit den Fingern zu schnalzen. Vorzüglich auf die robuste Magd äußert der gemüthliche Walzer eine elektrische Wirkung; sie fühlt ein Zucken in den Zehenspitzen, und kann sich bald nicht mehr halten. Wie sie sich erhebt, ergreift sie — etwa den neben ihr sitzenden Großknecht? — o nein, keck entschlossen holt sie gleich bei letzter Instanz die Entscheidung — das am Fenster liegende grüne Manscheterkappel des Hausvaters ergreift sie, und wirft es, platsch! in die Buttermilchschüssel auf dem Tische, daß deren Inhalt Allen ins Gesicht spritzt. — Nun den bejahrten Hauspatron umfaßt, und mit ihm im Kreise herum zum allgemeinen Ergößen. — Die übrige Tischgesellschaft ermangelt nicht, das lustige Intermezzo zu vervollständigen.

4. Vorzüglich glänzend mit Schmaus und Tanz wurden auch die Kirmsen gefeiert, zu welchen Freunde und Verwandte aus benachbarten Ortschaften sich gegenseitig einluden und bewirtheten, bevor Kaiser Joseph II. (um dem damit ver-



bundenen Aufwande zu steuern) die sogenannten Kaiser-Kirmes auf einen Sonntag fürs ganze Land festgesetzt hatte. — Der Gebrauch des Hahnschlagens am Kirmes-Montage ist in unseren Ortschaften beinahe eingegangen; kaum daß sich noch zuweilen eine Anzahl Jungen vereinigen, um statt des Hahnes einen alten Topf auf den Wiesenplan zu stellen, auf dem sie mit verbundenen Augen, einer um den andern mit erhobenem Dreschflegel losgehen.

5. Das wichtigste und schönste Fest in allen Christenlanden ist immer Weihnachten gewesen. — Am Tage vor dem Feste, dem heil. Abend, wurde vor Zeiten streng gefastet bis zur Abendmahlzeit. Dabei gabs dann Gelegenheit, das Versäumte reichlich einzubringen, denn in vorgeschriebener Ordnung kamen 9 Gerichte auf den Tisch, wobei Hirsemus und Mohnmilch die vornehmsten waren, die auch dort genossen wurden, wo die anderen Armuthshalber fehlten. — Nach dem Essen bis zur Christnacht wurden eine Unzahl Gebräuche geübt, deren Aufzählung ermüden würde.

6. Um Epiphania gingen Männer zu dreien in theatralischer Königstracht, Kronen von Goldpapier auf den Häuptern, an einem Stängel einen dergleichen Stern vor sich hertragend, als h. 3 Könige in den Häusern herum, Hymnen singend. — Drei hiesige Männer hatten einmal in dieser Eigenschaft das Gebirge durchstreift, wo sie mit Flachs, Berg und anderen Gaben theilhaftig worden waren. Auf dem Heimwege wohnten die Majestäten in ihrem Ornate am Dreikönigstage in einer Kirche dem Gottesdienste bei. Der Prediger hatte sich aber das Thema des Festtages gewählt, und begann mit dem Spruche: „Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?“ — Da stuzten unsere Weisen, und sahen sich betroffen an, ob das wohl sie anginge? — Nach einer Pause wiederholte der Prediger: „Ich frag' euch zum Zweitemale: Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?“ — Jetzt stießen sie einander an: „Hansmichel, wenn er noch einmal fragt, müssen wir antworten.“ — Als nachdem das pathetische: „Ich frage euch zum Dritten- und Letztemale: Ihr drei Fremden, wo kommt ihr her?“ erscholl, da platzte Einer heraus: „Wo der Bauerhütte mit Warke.“<sup>1)</sup>

In ähnlicher Weise ging vor Weihnachten der h. Bischof Nikolaus herum lobsingen; ihm zur Seite der Knecht Ruprecht (Ruprich), welcher die Kinder in Schrecken setzte, wenn er im umgekehrten Pelze mit Strohverbrämungen unter Kettengerassel in die Stube kam:

„Plietz Plaatz Faderwiesch,  
Draußen ös mers gor ze frisch,  
Muß mich ei de Stube machen,  
Muß sahn wos de Kinder machen.  
Die Biesen nam'ch mitte,  
Dau holst keine Bitte u. s. w.“

Endlich wehrte der fromme Bischof der Gewalt des prozigen Gefellen, und that seine milde Hand auf, die geängstigten Kinder zu beschenken.

7. Von solchen Ungängen haben sich bis jetzt noch die Christkindel erhalten. Diese schöne Sitte wäre werth kultivirt zu werden, indem man die Mädchen ihre uralten, ganz eigenthümlichen Weisen angenehmer vortragen lehrte, als dieses gewöhnlich geschieht. — Ein gleichfalls noch üblicher alter Brauch ist das Hausfren des Winters und Sommers, die sich im gereimten Vortrage um die Herrschaft streiten. Nachdem endlich der rauhe, härtige, mit dem Dreschflegel bewaffnete Winter dem milden im Engelsgewande neben ihm hergehenden Sommer sich untergeben, singen Beide zusammen schließlich ein Loblied, „dem höchsten Gott zu Ehren.“ In Herrmanns Geschichte von Reichenberg (I. B. S. 75 u. f.) ist das vollständige Zwiegespräch der Beiden zu lesen.

1) Bauerhütte — ein kleiner Ort im Gebirge.



Desgleichen gingen früher auch ein Bürger und Bauer im Streit herum, wo der Bauer obsiegte durch die Drohung, die Städte auszuhungern.

8. An manchen Orten wurde zur Fastenzeit von einheimischen Gesellschaften die Passion aufgeführt, auf die Art, wie es jetzt noch (in größerem Maßstabe) von 10 zu 10 Jahren zu Ober-Ammergau in Baiern geschieht. — Auch in unserem Neuwald gab es vor 100—70 Jahren eine solche Passionsgesellschaft, und sie mag als eine Merkwürdigkeit aus jener Zeit gelten. Es leben noch Leute, die als einstige Zuschauer darüber berichten können, und nach einzelnen Szenen, die man aus jenem Passionspiel rezitiren sah, wie nach den Berichten der Augenzeugen läßt sich urtheilen, daß gar nicht schlecht agirt wurde. In der That wurde von unseren Dilettanten das volksthümliche Spiel mit wunderbarem Geschick ausgeführt, und der Zulauf war ein außerordentlicher. Im Heimatsorte wurde begonnen, dann zogen sie auf den Nachbardörfern herum, und unternahmen selbst weitere Streifzüge, allenthalben aber, wo sie in Schenken oder sonstigen Häusern mit großen Stuben die Schaubühne errichteten, war der Andrang der Zuschauer sehr groß.

Im Hause Nr. 8 in Neuwald wurden die Proben gehalten, und in Nr. 1 war noch vor 30 Jahren der vollständige geschriebene Text des Stückes vorhanden, den ich als Knabe gelesen habe. Auch Theater und Garderobe ward im selbigen Hause aufbewahrt; nunmehr ist aber alles bis auf wenige Blätter von der Rolle Maria Magdalena's verschwunden. Die Bogen des Manuscriptes dienten bei Kindestaufen zu Kuchenpapier; die Toga des römischen Landpflegers, der Purpurmantel des Königs Herodes und die faltigen Talare der hohen Priester aber waren früher noch zu Bettzeug und profanen Gewändern verwendet worden. Am längsten erhielten sich die Bischofmützen von Annas und Kaiphas, dann die Krone des Herodes, welche zuletzt zu Maskerade und Fastnachtspossen gebraucht wurden. Das brachte indessen auch ihnen den Untergang, denn ein altes Mütterchen aus dem Hause, (die alte Juliane), mochte im frommen Eifer die Profanation der ehrwürdigen Sachen nicht leiden, entriß sie dem jungen Volke und übergab sie dem Feuer.

Manche Stücke der Tragödie wurden gesungen nach der Weise wie die Passion in der Kirche. So auch der pathetische Prolog, dessen Eingangsworte mir noch im Gedächtnisse sind; dieser fing an:

Als Julius Cäsar im Rath  
Erbärmlich erstochen und umgebracht worden war,  
Nahm Marcus Antonius sein blutiges Kleid,  
Seht' es in die Höh und zeigt' es Jedermänniglich u. s. w."

(Hiebei wurde eine blutige Toga emporgehoben.) Nachdem nun das Tragische der Ermordung Cäsars durch Brutus gehörig ans Licht gestellt war, wurde gezeigt, wie jenes folgenschwere Ereigniß doch nur unbedeutend sei gegen das Erlösungswerk unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi durch sein schmerzhaftes Leiden und Sterben, welches hier zur andächtigen Beherzigung der Zuschauer dargestellt werden sollte.

Sodann begann das Vorspiel, den Sündenfall der ersten Menschen im Paradiese darstellend, welchem ein Streit zwischen der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, personifizirt durch Gott den Vater und Gott den Sohn, nachfolgte. Nachdem in diesem Streite die Gerechtigkeit gesiegt, wird das Erlösungswerk zur Nothwendigkeit, dem sich der Heiland in seiner unendlichen Liebe zur gefallenem Menschheit bereitwillig unterzieht.

Nach einigen Szenen aus dem Leben Jesu beginnt nun die Leidensgeschichte mit dem Abendmale und endigt mit dem Kreuzestode. — Die Wirkung auf die Zuschauer war eine erschütternde, die Rührung allgemein, und oft erfüllte lautes Weinen das Haus. Aber auch komische Zwischenfälle wurden zuweilen vom Zu-



fallte improvisirt, und nachdem die einfache Anschauungsweise im Volke durch den Zeitgeist verändert worden, konnte die Wirkung solcher Schauspiele leicht ins Gegentheil von der bezweckten umschlagen, weshalb ihnen in der Josephinischen Zeit von Amtswegen entgegengewirkt wurde. In der That wurden von muthwilligen Wirthshausgesellschaften zum Späße verschiedene Scenen des Stückes nachgespielt, wozu sich wegen des eigenthümlichen Dialektes besonders die Judenszenen eigneten.

Man kennt hier noch ziemlich die Rollenvertheilung. Der uns bekannte Michel-Wenzel aus Nr. 11 spielte den Pilatus, welche Rolle nach ihm auf Joseph Wagner Nr. 1 überging. Doch keiner aus der Gesellschaft hat von seiner Rolle den Namen behalten, selbst Judas nicht, (so geläufig auch im Volksmunde der Ausdruck: falscher Judas, ist), als nur allein der Darsteller des Heilands, Christian Fäger aus Nr. 38, welcher fortan Herrgott geheißten wurde bis an sein seliges Ende; selbst nachher blieb dieser Name noch lange Zeit am Hause haften, indem man es „beim Herrgott“ nannte. — Dieser schon durch seine Persönlichkeit für die Rolle vorzüglich geeignete Mann spielte dieselbe mit meisterhafter Natürlichkeit; einmal aber begegnete ihm der Unfall, daß er in der Schwüle des überfüllten Hauses, als die römischen Kriegsknechte allzu unsanft mit ihm umgegangen, wirklich ohnmächtig wurde, worauf der Vorhang fallen mußte.

Von der großen Vorliebe für dieses Passionspiel zeugen verschiedene Versuche, welche, (obwohl erfolglos) noch lange Zeit nach seinem Eingehen hier für dessen Erneuerung gemacht wurden.

9. Bei den Hochzeiten gieng in der That hoch her; nur der Freitag hinderte, daß eine solche die ganze Woche gedauert hätte. Nach der Copulation hielt man den Trauzug in die Schenke; da wurde getanzt bis das Mahl bereitet war. Bei diesem selbst kam die Anzahl der Gerichte in großen Portionen auf die Tafel. Was der starke Appetit der Gäste nicht sofort bewältigen konnte, das wanderte in bereit gehaltene Töpfe; fest und flüssig, süß und sauer, alles wie Kraut und Rüben untereinander, und wurde mit nach Hause genommen. Bei der Unterhaltung war Spaß und Lachen vorherrschend, angeregt und im Fluß erhalten durch den Hochzeitbitter, in welcher Eigenschaft öfters der Schulmeister fungirte. Nach dem Mahle und der Besenkung der Braut (wobei viel Lux) Tanz bis an den Morgen; wenn die Sohlen rissen, der tanzte alsdann barfuß. Nach einigen Stunden Schlaf fand man sich wieder zusammen zu erneutem Schmaus und Tanz. Da wurde die Braut gekappt, indem ihr der Hochzeitbitter unter lächerlichem Fokus-Fokus und laudermelschen, auf den Braut- und Ehestand bezüglichen Prophezeihungen feierlich die Kappe aufsetzte, womit sie unter die Genossenschaft der Frauen aufgenommen war. — So gieng mit Tanz und Fröhlichkeit fort bis Freitag früh; Sonntag war noch eine kleine Nachhochzeit für die nächsten Verwandten der Brautleute: das Mutteressen bei der Brautmutter. — Bei solchen Gelegenheiten floß das Bier in Strömen, und es ist kaum glaublich, welche Massen von Bier oder Brantwein einzelne Männer zu sich nehmen konnten. Man erzählt von Trinkhelden, die sich vor den berühmten Humpen der alten Ritter nicht im Geringsten gescheut haben würden, da so Einer 60 Halbe Bier in einer Nacht zu vertilgen im Stande war.

Bei Hochzeiten ärmerer Brautleute konnte freilich nicht so reichlich gastirt werden; wenn's aber, wo Schmalhans Küchenmeister war, auch im Essen und Trinken knapper hergehen mußte, suchte man desto mehr andere Gelegenheiten sich zu ergözen. Ein Spiegel von Silberpapier mit Rieferrinde eingerahmt, als Brautgeschenk, gab (wenn auch nicht der Braut, doch der Hochzeitgesellschaft) mehr Vergnügen, als ein geschliffener in Goldrahmen, und man brauchte damit gar nicht subtil umzugehen. Ließ ihn der (hiezü instruirte) Ueberbringer zur Erde fallen, so war der Schade nicht groß; es gab keine Scherben, aber desto mehr



Schläge (vom zornwüthigen Hochzeitbitter), desto mehr Gelächter. — Oft erschien während des Essens eine Afterbraut mit einem Balge als Wickelkind, welche den Bräutigam in möglichste Verlegenheit zu bringen suchte, bald jammernd die Hände ringend, bald wieder zornig und schimpfend dem Ungetreuen mit gerichtlicher Klage und Rache drohend. — Auf solche Art erlustigte man sich, und das arme junge Ehepaar konnte dann doch auch etwas von seiner Hochzeit erzählen.

10. Ein Segen wird solchen Verbindungen gewöhnlich in reichem Maße zu Theil: nämlich der Kinderseggen. (Arme haben die Kinder, Reiche die Kinder, sagt ein Sprüchwort.) Was bei vermöglichen Leuten ein Gegenstand der Beglückwünschung ist, das möchte man den Armen oft lieber zum Vorwurfe machen. Wo viel mehr Anlaß zu banger Sorge, als zu festlicher Fröhlichkeit vorhanden ist, dort kann's für eine Kunst gelten, jene zu verscheuchen, und diese herzurufen. Dieses Kunststück ist bei den Kindtaufen armer Leute oft vollendet worden, wovon mir mehrere Beispiele der heitersten Art in der Feder schweben, die jedoch Kürze halber hier weglassen. Die Philosophie dieser Leute fußt auf den Sätzen: „Gibt Gott ein Häschen, so gibt er auch ein Gräschen,“ — „Sehet die Vögel unter dem Himmel“ u. — „Schauet die Lilien auf dem Felde“ u. (Math. 6. C. 26. — 29. V.) — Solche Zuversicht ist allemal gut, wenn der Mensch dabei auch redlich das Seine thut.

Bei bemittelten Leuten wurden die Kindtaufen immer als wichtige Familienfeste gefeiert, wozu 8 — 10 Gevattern geladen wurden, die sämmtlich ihre Ehehäften mitbrachten. Nach der Taufe kehrten die Paten in der Schenke ein, wo getrunken und oft auch getanzt wurde. Bekannt ist die Anekdote, wie solche einmal Winterszeit ohne Kind ins Gevatterhaus zurückkehrten, sie hatten's in der Seligkeit des Rausches unterwegs unbemerkt vom Schlitten verloren. — Die Taufessen (Geiben) bestanden aus verschiedenen Breien, mit Syrup übergossen; der dazumal hier noch unbekannt Kaffee wurde durch kräftiges Warmbier ersetzt.<sup>1)</sup> — Ein junger Pathe Hansel ist bei solcher Gelegenheit einmal gegen eine zum Vertrinken gespendete Gebühr in Hans umgetauft worden; davon die Gewohnheit, die jungen Leute, die zum erstenmal Pathe sind, zu hänseln.

Von solchen Taufessen erzählt man mancherlei ergötzliche Anekdoten. — Ein Politiker pflegte zu sagen: Wenn ich taufen lasse, so nehm' ich nicht meine Freunde zu Gevattern, die sind mir ohnehin gut; lieber laß' ich meine Widersacher holen, da werd' ich mit ihnen gut Freund. — Ein Anderer lud gern seine Gläubiger, um sie nachsichtig zu erhalten. Einer davon verstand aber einmal unrecht, und legte in das Pathebrieflein statt des Pathengeldes einen Denktettel mit dem Vers: Zu vorgekommen kann nach nicht kommen. — Ein Kindelvater fand in einigen Pathebriefen harte Thaler; in anderen nur wenig kleine Münze. Da sprach er während des Mahles seinen Gästen zu: „Eßt, eßt, ihr Gevattern, die ihr ganze Thaler eingebunden habt!“ Andere sehr drastische Vorfälle dieser Art lassen sich auch in einer Dorfchronik nicht gut nacherzählen.<sup>2)</sup>

11. Vom gegenseitigen Beschenken mit Osterreichern schreibt sich die Gewohnheit her, die Kinder, besonders die Paten um diese Zeit mit Geschenken zu erfreuen. Bei uns geschieht das am Ostermontage, in einigen Nachbardörfern am Gründonner-

1) Wollte sich ein Kindesvater hervorthun, so machte er eine Fleischgeibe.

2) Kaiser Joseph II., der seine Völker wohlhabend wünschte, setzte 1784 durch eine Verordnung die Zahl der Paten bei einer Taufe auf 2, höchstens auf 3 herab, um die Gelegenheit zum Aufwande abzuschneiden. Auch für Begräbnisse wurden manche, auf Ersparungen hinzzielende Anordnungen getroffen. Die Leichen sollten ohne Schmuck, wie der Leichnam Jesu in ein Leintuch gehüllt, und in einem Gemeindefarge mit beweglichem Boden zu Grabe gebracht werden. Dieser Boden war über dem Grabe zu öffnen, und die Leiche hindurch zu lassen. Dergleichen Verordnungen, welche gegen die Gewohnheiten des Volkes verstoßen, sind aber sehr schwer durchzusetzen. Manche mußten bald wieder aufgehoben werden; so auch die letztere schon im nächsten Jahre.



tage; in der Stadt haben sie das im Mai lieber. — Wie jetzt an Ostern, oder auch an Christi Himmelfahrt, von manchen Dörfern die Saatgänger um die Felder ziehen, machte man früher diese Prozessionen gern zu Pferde. Die Saatreiter nahmen dann alle Säule und alle Sättel in Anspruch, die nur aufzutreiben waren. Die elendesten Währen kamen gewöhnlich an die Musikanten. Vorsicht halber pflegte jeder „Bläser“ vor dem Besteigen sein Pferd zu probieren, ob's den Trompetentou vertragen könne, indem er ihm vor jedem Ohre einen kurzen kräftigen Tusch blies.

12. Bei derlei Kavalkaden war mitunter auch manch Ritter von der traurigen Gestalt zu sehen. Manch ungeübter Reiter wurde hügellos und hopfte jämmerlich auf dem Pferde, an den Wähnen mühsam sich im Sattel haltend; mancher wurde gar in Staub oder Koth abgesetzt. Nicht wenig komische Szenen wurden von neckenden Theilnehmern zum Ergöken der Menge absichtlich improvisirt. — Als der Zug einmal einen morastigen Dorfweg entlang ritt, versanken die Pferde mit den Beinen tief in den zähen Lehm, und schienen Mühe zu haben, dieselben herauszuziehen. Was that da ein jovialer Reiter? — Im tiefsten Koth saß er ab, bückte sich vor seiner geduldigen Rosinante, und bemühte sich mit scheinbar großer Anstrengung einen Vorderfuß um den andern Schritt vor Schritt aus dem Koth herauszuziehen. Also war er unter dem Beifall der Andern mit starken Fäusten seinem ermüdeten Gaul im Gehen behilflich.

13. Am 1. Mai wurde früh vor Sonnenaufgang auf dem Kirchturme türkische Musik gespielt, welcher Gebrauch (wie das Saatreiten) in den 30ger Jahren einging. — Auch pflegte man vor den Häusern Maibäume aufzurichten (lange geschälte Stangen mit grünen gezierten Tannenzwipfeln), womit auch Liebhaber ihre Mädchen verehrten. Diefem trat das Interesse des Forstwesens entgegen.

14. Am Pfingstsonntage zündete man auf den Bergen große Pfingstfeuer an, zur Erinnerung an die feurigen Zungen über den Häuptern der Apostel. In der Kirche ließ man während der Predigt eine weiße Taube fliegen als Sinnbild des h. Geistes. Hievon erzählte man eine sehr komische Anekdote, die sich aber hier nicht mittheilen läßt.

15. Ein uralter Brauch war das Bockstürzen. Das geschah am Jacobstage oder den Sonntag drauf also: Ein alter Ziegenbock wurde mit Blumen bekränzt im höchsten Giebelfenster der Schenke auf ein bewegliches Brett gestellt. Das Thier schaute verwundert von der ungewohnten Höhe auf die zahlreiche Zuschauermenge herab und begann da gewöhnlich zu meckern. Bei allgemeinem Zujuchzen fiel nun die Musik ein. Nachdem das Thier genug beschaut und bewundert worden, neigte man bei athemloser Spannung der Zuschauer das Brett allmählig, bis daß die abschüssige Fläche desselben die Stellung des Opfers unhaltbar machte. Furchtsam sich sträubend glitt es endlich aus, stürzte von der Höhe herab und wälzte sich mit gebrochenen Gliedern schmerzhaft am Boden. Dabei Trompetentusch und allgemeiner Aplaus. — Wie nun der bereitstehende Metzger das unglückliche Thier abstach, kamen die Leute herbei und fingen das Blut auf, um es zu trinken oder eingetrocknet aufzubewahren, denn es galt als vorzügliches Mittel gegen die fallende Sucht, auch gegen allerhand Zauberei. — Den Schluß machte ein Bierabend mit Tanz.

Dieser Brauch erinnert an die grausamen Opfersfeste des heidnischen Alterthums, und um ihn ist es am wenigsten schade. — Ein Fleischer in Proschwitz machte vor etwa 10 Jahren den Versuch ihn aufzufrischen, fand jedoch keinen Anklang. Bloß ein Schwarm neugieriger Kinder bildete das Publikum bei dem thierquälerischen Schauspiel. — Ist es schon schwierig, altgewohnte Bräuche abzustellen, so ist's noch viel schwerer, abgestorbene wieder zu erneuern; dieser Umstand gilt auch als guter Damm gegen reaktionäre Bestrebungen.

16. Bei anziehenden Gewittern pflegte man vormals mit allen Glocken zu läuten, indem man das Rachen derselben durch den Gockenschall verhindern zu



können glaubte. Dieser Mißbrauch wurde von Kaiser Joseph II. 1784 abgeschafft. Manche Leute waren bei diesem Gewitterläuten vom Blitz erschlagen worden, welcher bekanntlich gern nach hohen Gegenständen zielt. — Da früher bei uns die Gewitter viel heftiger waren als jetzt, und unter furchtbarem Donner oft Tage lang zwischen den Bergen standen, so meinen Viele, das Gewitterläuten habe ihren Stillstand bewirkt, und ihre Entladung verzögert. Andere wollen das aus dem ehemaligen Waldreichthum der Gegend erklären.<sup>1)</sup>

### Sonstige Umwandlungen in Natur und Leben.

Vor Alters sind in hiesigen Gebirgsthälern zuweilen sinnes- und geisteschwache Menschen vorgekommen, ähnlich den sogenannten Kretins in manchen Alpen-thälern. — Wenn so ein Kind heranwuchs, ohne daß es gehen, allein essen, reden lernte, und ohne daß der Verstand sich entwickelte, so nannte man's einen Wechselbalg. Man hielt nämlich dafür, das rechte Kind sei von einem bösen Geiste oder Zauberer gegen dieses erbärmliche Wesen ausgewechselt worden, da es etwa einmal unbewacht in der Wiege gelegen. Als Schutzmittel dagegen band man den kleinen Kindern rothe Bänder um die Händchen. — Auch Kröpfe waren hier, besonders in Neuwald, vor Zeiten ziemlich häufig; aber weder diese, noch so schwachsinrige Kinder, daß sie sich dem Kretinismus näherten, kommen jetzt allhier noch vor. Was ist die Ursache? — In den Alpenländern fanden die Naturforscher selbige im (kalthaltigen) Boden, im Wasser, welches aus demselben hervorquillt. Boden und Wasser sind aber bei uns dasselbe geblieben, nur die Wälder wurden gelichtet, wonach etwa die Sonne mehr einwirken, die Luft sich verändern konnte.<sup>2)</sup> So viel steht fest, daß früher die eigentlichen Kröpfe hier häufig zu sehen waren, jetzt schier ganz verschwunden sind, und daß dieses Verschwinden eine Ursache haben muß, die außer der menschlichen Willensmacht liegt, denn man konnte sie nicht ablegen wie eine Angewöhnung.

Dieses konnte man wohl mit dem Dialekte thun, der sich seit einem Jahrhundert ebenfalls merkbar verändert hat. Statt der Endsilbe el hörte man in Neuwald, (wie auch in Zerschmanik, Langenbruck und Oberdörfel) allgemein den (keineswegs angenehmen) zwischen a und o schwebenden Laut. (Die Riesengebirger gebrauchen dafür das a, die Schweizer das i.) Wie man sonst sagte: „Antouno, soi's 'n Gröito, so sou Hanson die poor Lümpe mandon;“ spricht man jetzt: „Antounel, soi's 'n Gröitel, se soll Hansln die poor Lümpel mandeln.“ — Das l konnte man gar nicht rein aussprechen, es wurde halb verschlungen, beinahe wie u gesprochen; wiu, Mühume, (das h verschwindend) Maauw, Pöuze, spricht man jetzt: will, Mühle, Mahl, Pölze.<sup>3)</sup>

Auch von dem was da freucht und fleucht, und was grünt und blüht auf Erden, ist mit der Zeit manches gekommen und manches gegangen oder seltener geworden. — Daß die früher in der Meisse häufigen Forellen und Krebse sich sehr vermindert haben, hat seinen Grund in der Verunreinigung des Wassers durch Walken, Färbereien u. s. w. Eben so ist die Altraupe (der größte Fisch

1) In der Maffersdorfer Kirche wurden jährlich an St. Johann und Paul um Abwendung schädlicher Gewitter 2 heil. Messen gelesen, welcher Gebrauch sich in den Wirrnissen des Jahres 1848 verloren hat.

2) Quellwasser gebraucht man jetzt mehr als früher, wo man zum Kochen gern das Flußwasser nahm, welches aber jetzt durch Walken und Färbereien verunreinigt ist.

3) Hiergegen ist zu bemerken, daß manche scharf ausgeprägte Familien-Eigenheiten sich lange in den Geschlechtern forterben. Da gelten die Sprichwörter: Art laßt nicht von Art; wie die Alten sungeu, so zwitschern die Jungen; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme u. s. w. — Ist der Sohn dem Vater weniger ähnlich im Aussehen, Charakter und Neigung, so gleicht oft der Enkel wieder desto mehr dem Großvater. „Das ist ein N.-Kopf,“ sagt man, wenn einer der Eigenthümlichkeit seiner Stammsfamilie gemäß handelt.



in der oberen Reiffe) hier nirgends mehr zu finden; die klüftigen Steine im wilden Fußbett, zwischen denen sie sich borgen, sind theilweis ausgesprengt, oder sie liegen den größten Theil des Jahres trocken, da nunmehr ein Kunstgraben dem anderen das Wasser gleichsam vom Munde wegnimmt. Die vielen grauen Flußmuscheln, deren Schalen man im Wassersande findet, waren jedoch schon vor Einwirkung dieser Ursachen ausgestorben, und niemand weiß zu sagen, warum ihnen das Leben hier nicht mehr gefallen hat. — Dafür erscheint nun der Weißfisch, der sonst hier fremd gewesen.

Die Alten erzählten, daß sie als Knaben viel starke Hirschkäfer fanden, die sie zum Spiel vor Wäglein spannten, und ziemliche Lasten fortziehen ließen. Auch nach ihnen sucht man jetzt vergebens. — Die allenthalben willkommenen Staare, welche jetzt im ganzen Thale (nur leider nicht ungestört) nisten, wagten sich früher nicht über die Kirche heraus. Dagegen bemerkt man eine auffallende Verringerung der Schwalben.

Solche Beispiele ließen sich auch im Pflanzenreiche auffinden. Namentlich scheint auf den nächsten Bergen der Wachholder an Ausbreitung zu verlieren; die Preiselbeere zu gewinnen. Als Waldbaum war früher die Tanne häufiger, die Kiefer seltener als jetzt. (Der Lerchenbaum wurde eingeführt, worauf wir noch kommen.)

Die Alten erzählten oft der jungen Welt zum Vorwurfe, welch große Aufsehen erregende Seltenheit es ehemals war, wenn ein Mädchen zu Falle kam. Eine solche ward dann wie anrücklich gemieden; hatte sie aber Geld, so gab es ein Mittel, der Schmach ledig zu werden. Sie brauchte nur in Prag einen sogenannten eisernen Brief zu lösen, der war ein Schild gegen jede Verunglimpfung, und niemand durfte sich dann unterstehen, ihren Fehltritt ihr vorzuwerfen. Für einen solchen Schutzbrief war die Gebühr von 12 fl. zu entrichten; die Behörde, welche diesen wohlfeilen Preis auf die (in der Volksmeinung so hoch im Kurs stehende) Unschuld gesetzt, wurde in der Erzählung nicht genannt. Kaiser Joseph II. hat diesen Mißbrauch abgeschafft.

In Proschwitz ward im Jahre 1761 ein Mädchen, Elisabeth Möllerin, in Umständen befunden, wie man sie jetzt bei hohen Damen interessant zu nennen pflegt, die aber für eine arme Magd oft recht fatal sind. Diese ward deswegen gefänglich eingezogen. Das Gerücht bezeichnete einen nachbarlichen Bauer, Hans Georg Bergmann, als Theilnehmer ihrer Schuld, und beide wurden in peinliches Verhör genommen. Die interessante Gerichtsverhandlung über diesen Gegenstand ist ins Proschwitzer Schöppenbuch eingetragen; sie ist aber von der Art, wie sie im öffentlichen Verfahren hinter verschlossenen Thüren gepflogen werden, da in alle Einzelheiten des Casus genau eingegangen wird und die Delinquentin sehr einfältige Antworten gibt. — Es ergab sich indessen die Schuldlosigkeit des verdächtigten Bauern, und wurde der wahre Thäter ermittelt. Wer den gerechtfertigten Bergmann noch ferner in dieser Art verläumden würde, sollte nach Urtheil der gnäd. Obrigkeit 20 Schock, den Proschwitzer Gerichten 6 Schock Strafe erlegen, an die Waffersdorfer Kirche aber 20 Pfd. Wachs abliefern.

Michel-Wenzel Nr. 11 in Neuwald borgte einmal von seinem Nachbar Joseph Jäger Nr. 10 einen Spanhobel, wie man sie zum Schneiden der Leuchtpäne gebrauchte, die sich jeder Hauswirth aus Buchenholz für seinen Bedarf selber anfertigte. In den Spinnstuben beleuchteten solche Späne viel gemüthliche Unterhaltung, viel harmlose Fröhlichkeit der guten Dorfleute. Diesesmal aber ließen sie desto mehr Elend und Jammer sehen, denn die Jahre 1771 und 1772 mit ihrem Gefolge von Noth und Tod brachen darüber herein. Der Wirth des Hauses Nr. 10 wurde sammt seiner Frau von der im ganzen Lande herrschenden ansteckenden Seuche dahingerafft; das Haus wurde verkauft, und die Kinder in die Welt zerstreut.



Nach mehr als 30 Jahren nahm ein Sohn des früheren Eigenthümers das Haus wieder in Besitz, ein guter Oheim hatte es für die Familie erhalten; man hielt viel auf die Heiligkeit des Stammbesitzthums. — Da kommt eines Tages der indeß zum Greise gewordene Nachbar aus Nr. 11 treuherzig mit dem Hobel unter dem Arme zum neuen Hausbesitzer und spricht: „Diesen Spannhobel habe ich in der theuren Zeit von eurem Vater geborgt, und nachdem diesen der Tod hinweggenommen, war niemand da, dem ich ihn zurückstellen konnte; nehmt ihr ihn jetzt, er gehört euch.“ Gerührt über diese Grundehrlichkeit nahm ihn der Mann als theures Andenken und einziges Erbstück von seinem Vater in Besitz.

Von der Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit jener Leute zeugen verschiedene Sprüchwörter, die unter ihnen gang und gäbe waren, wie: ein Schwefelhölzel — ein Kratzelsucken hilft wirthschaften; ein Faden die Spanne lang ist besser als ein Müßiggang. — Man erzählte von einem Hauswirthe, der so sparsam war, daß er sogar alle Topfscherben auffammelte, obgleich er nichts damit anzufangen wußte. Bei seinem Ableben fand man auf dem Bodenraume einen großen Haufen davon. — Am wenigsten ließ man einen Brocken Nahrung zu Grunde gehen; das hätte als Versündigung gegolten. „Der Reiter muß vom Pferde steigen, um einen Mundbissen Brot vom Wege aufzuheben.“

Nicht so nachahmenswerth war die lieblose Gewohnheit, jedes dem Nächsten zuschlagende Uebel als Strafe Gottes auszudeuten, die Sucht zu verleunden und fremde Fehler bloßzulegen, und dann das Vergnügen an Streit und Hader. — Die Feindschaften zwischen verschiedenen Familien spannen sich oft durch mehrere Menschenalter fort und man hörte nicht selten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit aufgeführtes Gezänk. Das gilt besonders von den Weibern, welche derartige Erlustigungen mitunter mit eben nicht ehrbaren Gestikulationen illustrirten; doch auch die Männer brüllten zuweilen ihren Vag dazu.

Hierher gehört ein Vorfall, welcher (auch ohne Benennung der Personen) vielen Proschwizern noch erinnerlich sein wird. — In einem Hause daselbst wohnte eine besonders zankfüchtige Familie, die einem friedliebenden Nachbar sehr beschwerlich fiel. Bei aller Behutsamkeit von seiner Seite zogen die Händelsüchtigen oft den Anlaß gleichsam bei den Haaren herbei, um ihre Zankübungen anstellen zu können. Dann kamen alle vom Größten bis zum Kleinsten aus dem Hause, und erhoben durch einander ein so entsetzliches Geschrei, daß es schier dem Kriegsgeheul der Indianer zu vergleichen war. Unmöglich war's, ein Wort dagegen aufzubringen; es half auch nichts, wenn der Angegriffene sich in sein Haus retirirte und die Thür hinter sich verriegelte; die erbosten Gegner umschwärmten dasselbe mit herausforderndem Toben, und wie sie des Belagerten ansichtig wurden, ging der Heidenlärm wieder in doppelter Stärke los.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte jener geplagte Mann einen klugen Einfall,

„den ihr, sofern ihr anders wollt,  
Belachen und beklatschen sollt.“

Er ergriff nämlich die Flachsbreche, ging damit vor die Thür hinaus und begann aus Leibeskräften zu brechen, daß das Echo von den Bergen wiederhallte. — Dieses Mittel war probat; das musketenfeuerähnliche Getnatter dieses Werkzeuges war auch mit der zornwüthigsten Anstrengung nicht zu überschreien. Der Feind strich die Segel und konnte so bei späteren Anfällen leicht wieder verschucht werden.

Nicht leicht konnte ein Hinderniß vom regelmäßigen Kirchenbesuche abhalten. — Wenn im Winter die Wege der abgelegenen Dorftheile vom (damals viel reichlicher fallenden) Schnee verweht, die Häuser bis an die Dächer eingeschneit waren, sammelten sich Sonntags die Bewohner zu einer Reihe, und die stärksten Männer gingen abwechselnd voran Bahutreten zu Kirchwege. Die Ehrfurcht vor dem Priesterstande war so groß, daß man sagte: Wenn Jemanden zugleich ein Engel und ein Geistlicher begegnen, muß er diesem die Hand küssen, bevor



er den Engel grüßt, denn der Priester kann die Consecration ausüben, nicht aber der Engel.

Die Schattenseite solcher Frömmigkeit war Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Das Lutherthum wurde verabscheut als der Weg zur Hölle. Männer aus Sachsen hausirten hier zuweilen mit Hollundersaft. Wenn ein solcher das Haus verließ, da pflegte die fromme Hausmutter sich zu bekreuzen, als hätte Satan selber die Schwelle überschritten, und salbungsvoll den Kindern zu sagen: „Das war ein luthrischer Magen, der kann nicht in den Himmel kommen.“ — Die Enkel jener Leute, die man nach der Weißenberger Schlacht mit Gewalt in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgetrieben, waren nun so eifrige Katholiken, wie man sie heut zu Tage nur etwa noch in Tyrol und in Spanien findet. Dazu hatten die Jesuiten viel beigetragen, welche dem Siege ihrer Lehre den besten Vorschub zu geben vermeinten, wenn sie dem Volke Abscheu vor dem Protestantismus einpflanzten.

Die Jesuiten reisten im Lande herum, und hielten Missionspredigten, wozu die vorzüglichsten Redner ausgewählt wurden. Diese schlugen ihre Kanzel unter freiem Himmel, gewöhnlich neben der Kirche auf, und erreichten bei ungeheurem Andränge des Volkes Erfolge, die an Johann Kapistrano erinnern. — Daß dergleichen Missionspredigten jener Zeit in sittlicher Beziehung von Nutzen waren, dürfte kaum in Abrede zu stellen sein. Spiegel und Schmucksachen wurden häufig zum Verkaufe für die Armen eingeliefert; erbitterte Feinde fielen sich vor allem Volke versöhnend um den Hals.

1732 vom 17. August hielten vier P. Jesuiten durch 8 Tage eine solche Mission in Reichenberg. Eben so ließ Dechant Kopsch 1750 daselbst wieder eine Volksmission abhalten. Vom 28. Sept. angefangen, predigten die Jesuiten Pichler, Otto, Stephani, Meizensky durch 8 Tage, und die Zuhörer erschienen so zahlreich, daß die Kanzel unter freiem Himmel bei dem Meisterhause auf der Neustadt errichtet wurde. An 20 Beichtväter waren täglich von früh bis Abends mit Beicht hören beschäftigt. Am Schlusse der Mission, den 7. Oktober, wurde das Missionskreuz vor dem Thore des Kreuzkirchhofes errichtet.<sup>1)</sup> Bei diesem Kreuze mußten nachher die gefallenen Mädchen eine gewisse Zeit verweilen und Buße thun, nachdem man sie vorher in der Kirche von der Kanzel herab öffentlich beschämt und einen Strohkranz auf ihren Kopf gesetzt hatte.<sup>2)</sup>

Nach der Stadt strömte auch vieles Volk am Feste der schmerzhaften Mütter Jesu, wo eine Prozession aus der Dekanatskirche in die Kreuzkirche glänzendes Schaugepränge darbot, (wie oben bei den Nachrichten über die Kreuzkirche gesagt wurde). Eben so am Charfreitage, wo fromme Büßer mit verlarvtem Angesicht schwere Kreuze trugen und sich geißeln ließen. Man hielt solche für reiche Sünder, die da Buße thaten; für die gaffende Menge wars ein Schauspiel. Fatal war, wenn einem bei dieser Pönitenz die Farbe vom Gesichte fiel, was einmal einem Töpfer widerfuhr, welcher den Namen Herrgottstöpfer davon trug.<sup>3)</sup> Wer am Charfreitage drei Kirchen besuchte, und in jedweder am h. Grabe betete, der hatte das Verdienst einer Wallfahrt nach Jerusalem. Unsere Dorfleute waren so politisch, sich diese Stufe zum Himmel ohne viel Mühe und Kosten aufzubauen: sie gingen in die Kirchen von Waffersdorf, Röchlitz und Reichenberg, in einem halben Tage wars abgethan.

Neben Gebetbüchern mit wunderlichen Titeln, und mit Formeln, geeignet Steine zu erweichen, waren verbreitete Hausbücher Pater Cochem's Leben der Heiligen und Leben Christi. In einem Anhange zu letzterem waren die entsetzlichen Höllenstrafen in haarsträubender Weise geschildert, und auf beige-

1) P. Ant. Hoffmann, Gesch. d. Kreuzkirche.

2) Dr. Bonté, Kalender aus Reichenberg.

3) Dr. Bonté.



druckten Bildern sah man, wie schauerhaft die Verdammten im glühenden Höllenpfuhle von den Teufeln gepeinigt werden. Dabei war zu lesen, daß die Seelen zu jeder Zeit so dicht wie Schneeflocken im Wintersturme zur Hölle fahren, während nur selten eine zur himmlischen Glorie emporsteigen kann. Aengstliche Gemüther sollen durch so schreckhafte Vorstellungen zur Verzweiflung gebracht worden sein. Was half es, daß daneben die Herrlichkeit des himmlischen Jerusalems bis in die Einzelheiten beschrieben, und die unaussprechlichen Freuden der Seligen mit den Farben von 1001 Nacht aufgetragen waren. Die Hoffnung sie zu erlangen war doch allzugerung.

Da wollten es denn Manche mit dem Beten zwingen; bei jeder Arbeit, auf allen Wegen und Stegen bewegten sich ihre Lippen im Gebet, so oft die Hände frei waren, glitten die Kügelchen des Rosenkranzes durch die Finger. Sie bedachten nicht die Worte der Schrift: „Nicht Alle, die zu mir sagen: Herr, Herr; werden ins Himmelreich eingehen,“ oder: „So du beten willst, geh in dein Kämmerlein;“<sup>1)</sup> zc. — Doch mag ein Jeder über den Werth solchen Lippengebetes nach seiner Weise urtheilen. — Wurde so ein Betbruder durch Vorfälle, wie sie das Leben bringt, in augenblicklichen Zorn versetzt, so geschah es zuweilen, daß ihm mitten im salbungsvollen Gebet ein schneller Fluch entfuhr, worauf dieses sogleich wieder langsam fortgesetzt wurde. Verschiedene komische Beispiele dieser Art sind erzählt worden; es ist jedoch hier nicht darauf abgesehen, solche zu sammeln. — Betbrüder und Betschwester zu Bruderschaften vereinigt, die sich Amulette umhängten und (gleichsam sich für den Himmel zu asskuriren) verpflichteten, täglich eine Anzahl Gebete herzusagen, gab es aller Orten. Durch Kaiser Joseph II. wurden 1784 diese Bruderschaften aufgelöst, und ihre Kapitalien bei den Landständen zum Besten der Armen angelegt.

Bettelmönche durchzogen das Land und hielten reichlichen Ernte. Wenn ein solcher das Haus betrat, wurde das Beste hervorgesucht, was Küche und Kammer zu liefern vermochte: Eier, Schmalz, Käse, Mehl u. dgl. Sie hatten ihre Träger bei sich, denen sie diese von den Hausfrauen reichlich gespendeten Artikel aufluden. Dagegen theilten sie ihre geistlichen Schätze aus: nützliche Traktätlein, schöne Gebetlein mit Ublaf, kräftige Segen und vortreffliche Scapuliere, alles approbirt. In manchen Haushaltungen haben sich bis hente Überbleibsel von derlei heiligen Sachen erhalten.

Allgemein waren die Wallfahrten; je weiter der Gnadenort, für desto verdienstlicher galten sie. In Prozessionen zogen die Wallfahrer von hier nach Haindorf, Politz, Abendorf, einzeln bis Maria Zell. Letztere Wallfahrt brachte die meisten Gnaden ein, und wurde von manchen Personen jährlich unternommen; unterwegs wurden auch verschiedene andere Wallfahrtsorte besucht. Eine sehr allgemeine Wallfahrt ging auch nach Prag zum Johannesfeste, (16. Mai). Es galt auch, wenn man Andere für sich wallfahrten schickte; da gab es Personen, die sich ein Geschäft daraus machten, den ganzen Sommer um Lohn zu wallfahren.

Da mit dem Wallfahren viel Mißbrauch und Unfug getrieben wurde, beschränkte sie ein kaiserl. Dekret vom 27. Juli 1775; Kaiser Joseph II. verbot sie endlich ganz (21. März 1784). Beschränkung und Verbot haben jenerzeit nicht gründlich gewirkt; auch hat dieses Kaiser Franz nachher wieder aufgehoben. Der sittliche und pekuniäre Nachtheil der Wallfahrten mag zuweilen übertrieben worden sein; jetzt war es ein müßiges Geschäft, gegen eine Sitte zu eifern, die ohnedies der Zeitgeist allmählig verschwinden macht. — Man packte ein Hausbrot und einen Mäskeltopf (Butter und Quark untereinander) auf den Rücken; über dieses brauchte man für Zehrung nicht viel. Also zog man fürbaß in die Welt hinein

1) Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel Worte machen, wie die Heiden. (Math. 6. C. 6. 7 B.)



mit Beten und Singen; in erfreulicher Hoffnung auf den Himmel sah man gelegentlich mehr von Gottes schöner Erdenwelt, und erfuhr manches, was man außerdem nicht gesehen und erfahren hätte.

Führen wir nun Einiges aus dem reichen Gebiet des Aberglaubens an.

Wenn ein Messer die Schneide aufwärts gekehrt auf dem Tische liegt, beieilt sich Jedermann, dasselbe umzulegen; die armen Seelen fallen in die Schneide. — Dieser einfältige Wahn verhindert den Schaden, den Einer haben könnte, der zufällig durch ein Glied seines Körpers mit der scharfen Schneide in Berührung käme.

Für Diejenigen, so die Brotsamen vom Tische sammeln, wird alle Jahr eine Messe gelesen, und wenn Einer einen Bissen Brot am Boden liegen sieht, und nicht aufhebt, so entsteht Theuerung; — eine eindringliche Ermahnung, nichts Nutzbares zu Grunde gehen zu lassen.

Wer in Geschäften ausgeht, und umkehren muß, weil er etwas vergessen hat, der hat kein Glück bei diesem Gange. — Ganz richtig! er hat seine Sache nicht gehörig im Kopfe; darum wird sie nicht gelingen.

Sehr lieblos ist aber die Meinung, es bringe Unglück, wenn Einem beim Ausgehen zuerst ein altes Weib begegnet. Es ist geschehen, daß rohe Menschen, indem sie vom vorgehabten Gange umkehrten, die unschuldige Ursache ihres Verdrußes verwünscht und verlästert haben.

Bekannt sind die heidnischen Aberglauben der Walpurgisnacht, wo die Hexen auf Besen durch die Luft reiten. Eben da konnte man aber ihren Zauberkünsten durch richtige Beobachtung gewisser Gebräuche fürs ganze Jahr erfolgreichen Widerstand leisten. Ein eben so gutes Zeichen war am Charfreitage. Das ist aber ein trauriges Thema, von den Hexen, wenn man bedenkt, wie viele vor Zeiten als solche unschuldig gefoltert und hingerichtet wurden. — Obgleich nunmehr der Hexenglaube zum Kinderspott geworden ist, verwirrt er doch immer noch die Köpfe einzelner unwissender Menschen. — Possierlich wars, wenn zwei Weiber sich gegenseitig für Hexen ansahen. Wenn aber der übernatürliche Spuck und das Unheil, so sie von einander argwöhnten, nur in der Einbildung bestand, war doch die natürliche Kränkung, die sie deswegen sich zufügten, leidige Wirklichkeit.

Wenn ein Kind, oder auch ein erwachsener Mensch kränkelte, ohne daß man die Ursache davon einsah, so hieß es: er hat das Maaß verloren. Eine weise Frau mußte kommen, um seinen Körper mit einer Schnur in verschiedenen Richtungen zu messen. Da fehlten regelmäßig einige Zoll zum richtigen Verhältniß; aber das Messen half.

Fehlte dem Vieh etwas, wollte es nicht fressen; gab die Kuh zu wenig Milch, oder gar Blut mit derselben, ging die Butter nicht zusammen, so wars verhext. Die Hexe war im Stande, in ihrem Hause, an den Zipfeln eines Grastuches eine entfernte Kuh auszumelken. Leute, die solchem Zauber „Widerstand“ zu thun vermochten, gab es allenthalben; aber man weiß: kein Prophet gilt in seinem Vaterlande. Der Ruf solcher Nothhelfer wuchs mit der Entfernung. Auf Antrieb der Frau mußte der Mann erforderlichen Falls nolens volens meilenweit einen solchen herbeiholen. Je mehr dieser geheimnißvollen Hokus-Fokus machte, desto größer ward sein Ansehen.

Nach Sonnenuntergang verkauften vorsichtige Weiber weder Milch noch Butter, sonst hätte die Zauberei Anflug gehabt. — Viele Uebel konnten durch kluge Leute besprochen oder versendet werden; wer solches, und viel anderen Unsinn nicht glaubte, galt für gottlos. Alle glaubten es aber doch nicht, und es gab denn doch helle Köpfe, die geneigt waren, sich darüber lustig zu machen. Ein solcher ist's gewesen, der folgende Anekdote erfann.

Ein Pfarrer entließ seine alte Köchin. Diese jammerte in großer Bekümmerniß, was sie nun anfangen, wie sie in ihren alten Tagen sich ernähren solle? Der



Pfarrer gab ihr den Rath, sie solle versenden gehen. — „Was muß ich dabei sagen?“ fragte sie; und der Pfarrer lehrte sie den Spruch: Birkenreisig und Buchenreisig brennt so gut wie ander Reisig. — Die Köchin aber that nach diesem Rathe; wo im Dorfe Jemanden an der Gesundheit was fehlte, bot sie ihre Hilfe an, murmelte unter obligaten Bekreuzungen leise den geheimnißvollen Spruch, und die Kranken genasen wie von sich selber; ihr aber half der Spruch zu einem guten Nahrungsweig.

Wer etwa wegen überladenen Magen im Schlafe auf dem Rücken liegend Beklemmungen empfand, dem konnten Traum oder Phantasie ein Wesen vorstellen, welches sich mit großer Last auf ihn legte und ihn zu ersticken drohte. Dieses Wesen erschien gewöhnlich in Gestalt eines grauen Männleins, und hieß der Alp, und sein tödtliches Geschäft das Alpdücken. Menschen, die im Geruch der Zauberei standen, hatte man auch wohl im Verdacht, daß sie zu neckischem Zeitvertreib zur Nachtzeit im Dorfe hausirten, um als Alp die Leute zu äffen. — Eine herzhaftige Frau in Neuwald berühmte sich, mit einem derlei Alp einen hizi-gen Strauß siegreich ausgefochten zu haben. Der Quälgeist erschien ihr in Gestalt einer alten Magd aus Hahn, welche für sie Wolle spann, und die sie nicht wohl leiden konnte. Die Gedrückte, welche viel mehr Kurasche hatte als Verstand, schöpfte Verdacht, und nahm sich vor, sich zu rächen. Als sie schlafen ging, legte sie sich die Mangelkeule neben das Bett, und beschloß, dem frechen Gespenst aufzulauern. Richtig! kaum beginnt sich der Schlummer auf ihre Augenlieder zu senken, da scheint sich ein Fensterflügel etwa drei Finger breit zu öffnen, zu dieser Spalte herein schlüpft die bekannte Gestalt, und will sich gemächlich über die Schläferin ausstrecken. Aber diese, jähzornig wie sie war, ermannt sich schnell, ergreift die Mangelkeule, schwingt sie gleich einem Tomahawk, und beginnt damit die unglückselige Alpin entsetzlich zu zerbläuen mit Stoßen und Hauen; vorzüglich gegen die Rippen derselben richtet sie die kräftigsten Stöße. Nichts half alle Gegenwehr; die Hexe mußte das Feld räumen und froh sein, durch die Fensterpalte wieder das Weite zu gewinnen.

Wer nun lange Zeit nicht nach Wolle kam, das war die Hahner Magd; es hieß: sie sei die Bodentreppe herabgestürzt und habe drei Rippen zerbrochen. Unsere Heldin aber kannte den Sachverhalt besser, und erzählte den Vorgang vertrauten Personen; das sind für solche Leute alle, mit denen sie ins Gespräch kommen. Kein Alp hat fernerhin gewagt, sich ihrer Bettspunde zu nahen; schon der Triumph über ihren Sieg ließ keine Beklemmung mehr aufkommen.

Auch im Aberglauben wechselt die Mode. — Wie man jetzt durch Tischrücken und Geisterklopfen in die Geheimnisse des Jenseits einzudringen versucht, so hatte man früher Höllenzwänge, aus Doktor Fausts Schule; man kannte Formeln, mit denen man Geister citiren, andere, womit man von ihnen Geld erbeten konnte. Auch wußte man Diebssegen, die, über einen Gegenstand ausgesprochen, den Dieb zwangen, dabei stehen zu bleiben. Der böse Müller Bienert in Neuwald rühmte sich, eine Höllenzwang zu besitzen, niemand hat ihn aber zu Gesichte bekommen. Auch einen geschriebenen Diebssegen besaß er; dieser war noch vor 20 Jahren vorhanden, und es ist recht schade, daß er nun verloren gegangen ist.

Beim Aufbewahren solcher verhänglicher Sachen war große Vorsicht nöthig; Uneingeweihte konnten damit viel Unheil anrichten. Dieses erfuhr einst ein gewisser Kitterl in Schumburg. Das war ein weiser Arzt,

„Der hat sich der Magie ergeben,  
Ob ihm durch Geisteskraft und Mund  
Nicht manch Geheimniß würde kund,  
Daß er erkenne, was die Welt  
Im Innersten zusammenhält.“



Vom eifrigen Studiren ermüdet, ging er einst ins Freie hinaus, und ließ aus Versehen ein schwarzes Buch auf dem Tische liegen,

„Und dieß geheimnißvolle Buch  
Von Nostradamus eigner Hand“

schlug nun sein kleiner Sohn neugierig auf, und begann darin seltsame Formeln abzulesen. Der arglose Knabe gewahrte nicht, wie von allen Seiten schwarze Raben auf das Haus zuflatterten, immer zahlreicher, je weiter er im Lesen kam; „sie schweben hin, schweben wieder — auf und nieder.“ — Wie nun der Vater von seinem Gange über Feld heimkehrte, sah er mit Schrecken das ganze Dach seines Hauses mit den unheimlichen Vögeln bedeckt, die es überdieß in dichten Kreisen krächzend umschwärmten. Augenblicks erkannte er in denselben die seelenlüsternen Dämonen der Unterwelt; — „die Geister, die du hergerufen, wie werden wir sie los?“ — Schnell gefaßt, holte er eine Scheffel Hirse vom Boden, streute ihn auf weitem Plane aus, und gebot den Kindern Belials, ihn bis auf das letzte Körnlein aufzupicken; sodann entriß er dem erschrockenen Knaben das Buch, und beeilte sich, die abgelesenen Seiten Buchstabe für Buchstabe zurück zu lesen. Darüber wurden der Raben immer weniger; nach und nach, wie sie gekommen waren, flogen sie wieder davon, und glücklicherweise gelang es Kittel, auf diese Art alle zu bannen, bevor sie die aufgegebenen Arbeit ganz vollendet hatten. (Nach einer anderen Version befahl Kittel den verkappten Geistern, die Steine von den Feldern zusammenzutragen, die in dortiger Gegend auf den Rainen aufgeschichtet sind; genug, der Zauber wurde unschädlich gemacht).

Aus Dankbarkeit für diese Rettung baute Kittel dem Herrn eine Kirche mit der heiligen Stiege von 33 Stufen, über welche die frommen Wallfahrer im Gebete kniend hinauf rutschen; das gefährliche Buch aber soll er dem Feuer übergeben haben.

Drei glaubensstarke Männer in Neuwald vereinigten sich einmal zu dem Geschäfte, um Geld zu beten. Der lahme Hübelschuster aus Nr. 26 leitete dieses eigenthümliche Industrie-Unternehmen, welches im Hause Nr. 47 in Ausföhrung gebracht werden sollte. Nacht und Stunde wurden nach den besten Auspicien gewählt, und alle Vorbereitungen mit größter Sorgfalt getroffen. St. Christophorus war als starker Patron erwählt, und als die drei in erwerbsüchtiger Audacht hinter verriegelten Thüren die kräftigsten Formeln herfagten, lugte einer um den andern in gespannter Erwartung durch die verhängten Fenster, ob die mildthätigen Geister in Gestalt weißer Tauben bald herniederschweben würden.

Endlich erschien eine Gestalt in weißem Gewande, und unschlich mit langsamen, feierlichen Schritten das Haus. Furcht und Hoffnung erfüllte die Gemüther der eifrigen Väter, die nun mit Hast den für diesen Fall vorgeschriebenen Hokus-Fokus vollbrachten. Indessen wurde das Gespenst lebhafter und machte allerhand seltsame Kapriolen. Endlich, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, erhob der Hübelschuster mit aller Macht seine Stimme und rief: „Bist du ein guter Geist, so sei uns gnädig und verleihe uns deine Schätze; bist du aber ein böser Geist, so hebe dich von hinnen!“ — Das wirkte; jach und krach flog ein gewichtiger Sack zum Fenster herein und zerplatzte auf den Dielen, so daß der Inhalt sich klirrend über den Fußboden verbreitete.

Der Geist huschte nachdem über den Hügel hinunter und war verschwunden; grausam aber war die Täuschung unserer Freunde, welche, wie sie jetzt sich hastig ans Auffammeln des Schatzes machten, statt der erbetenen „elfmalhunderttausend Thaler gangbare Münze, sei es in Silber oder Gold“, — eitel Scherben in die Hände bekamen.

Der Nachbar, der ihnen diesen Streich gespielt hatte, war ein Spaßvogel sonder Gleichen, von dessen launigen Einfällen und Ausfällen ein Buch geschrieben werden könnte.



Anderer nach verborgenen Schätzen begehrliche Leute waren zu bescheiden, als daß sie wie Fortunatus mit dem Wünschhütlein, oder wie Rolands Kappen, die Bescheerung auf bloßen Wunsch vor sich zu haben hofften. Sie ließen sich die Mühe nicht verdrießen, mit Hacke und Schaufel im Erdboden darnach zu suchen. Schatzgräber von Profession waren gern bereit, gegen einen anticipando bezahlten Antheil hiezu die nöthige Anleitung zu geben. Ihr größtes Kunststück war: sie machten sich unsichtbar, nachdem sie den Lohn in der Tasche hatten.

Man erzählte, diese Gegend sei in der Vorzeit reich an edlen Steinen gewesen, welche das eingeborne Volk nicht kannte. Wälsche kamen daher aus fremden Landen, suchten mit Kennerblick die Edelsteine in unseren Bergen auf, und kehrten als reiche Leute in ihre Heimat zurück. Sie pflegten zu sagen: in Böhmen wirft mancher Hirt einen Stein nach seiner Kuh, welcher mehr werth ist als die Kuh. — Solche Sagen wurden zuweilen von Betrügern benützt, um die Leute hinters Licht zu führen. So erschien einmal ein Fremder und pries die Swiganer Waldberge ob ihres Reichthums an Edelsteinen. Nachdem er die Neugier und Erwartung der Leute gehörig gespannt, zeigte er einen Plan für ein Bergwerk im Swiganer Walde, und fand leichtgläubige Glücksnarren, welche Kuxe oder Antheile auf dessen Betrieb übernahmen; mit den dafür eingenommenen Geldern aber ging er auf und davon, ohne einen „Hack“ zu machen.

Auf dem Mühlberge in Neuwald findet man viel Quarzsteine mit Glimmer, (sogenanntem Razensilber). Manche derselben sind von regelmäßiger Form und theilweise durchsichtig; sie hielt man für unreife Edelsteine. Vor 80 Jahren grub der Müller Dienert in Gemeinschaft mit seinem Nachbar Herrgot beim Hanse Nr. 35 einen Schacht, um fertige Edelsteine zu suchen. Als sie in der Tiefe auf Wasser stießen, war ihr Projekt im wahren Sinne des Wortes zu Wasser geworden.

Eine andere in Neuwald passirte Geschichte nahm einen mehr tragischen Ausgang. Dasselbst lebte vor 100 Jahren ein Mann, der sich durch verschiedene Eigenheiten vor andern Menschen unterschied. So hatte er z. B. seinen eigenen selbstgebauten Sarg 20 Jahre lang auf dem Boden bereit stehen; (er pflegte gedörrtes Obst und andere Sachen darin aufzubewahren). Während nun dieser Mann einmal im nächtlichen Schlafe lag, schlich sein Feind mit der Sense aufs Feld hinaus, und hieb ihm in gottloser Rache die Krautpflanzen um. Als der Eigenthümer der Pflanzung am nächsten Morgen das Unheil besah, konnt' ers nicht verschmerzen. Er geht hinein, holt einen Topf, gräbt eine Fußspur des vermeintlichen Frevlers aus, gibt die Erde in den Topf und verfährt damit nach einem Zauberrezept.

„Rüstig, rüstig! Nimmer müde!  
 Feuer brenne! Kessel siede!  
 Kröte du, die Nacht und Tag  
 Unter kaltem Steine lag,  
 Monatlang Gist sog ein,  
 In den Topf zuerst hinein!  
 Schlangen, die der Sumpf genährt,  
 Kocht und zischt auf diesem Herd!  
 Froschzeh'n thn ich auch daran,  
 Fledermaushaar, Hundeszahn,  
 Otternzungen, Stacheligel,  
 Eiderpfoten, Entensfügel,  
 Zauberhalber werth der Milch,  
 Sied' und koch' wie Hellenbrith.  
 Thn auch Drachenschuppen dran,  
 Herennumien, Wolfeszahn,  
 Türkennasen thu hinein,  
 Tartarlippen, Fingerlein  
 In Geburt erwürgter Knaben,  
 Abgelegt in einem Graben,  
 Werf auch, dann wirds fertig sein,  
 Ein Getrös vom Tiger drein,



Geister schwarz, weiß, blau und grau,  
Wie ihr euch auch nennt,  
Rührt nun alles um genau,  
Was ihr rühren könnt!“

Kurz darauf bekam dieser Mann einen unheilbaren Schaden am Fuß, woran er sterben mußte. Die Leute glaubten, daß er in der Hast des Unwillens seinen eigenen Fußstapfen zum Hexengebräu verwendet habe.

Von übernatürlichen Wesen, welche mit den Menschen in Berührung kamen, kannte man hier die Elfen unter dem Namen Holzmannel und Holzweibel. Das waren winzige Kreaturen, die sich gern zu einsamen Hirten gesellten, sich mit ihnen unterhielten, ihnen Märchen erzählten und Lieder vorsangen. Wogegen sie kleine Dienstleistungen verlangten. Waren die Hirten gutherzig, gefällig und freundlich, so wurden sie beschenkt, oft mit einer Schürze voll Laub, das sich dann zu Hause in Gold verwandelte; grobe und boshafte aber wurden bestraft mit allerlei Schabernack nach Rübezahls Manier. — Manche Leute hielten dafür, dieß harmlose Völkchen sei schon nach der Schlacht am weißen Berge aus Böhmen ausgewandert, und Einzelne wußten den Vorgang zu erzählen. Am Ufer der Moldau hatte sich die Schaar der kleinen Leute gesammelt, und sie gingen einen Schiffer an, daß er sie für Geld und gute Worte zusammen überfahre. Das mochte dieser nicht wagen, denn es waren ihrer so viele, daß er Überladung des Schiffes besorgte. Da wurden sie Handels einig, daß er zuerst den Häuptling allein aufnehme, und der Schiffer stieß ab. Wie staunte er aber, als er sein Fahrzeug bis an den Bord einsinken sah. Das Wunder erklärte sich erst durch ein zweites Wunder, denn beim Aussteigen sah der Schiffer, daß er das ganze kleine Heer über den Fluß geschifft hatte; unsichtbar waren alle mit ihrem Königlein ins Schiff gestiegen. — Abziehend sangen sie im Chor:

„Wir kommen nicht wieder in dieses Land,  
Bis daß es kommt in eines Herzogs Hand.“

So wurde die Sage von den Holzmanneln hier erzählt; ihre Auswanderung wurde aber sehr bedauert, denn es hieß, sie hätten die gute Zeit mitgenommen.

Nicht so gemüthlich war der Wassermann, der hier auch sein Wasserweibel hatte, welches sich in der Dämmerung an der Reize plätschernd mit der Wäsche beschäftigte, aber sogleich ins Wasser sprang, wenn es Jemandens ansichtig wurde. Der Wassermann zeigte sich stets in grauer Matrosenjacke und rother Mütze; von ihm glaubte man, daß er jährlich aus dem Dorfe ein Opfer heische, gewöhnlich ein unvorsichtiges Kindlein. — Der Wassermann hielt sich gern unter dem Reifestege nächst Philipp Schmidt's Fabrik in Proschwitz auf, und hat daselbst viele Leute zum Fürchten gemacht. Ein Mädchen aus Neuwald hat sogar vom Schrecken den Tod davongetragen. Einmal passirten diesen Steg zwei alte Männer aus Neuwald, wie sie des Abends aus Proschwitz heimgingen. Da hörten sie ein Plätschern im Wasser, und als sie sich umsahen, erblickten sie deutlich den Wassermann, wie er den Oberleib abwechselnd aus dem Wasser erhob und wieder untertauchte. Entsetzt eilten die Beiden den Berg hinauf, und kamen athemlos zu Hause an, wo sie ihr Abenteuer erzählten. — Zwei vorwitzige Burschen gingen hin, um zu sehen, obs auch der rechte Wassermann gewesen sei, denn öfters soll auch der Fischotter dessen Rolle gespielt haben. Wie die Jünglinge auf Ort und Stelle kamen, sahen sie einen Ast, der in eine Mauerspalle unter dem Stege eingespießt, mit angeschwommenem Schlamm und Reifig beschwert, vom Strome auf und nieder gespielt wurde, und so das plätschernde Geräusch verursachte.

Der Wassermann ist noch nicht ganz ausgestorben, Manche glauben noch an ihn; doch scheint er in der neueren Zeit seltener geworden zu sein. Vielen ist er heut zu Tage nur noch ein brauchbarer Popanz für die Kinder, welche durch die Furcht vor ihm besser, als durch Ermahnungen zur Vorsicht gegen das Wasser abgehalten werden.



Auch der wilde Jäger, hier Nachtjäger geheißten, ließ sein „Horidoh und Hussaffah!“ häufig in den finsternen Wäldern erschallen. Viele haben mit Entsetzen berichtet, wie sie, bei steter Gefahr das Gesicht auf den Nacken gedreht zu bekommen, Nachts von ihm aus dem Walde geheßt wurden. — Die Existenz des Nachtjägers bildet gegenwärtig noch eine Streitfrage, wie manch andere Glaubensartikel aus diesem Bereich.

Nebst anderem wäre nur noch der feurige Drache zu erwähnen, der, mit der Hölle verwandt, durch die Luft einherzog und gottlosen Leuten Geld brachte. Seinen Einzug in die Häuser pflegte er durch den Kamin zu nehmen. — Die Irrlichter, welche Diejenigen, so ihnen folgten, bei Nacht und Nebel in Sümpfe verführten, galten für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder. — Den Berggeist Rübezah! kannte man hier meist nur vom Hörensagen der Gebirgsleute.

### III. Böhmens Bethheiligung am Welthandel. Ein Vorschlag.

Man hat uns einmal von wohlwollender Seite den Vorwurf gemacht, daß wir zu wenig in die Ereignisse der Gegenwart einzugreifen uns bemühten. Wir wollen demselben begegnen, indem wir einen Versuch machen, der nächsten Zukunft wo möglich eine Wendung zu verleihen, die, wie wir glauben, für Böhmen und Oesterreich von großer Bedeutung werden könnte. Man gestatte uns dem Gedanken seine Entwicklung zu geben und sei es auch, was, wir nicht glauben, nur ein Traum, nun so sei es ein freundlicher Traum gewesen.

Jedermann weiß, daß Oesterreich mit seinem Seehandel d. h. mit seiner Bethheiligung am Welthandel einerseits an das adriatische Meer, andererseits an die Donau angewiesen ist. Letztere läuft in einen Sack aus, das schwarze Meer, dessen Zugriemen nicht in unseren Händen sind. Wer Herr vom schwarzen Meere, wer Herr des Bosporus ist, ist auch Herr des österreichischen Donauhandels. Noch schlimmer ist das Verhältniß in Bezug auf die Adria. Das Nachtheiligste, was für uns geschehen konnte, ist eingetreten, da sich alle Häfen von Ancona südlich in den Händen einer uns feindlichen Macht befinden, deren Bedeutung dann hervortritt, wenn man sich klar macht, was Italien schon zwei Male in der Weltgeschichte war. Seine Stellung zwischen der Balkanhalbinsel und der pyrenäischen, zwischen Oesterreich und Frankreich ist so maßgebend, so einflußreich, daß der Beherrscher des letzteren Landes vielleicht noch den Tag verwünschen wird, an welchem er Italien geschaffen. Jetzt und noch für lange ist aber alle Ungunst der neuen Schöpfung gegen uns gerichtet und da auch die jonischen Inseln, deren Erwerb im J. 1815 für uns so nahe gelegen, an Griechenland kamen, befinden sich die österreichischen Besitzungen am adriatischen Meere in einem Cul de sac, in einem Sack, dessen Schnürrriemen unsere größten Gegner besitzen, Griechen und Italiener, welche ihre Flotten, ihren Handel, ihre Bethheiligung an der größten Wasserstraße dreier Erdtheile, dem mittelländischen Meere, täglich mehren. Nun kommt noch etwas dazu. Italien steht auf dem Punkte sich der ostindischen Ueberlandpost zu bemächtigen. Von Alexandria wird dieselbe nach Brindisi, früher und Jahrhunderte lang der große Stapelplatz zwischen Orient und Occident, geleitet; dann geht die Verbindung der Pulsader Italiens, der großen Eisenbahn entlang an den Mont Genis, dessen Perforationsarbeiten ebenso ruhig und sicher vor sich gehen, als ruhig und sicher die Verlegung der Hauptstadt Italiens von Turin nach dem den österreichischen Waffen unzugänglichen Florenz erfolgte. Ist auch die ostindische Post für Italien gewonnen, so hat sich die Straße des Welthandels festgesetzt, Italien, Frankreich, Großbritannien stehen mit einander in der directesten Verbindung und Oesterreich ist dahin gebracht, wohin es seine Feinde längst bringen wollten, außerhalb der europäischen Ereignisse zu stehen, ein Staat zweiten Ranges, um welchen man sich bei der Einrichtung europäischer Angelegenheiten nicht mehr zu kümmern braucht. Drei



Dinge konnten meiner Ueberzeugung nach hier helfen. Zwei sind politischer Natur und werden ebendeshalb hier nicht erwähnt; das dritte ist rein commercieell und soll hier als Plan vorgelegt werden.

Die indisch europäische Post und damit also die commercielle Verbindung Europas mit Südasien wendet sich von Alexandria, wenn sie Italien erreichen will, Creta und der Westküste von Griechenland zu, um durch das jonische Meer Brindisi zu erreichen. In gleicher nördlicher Breite liegt nun am östlichen Winkel des Meerbusen von Saloniki, das alte Thessalonike, in macedonischen Zeiten wie im Mittelalter eine durch ihre Lage am Meere und am Einflusse des Vardar in dasselbe wichtige, gegenwärtig selbst sehr blühende Handelstadt, der natürliche Hafen von Bulgarien und Serbien, einst das beständige Ziel der serbischen Könige, welche die Nothwendigkeit wohl erkannten, mit dem südlichen Meere in Verbindung zu treten. Die Stadt von etwa 70000 E. liegt an der westlichen Spitze eines Dreieckes, das nordöstlich durch Constantinopel, südöstlich durch das wichtige Smyrna geschlossen wird. Die Bai von Smyrna, diesem Haupthandelsplatz der Levante, und der Busen von Saloniki sind selbst nur die Enden eines von der Natur mitten im Archipelagos angelegten großen Canales. Besitzt Saloniki eine fast unvergleichliche Lage was das Meer betrifft, so daß, was immer für Störungen durch Krieg, Blockade &c., im adriatischen Meere vorfielen, der Handelsweg mit der Levante und Alexandrien, wenn er einmal zwischen Oesterreich und Saloniki durch eine Eisenbahn eröffnet wurde, davon unberührt bliebe, so bietet die Nord- und Landseite eine nichts weniger als schwierige Verbindung mit unseren ungarischen und damit auch dem böhmischen Eisenbahnnetze dar. Die Entfernung von Saloniki bis Semlin beträgt in gerader Linie etwa 70 deutsche Meilen. Die Eisenbahn würde zuerst den Vardar nördlich bis zu dessen Quellen ziehen, dann unschwer in das Thal der Morava einlenken und dieser entlang gehend endlich die Donau in der Nähe von Semendria oder Belgrad erreichen. Ist einmal das österreichische Gebiet erreicht, so handelt es sich nur mehr darum, die weitaus gehenden Bahnen zu vermeiden und über Wien und Prag die kürzeste Linie nach Leipzig zu gewinnen. Für Oesterreich selbst würde dadurch die große Lücke ausgefüllt, welche zwischen der Adria und Constantinopel vorhanden ist, die nächste Verbindung mit Alexandria gewonnen und jedenfalls mittelst Saloniki die Verbindung mit der Levante offen erhalten, wenn die auf der Adria oder dem schwarzen Meer gesperrt wird. Endlich wird Ungarn und den Südslaven für ihre Producte ein neuer Weg bereitet und wie ich nicht zweifle, Griechenland mit seinen unternehmenden Kaufleuten in ein gemeinsames Interesse zu Oesterreich gebracht, Italien aber der Handelsweg entzogen, welcher Oesterreich Verderben bringen könnte, bringen müßte; für uns, die kürzeste Verbindungslinie zwischen England und dem Orient gewonnen, eine neue und direkte Verbindung mit dem letzteren hergestellt. Wir empfehlen unseren Handelskammern die Angelegenheit zur reiflichsten Erwägung. **Höfler.**

#### IV. R e f r o l o g.

**Anton Lubé** wurde im Dezember 1794 zu Prag geboren. Nach absolvirten Gymnasialstudien widmete er sich der Ökonomie, trat im Jahre 1815 in die Dienste des Fürsten Ferdinand von Lobkowitz und wurde die ersten 3 Jahre auf der Herrschaft Hochslumetz, die folgenden 7 Jahre auf der Herrschaft Neundorf bei der Landwirthschaft und beim Rechnungsfache verwendet, wo derselbe durch seinen regen Eifer, durch fortwährend emsiges Studium und äußerst humanes Benehmen sich nicht nur der vollsten Anerkennung seiner Vorgesetzten erfreute, sondern sich überhaupt die ungetheilteste Achtung aller jener erwarb, die ihn kannten. Im Jahre 1825 kam derselbe als Rechnungsführer zu dem k. k. Lobkowitz'schen Industrialamte zu Bilin, welchem er seit dem Jahre 1839 als Direktor vorstand. Unter seiner vortrefflichen Leitung hob sich die Verwendng der Mineralwässer und der daraus erzeugten Chemikalien nicht allein, sondern



Die Verwandtschaft der Katzen und Heren, ihre Verwandlung von dieser in jene Gestalt, <sup>1)</sup> ist bekannte Thatsache. Ihr wimmerndes Miauen, das, bei Nacht gehört, selbst einen Unbefangenen schaurig berührt, mußte umsomehr dem Volksglauben als Jammerklage oder Todesruf erscheinen. Da dieses Klagen indeß zum Schrecken aller gefunden Ohren sehr häufig gehört wird, so begnügte sich der Volksglaube, durch dasselbe überhaupt ein Unglück (außer Tod also auch Krankheiten u. s. w.) anzeigen zu lassen.

Zusammenhängend mit der Klagenutter erscheint im Egerlande als weiterer Todesbote das s. g. Erdhühnel. <sup>2)</sup> Auch den lausitzischen Wendon erscheint nach Grimm (404) ihre Wehklage (Klagenutter) als weiße Henne. Nach unserer Sage dagegen ist das Thier von schwarzer Farbe, erscheint nur bei Todesfällen im Zimmer, gackert, ist aber nicht zu fangen.

Als Variation der Sage von der Todtenuhr, die der Engländer ebenfalls kennt, tritt nebstdem noch der Erdschmied auf, dessen Hantieren unter der Erde oder in der Wand vernommen wird, sobald jemand in der Nachbarschaft sterben soll.

Speciell hat, wie überall, so auch in Eger mancher einzelne Stadtbezirk oder ein einzelnes Haus seinen besonderen Todespropheten. So erscheinen beim „alten Schlosse“ ein weißer Pudel und ein Wagen, dessen Lenker den Kopf unterm Arme trägt. Dieser Kutscher (in andern Sagen tritt ein Reiter auf <sup>3)</sup>) ist Wuotan und die ganze Fahrt bloß ein Miniaturbild der wilden Jagd. In der „langen Gasse“ erscheint im Falle eines Todes in der Nachbarschaft ein Ritter. Sonstige Gespenster dieser Art sind auch einzelne weibliche, die aber seltener weiß, meist grau oder schwarz auftreten. Die Vergleichung dieser weiblichen Gespenster mit Holla-Verchta ist bekannt genug

**S. Gradl.**

---

## Geschäftliche Mittheilungen.

---

### Generalversammlung, abgehalten am 30. Mai 1865.

In derselben wurde der Geschäftsbericht wie auch das vom Ausschusse vorgeschlagene Budget unverändert angenommen.

Die einzelnen Posten des letzteren sind:

1. Mittheilungen . . . . .	2000 fl.
2. Größere Publikationen . . . . .	500 fl.
3. Bibliothek . . . . .	200 fl.

det, wonach die Reduplikation als Verstärkung verwannt wird. Solche Bildungen sind in heutigen Dialekten schon äußerst selten. Aus dem Egerländischen kann ich für den Augenblick nur noch faiafalk anführen, das aus althochdeutsch vivaltra verdeutschte wurde (Feuerfalle). Das egerl. lailad entspricht genau einem alten lileit, dessen Bedeutung aber schon ungeschickterweise durch leibleid erklärt wird.

1) Grimm, Myth. 634.

2) Hühner als weisagende Vögel und Götterthiere schon bei den Römern. Plinius, hist. nat. Terentius Phormio IV, 4, 30: „gallina cecinit“. Man vergl. auch den schwarzrothen Hahn in den Wohnungen der Hela („sötraudhr hani at sölum Heljar“ Völuspá 39, was Herder in seinen Stimmen der Völker mit „graulich“ übersetzt. Anderwärts in Deutschland heißt auch die Wehklage „Leichhuhn.“ Grimm S. 1088.

3) Dieser fehlende Kopf Wuotans sehr häufig in der Sage. E. Meier, schwäb. Sagen S. 99 fg.; Wolf, hess. Sagen 16. Bernaleken, Alpensagen 70 fg.; Pröhle, Harzsagen 64; Wolfs Zeitschr. für deutsche Mythol. I, 316 u. a.



4. Antiquarium . . . . .	100 fl.
5. Archiv . . . . .	100 fl.
6. Honorar des Schriftführers . . . . .	350 fl.
7. Gehalt des Bediensteten . . . . .	300 fl.
8. Miethzins für die Vereinslokalitäten . . . . .	465 fl.
9. Nachschaffung von Einrichtungsstücken . . . . .	100 fl.
10. Heizung, Beleuchtung u. Reinigung der Vereinslokalitäten . . . . .	210 fl.
11. Allgemeine Verwaltungsausgaben . . . . .	640 fl.
12. Für die Durchforschung von Archiven . . . . .	150 fl.
13. Extraordinarium . . . . .	300 fl.

Im Anschlusse an das Budget wurde auch beschlossen, dem Schriftführer außer dem Honorare freie Wohnung, Heizung und Beleuchtung zu bewilligen.

Ferner hat die Generalversammlung folgende Anträge des Ausschusses zum Beschlusse erhoben:

I. Das Vereinsvermögen hat von nun an

- a) in das Stammvermögen, welches unangreifbar, stets fruchtbringend zu erhalten ist und von welchem nur die Jahresinteressen verwendet werden dürfen, dann
- b) in das übrige zur Deckung der Vereinsauslagen bestimmte, verfügbare, kurrente Vermögen zu zerfallen.

II. Das Stammvermögen soll gebildet werden:

- a) durch die Einlagen der stiftenden Mitglieder,
- b) aus jenen Beträgen, welche der Vereinsauschuß alljährlich aus den Ersparnissen des kurrenten Vermögens jenem zuwendet und
- c) aus Beiträgen, welche einzelne Vereinsmitglieder der Vereinskassa mit der ausdrücklichen Widmung für das Stammvermögen übergeben.

III. Als Stammvermögen werden mit Schluß des Vereinsjahres 1864/65 erklärt:

- a) die Einlagen der bisherigen 33 stiftenden Mitglieder à 100 fl. . . . . 3300 fl.
- b) ein Betrag aus den bisherigen Ersparnissen mit . . . . . 4700 fl.

Im Ganzen . . . . . 8000 fl.

Zu Rechnungscensoren wurden gewählt die Herren: **V. P. Erben**, em. Landesarchiv-Direktor, **W. Gruf**, Professor am Conservatorium und **M. Mayer**, Kaufmann.

Nachdem die geschäftlichen Berathungen und Beschlusnahmen erfolgt waren, entwickelte **H. Appellationsrath Schmie** von Bergenhold in einem längeren Vortrage eine Reihe von Bemerkungen über den Verein, dessen Wirksamkeit und Leitung und schloß endlich eine Anzahl von Anträgen an diese an, welche der Ausschuß, da das verehrte Vereinsmitglied sein Promemoria demselben nicht übergab, auch nicht mit vollster Genauigkeit mitzutheilen vermag. Einem öffentlichen Blatte zufolge (Tagesbote aus Böhmen. 8. Juni 1865. Nr. 157), welches die Handschrift vor sich gehabt zu haben scheint, betreffen die Bemerkungen vermeintliche Gebrechen: 1. in Bezug auf die Vereinsbibliothek, 2. in Bezug auf den Mangel an geregelter Vereinsthätigkeit, 3. über den Gehalt der Vereinschriften, welcher gering sei, da der Absatz bisher gering sei, und 4. über die unvollständige Mittheilung der Sitzungsprotocolle, indem es ja selbst an den gehörigen Instruktionen für den Ausschuß gebreche. Namentlich aber verlangte der **H. Appellationsrath** einen festen Plan für Herausgabe der Vereinszeitschrift, Niedersehung eines Comites zu diesem Zwecke, Herausgabe einer Geschichte der Deutschen in Böhmen und Aufstellung geschichtlicher Preisaufgaben. Da das erwähnte Blatt ferner angeführt hatte, daß über den gehaltenen Vortrag „ohne eine gründliche Erörterung, Widerlegung und Debatte der eben angeführten Thatsachen und Anträge von der kaum mehr noch beschlußfähigen Anzahl der Vereinsmitglieder auf Antrag zur Tagesordnung übergegangen worden sei“ — welcher Vorgang als „ein Räthsel“ bezeichnet wurde, „dessen Lösung dem Scharfsinne eines jeden Einzelnen überlassen werden muß,“ so wurde sogleich von dem Ausschusse eine Erwiderung veröffentlicht, welche die Unwahrheit der Schlußbehauptungen des erwähnten Artikels darlegte. Obwohl es dabei sein Verweiden haben könnte, glaubt der Ausschuß doch Nachfolgendes den Mittheilungen beifügen zu müssen. Unmittelbar nachdem der **H. Antragsteller** seinen sehr ausgedehnten Vortrag geendet, erhob sich der der Generalversammlung vorsitzende **Prof. Dr. Höfler**, um Punkt für Punkt, Beschwerde wie Anträge zu erörtern. Er dankte zuerst dem **H. Appellationsrath** für den großen Antheil, welchen derselbe an dem Gedeihen des noch jugendlichen Vereines durch eine so mühevollte Erforschung aller — freilich vermeintlichen Gebrechen bethätiget, bemerkte aber zunächst, daß der Ausschuß und der Herr Antragsteller sich in den beiderseitigen Wünschen begegneten und zwar so, daß, was Letzterer als



erst zu erreichen darstellte, von Ersterem bereits in das Leben eingeführt worden sei. Eben sei eine Preisaufrage gestellt worden; der Plan, eine populäre Geschichte Böhmens zu verfassen, sei in der ersten Section unter Beifall und Zustimmung des Hrn. Antragstellers selbst von dem Vorsitzenden gefaßt, von der Section beifällig begrüßt worden. Einen festen Plan zur Herausgabe der Vereinschriften könne aber Niemand entwerfen, da er von der Thätigkeit der Vereinsmitglieder abhängt, welcher man dankbar entgegen kommen, die man aber nicht anordnen und anbefehlen könne. Wohl aber existire nicht nur eine Instruction für den Redacteur, sondern auch ein gedrucktes, vielfach verbreitetes Programm über die selbstständigen Publicationen. Kein historischer Verein der Welt entwickle ferner eine lucrative Thätigkeit und der Rückschluß von dem Abfate der Vereinschriften auf ihren geistigen Gehalt sei überall ein Fehlschluß. Die Hauptabnehmer seien wieder historische Vereine, denen die Vereinschriften auf dem Wege des Tausches zugesandt würden. Gerade die seit drei Jahren mit so großen persönlichen Opfern von Seiten der Einzelnen entwickelte literarische Thätigkeit habe bewirkt, daß unser Verein mit einer ganz ungemeynen Anzahl von anderen Vereinen in Correspondenz getreten sei und bereits einen ehrenvollen Platz unter diesen einnehme. Das sei auf demjenigen Wege errungen worden, welchen der Herr Antragsteller so bitter tadelt. Selbst für die anerkannt gründlichsten Forschungen, wie z. B. Gruebers vortreffliches Werk über Eger, habe derselbe nur Worte des Tadel. Jetzt nachdem diese Stellung gewonnen sei, handle es sich um Popularisirung und beginne ein zweites Stadium der Entwicklung. Hier fehle es aber weder an Plan, noch Ordnung, noch Übersicht; die richtige Leitung erweise sich aber nicht blos in Instructionen und ähnlichen Dingen, sondern in der Erkenntniß des Erreichbaren und in der Durchführung desjenigen, wozu die Kräfte vorhanden sind. Die gewünschten Instructionen seien längst vorhanden, für eine Mittheilung der Sitzungsprotocolle sei möglichst Sorge getragen. Alle 4 Monate würden die Sitzungsprotocolle der Sectionen regelmäßig im Auszuge veröffentlicht; noch weiter zu gehen erlaube der Umfang der Mittheilungen nicht. Was aber eine Veröffentlichung der Protocolle des Ausschusses betreffe, so werde sich kein Ausschuß finden, welcher dasjenige, was seiner Natur nach privater Art ist, der Veröffentlichung übergebe. Die Thätigkeit des Vereins werde geregelt, nämlich durch die Sectionen, und die Plenarversammlung aller Sectionen; in dieser Beziehung leite der Verein sich selbst und dem Ausschusse komme es nur zu, nach den von dem Vereine selbst gegebenen Impulsen die einheitliche Leitung zu überwachen. Dafür sei er der Gesamtheit verantwortlich. Ubrigens hätten die Generalversammlungen vom 6. Dec. 1862 und 6. Juni 1863 die Angelegenheit der Geschäftsordnung dahin geregelt, daß es den Sectionen und dem Ausschusse überlassen wurde, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu verfassen, die Generalversammlung sich darauf beschränkte, sich ihre eigene zu geben. Was endlich die Vereinsbibliothek betreffe, so könnte man dem Ausschusse nur dann einen Vorwurf machen, wenn er die Leitung derselben nicht den erfahrenen Händen anvertraut hätte, welchen er sie übergab. Der Antrag auf eine größere Dotirung der Bibliothek müsse aber, nachdem einmal das Budget festgestellt worden, als verspätet zurückgewiesen werden. Schließlich stellte der Vorsitzende den Antrag, die Generalversammlung möge beschließen, die vom Herrn Appellationsrath Schmied von Bergenhold gestellten Anträge sollen dem Ausschusse überwiesen werden, damit derselbe sie reiflich prüfe und, was sich Durchführbares in ihnen finde, sich aneigne. Obwohl nun hierauf dem Hr. Appellationsrath noch das Wort gegeben worden war, um, wenn keine „gründliche Erörterung, Widerlegung oder Debatte“ stattgefunden hätte, diesen Mangel seinerseits hervorzuheben und die geschehene Replik zu widerlegen, so gelang es demselben doch nicht, die in hinreichender und zur Abstimmung in vorgeschriebener Anzahl anwesenden H. H. Mitglieder zu überzeugen. Es wurde vielmehr selbst der wohlwollende Antrag des Vicepräsidenten des Vereines durch den auf Ubergang zur Tagesordnung beseitigt und somit die ganze Reihenfolge der erwähnten Anträge von der Versammlung abgelehnt. Dasselbe geschah auch mit dem Antrage, die einzelnen Ausschußmitglieder auf eine längere Anzahl von Jahren zu wählen, wogegen sich der Ausschuß selbst in corpore verwehrte.

Die Wahl für den Ausschuß, für welche im Ganzen 260 Stimmzettel abgegeben worden waren, hat folgendes Resultat ergeben:

<b>Präsident:</b> Herr J. U. Dr. Franz Pelzel, Landesadvokat	mit	259 Stimmen.
<b>Vice-Präsident:</b> Herr Ph. Dr. Const. Höfler, l. l. Univ.-Prof.		248 "
<b>Ausschußmitglieder:</b> Herr J. U. Dr. Ant. Danhans		257 "
Herr J. U. Dr. Alois Brinz, l. l. Univ.-Prof., Abgeordneter des Reichsrathes		250 "
" Th. Dr. Ferd. Hecht, l. l. Gynn.-Prof.		256 "
" Ph. Dr. Karl Pickert		252 "
" Gust. Rulf, l. l. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath		257 "
" Ph. Dr. Ludwig Schlefinger		252 "
" Ant. Schmalfuß, Redacteur		253 "



Herr Ph. Dr. W. <b>Volkmann</b> , k. k. Univ.-Prof. . . . . .	259	Stimmen
„ Ph. Dr. A. <b>Wichowsky</b> . . . . .	253	„
„ J. U. Dr. <b>Karl Zdekauer</b> . . . . .	252	„
<b>Ersatzmänner:</b> Herr N. <b>Benedikt</b> , Kaufmann . . . . .	248	„
Herr Ph. Dr. J. <b>Holzamer</b> , Prof. a. d. höh. Handelslehranstalt	256	„
„ W. <b>Pfeiffer</b> , Sekretär d. Buschtährader Eisenbahngesellschaft	237	„
„ J. U. Dr. P. <b>Prinzl</b> . . . . .	259	„
„ Franz <b>Theumer</b> , k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt . . . . .	246	„
<b>Antiquar:</b> „ <b>Heinr. Bank</b> , Historienmaler . . . . .	254	„
<b>Archivar:</b> Herr Ph. Dr. A. <b>Wichowsky</b> . . . . .	257	„
<b>Bibliothekar:</b> Herr Rud. <b>Glafer</b> , Skriptor an der k. k. Univ.-Bibliothek	260	„

In der ersten Sitzung des neugewählten Ausschusses, die am 2. Juni stattfand, hat Ph. Dr. A. **Wichowsky** die Ämter des Schriftführers und Hausverwesers, Herr Rechnungs-rath **Gust. Rulf** die Kassaführung übernommen.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen Ende Mai 1865.

#### Ordentliche Mitglieder:

Herr <b>Biedermann</b> Gust., festsil. Lobkowitz'scher Industrial - Amts - Direktor in Bilin.	Herr <b>Perschowski</b> Franz, jun. Kaufmann in Reichenberg.
„ <b>P. Bräuer</b> Adolph, Pfarrer in Hermannseifen bei Trautenau.	„ <b>Pohl</b> Wilhelm, Kunstglasmaler in Leonorenhain bei Kuschwarda.
„ <b>Czernichy</b> Aug., dirigirender Hauptschullehrer, in Liebenau.	„ <b>Reif</b> Joh., Holzwaarenfabrikant in Kuschwarda.
„ <b>Czyhlarz</b> Albrecht, Dampfmühlen-Verwalter in Bilin.	„ Dr. <b>Ricard</b> Aufelme, Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.
„ <b>Emer</b> Wenzel, Kaufmann in Eger.	„ P. <b>Schlein</b> Vinc., bischöfl. Bezirksvicar u. Personaldechant in Gartitz bei Aufsig.
„ <b>Emminger</b> Emanuel, Jur. St. in Prag.	„ <b>Schmid</b> Georg, Ph. St. in Prag.
„ <b>Goppold v. Lobsdorf</b> Heinrich, in Prag.	„ <b>Schmidt</b> Eduard, Fabrikant in Reichenberg.
„ <b>Goppold von Lobsdorf</b> Rudolph, Inspektor in Prag.	„ <b>Schmidt</b> Jos., Dampfmühlen-Pächter in Bilin.
„ <b>Hübner</b> Ferd. Jos., Kaufmann in Reichenberg.	„ <b>Schubert</b> Jos., Hauptschullehrer in Aufsig.
„ <b>Jäger</b> A., in Massersdorf.	„ <b>Spicetschka</b> Theodor, Glasfabrikant in Liebenau.
„ <b>Jirku</b> , Büchsenmacher in Reichenberg.	„ <b>Weigel</b> Wenzel, städt. Rechnungsführer in Bilin.
„ <b>Kerpel</b> Otto, Jur. St. in Prag.	„ <b>Werunski</b> Albert, Jur. St. in Prag.
„ <b>Krämling</b> Joh., Braumeister in Rutenplan bei Plan.	„ <b>Wessely</b> Gustav, Privatier in Bilin.
„ <b>Lagler</b> Edmund, gräfli. Thun'scher Obergärtner in Lettschen.	„ <b>Wesseli</b> Joh., Holzwaarenfabrikant in Luffet bei Kuschwarda.
„ <b>Lanna</b> Adalbert jun., in Prag.	„ <b>Wokaun</b> Viktor, J. U. C. in Prag.
„ <b>Löwenstein</b> Ab., gräfli. Domänenarzt in Rutenplan bei Plan.	„ <b>Wuffin</b> Ludw., festsil. Lobkowitz'scher Sekretär in Bilin.
„ <b>Maschke</b> Ferd., pens. k. k. Hauptmann in Bilin.	
„ <b>Milšimer</b> Jos., Verkehrs-Chef der k. k. Staatsbahn in Agram.	



## Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. April bis 31. Mai d. J. bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke“).

- Königl. bayer. Akademie der Wissenschaften** in München. Herr **Pelzel** Franz, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag.
- Herr **Bank** Heinr., Historienmaler in Prag. „ **Pfeiffer** M., Sekretär der Buschthra-der Eisenbahn-Gesellschaft in Prag.
- „ **Bellmann** Karl, Verlagsbuchhändler in Prag. „ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.
- „ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag. **Frau Pokorny** Maria, geb. Freiin Piatoli von Treuenfeld, in Prag.
- Deutsches Casino** in Prag. Herr **Reinhold** Jul., Verlagsbuchhändler in Böhm.-Kamnitz.
- Herr **Dominikus** H., Verlags-Buchhändler in Prag. „ **Satow** H. C. J., Verlagsbuchhändler in Prag.
- „ **Dogauer** Rich., Großhändler in Prag. „ **Scheinpflug** B., Professor a. d. deutsch. Oberrealschule in Prag.
- „ **Chrlisch** Friedr., Verlagsbuchhändler in Prag. „ **Schlesinger** Ludw., Ph. Dr. in Prag.
- „ **Chrlisch** Ludwig, J. U. C. in Prag. „ **Schneider** Ant., Apotheker in Prag.
- „ **Goldschmidt** Jak. S., Leder-Fabrikant in Prag. „ **Sridan** Thom., Bildhauer in Prag.
- „ **Goppold v. Lobsdorf** Heinrich in Prag. „ **Seutter von Lögen** Eduard, Direktor der Filiale der Creditanstalt in Prag.
- „ **Haase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag. „ **Steinhauser** A. G., Verlagsbuchhändler in Prag.
- „ **Habel** Jos., Steindruckereibesitzer in Prag. „ **Stoklöw** Jos., J. U. C. in Prag.
- „ **Heller** S. in Leitmeritz. „ **Teweles** Phil., Cult.-Gemeinde-Sekretär in Prag.
- „ **Hofmann** Ludw., Hörer d. Technik in Prag. „ **Tobias** C. A., Ph. Dr., Gynn.-Prof. & Stadtbibliothekar in Zittau.
- „ **Holzamer** Jos., Ph. Dr., Lector publicus an der k. k. Universität in Prag. **Verein für Geschichte und Alterthümer** der Herzogthümer **Bremen** und **Verden** und des Landes **Hadeln** in Stade.
- „ **Höfler** Const., Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag. **Histor. Verein für das Großherzogthum** **Hessen** in Darmstadt.
- „ **Hübner** J. A. in Prag. „ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag. **Histor. Verein für Krain** in Laibach.
- „ **Kleindl** Gottfr., J. U. C. in Prag. „ **Kolařík** Ant., k. k. emer. Gynn.-Direktor in Leitmeritz. **Histor. Verein von und für Oberbayern** in München.
- „ **Korschelt** G., Lehrer an der Bürgerschule in Zittau. **Verein für Geschichte und Alterthum** **Schlesiens** in Breslau.
- „ **Krell** Aug., Med. Dr., Prof. an d. höh. Handelslehranstalt in Prag. **Histor. Verein für Steiermark** in Graz.
- „ **Laube** A., Badeinspektor in Teplitz. Herr **Weitenweber** W. R., Med. et Chir. Dr. in Prag.
- Lesehalle der deutschen Studenten** in Prag. „ **Wichowsky** Alex., Ph. Dr. in Prag.
- Herr **Liebisch** Franz K., Steindruckereibesitzer in Prag. „ **Zink** Ant., Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.
- „ **Maasch** Karl, Verlagsbuchhändler in Pilsen. „ **P. Zobl** Valent., Professor an der Oberrealschule in Reichenberg.
- „ **Mainl** Jg. in Elbogen. **Germanisches Museum** in Nürnberg.
- Herr **Neumann** C. W., königl. bayer. Oberlieutenant in Regensburg. „ **Neumann** Jos., k. k. Landes-Gerichtsrath in Prag.



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Vierter Jahrgang.

Zweites Heft.

## Jakoubek von Wřesowitz.

(Ein Beitrag zur Geschichte der hussitischen Bewegung.)

Von Dr. Sallwich.

Bereits zwei Jahre zerfleischt der fürchterlichste Kampf das Innre von Böhmen; nur der äußerste Nordwesten des Landes war bisher verschont geblieben. Von Komotau bis nach Tetschen finden wir kaum eine Spur der hussitischen Bewegung. Der deutsche Ritterorden, welcher seit 1252 im Besitz von Komotau war, die bis zu dieser Zeit streng katholische Familie Wartemberg (=Dečinský), dazu die benachbarten sächsischen Herren, Friedrich der Streitbare und Wilhelm der Reiche, die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts hier, von Brüx bis Außig hin, mehr als eine Besitzung erworben hatten; mit ihnen der Herr von Graupen, Albrecht von Kolditz, der seit dem Jahre 1407 auch die Stadt und Burg Bilin besaß; endlich die frommen Klosterjungfern in Tepliz und die in Schwaz: sie Alle wachten sorgsam, daß kein Hauch des bösen Geistes in die Gegend drang. Nur ein einziger Punkt des weiten schönen Thals scheint vor dem Jahre 1421 in hussitische Hände gekommen zu seyn. Das ist die Burg über Kulm, die Geiersburg, seit dem Jahre 1335 ein Besitz der Prager (Erz-) Bischöfe, die der vielgeschmähte Conversus Konrad, wie eben vieles andere Erzbischöfliche, bereits zu Gelde gemacht zu haben scheint; die Burg wird kurz nachher das Eigenthum eines eifrigen Hussiten, Rytker Polenzl von Wřesowitz, genannt.

Da fiel am Palmsonntage 1421 Komotau in die Hände Žižka's; was da lebte in der unglückseligen Stadt, ward von der wüthenden Horde entweder erschlagen oder verbrannt, und unaufhaltsam wälzten sich die taboritischen Haufen durch den durchbrochenen Damm in unser Thal. Zu eben dieser Zeit jedoch erkrankte Žižka und kehrte um mit seinem Heere; da sammelten aber die Prager zahlreiche Schaaren und setzten fort, was Žižka begonnen hatte. Schon am Samstag vor Margaretha (d. i. am 12. Juli) erschienen die Prager vor Bilin, begannen zu stürmen und nahmen die Stadt sogleich, am folgenden Tage aber fiel auch die Burg; „da wurden viele Priester und Bürger erschlagen und noch viel mehr in's Feuer geworfen, wo sie elendiglich verbrannten;“ der Schloßhauptmann ward gefangen davon geführt. — Nach einander fielen nun Dux die Stadt, auch ein Besitz der Meißner Herren, und gleich darauf die Klöster Ossegg, Tepliz, Doxan „und so weiter.“<sup>1)</sup>

1) Anon. chron. boh. in Ser. rer. boh. II, 463. — Chron. Trebon. in Font. rer. Austr. (Ser. II), 52. — Colleg. Prag. ibid. p. 84. — M. Laur. Březowa. ibid. 490. — M. Joan Leonis. „Die Historien der Auß Saczung des herlichen festis der lob-



Es war am Sct. Jakobsabend (Donnerstag 24. Juli), als die Prager vor Brüz erschienen. Es galt, den bedeutendsten Punkt der Gegend, der noch Widerstand leistete, zu werfen. Die Stadt aber, wohl verschanzt, war zugleich durch eine starke Besatzung in der Burg vortrefflich gedeckt; und so vergingen zwölf Tage, ohne daß die angestregten Bemühungen der Prager die Übergabe der Burg erzwungen hätten; doch war, wie es scheint, die Besatzung schon auf's Äußerste gebracht.

Früh am dreizehnten Tage der Belagerung, es war am Tage Mariä-Schnee (5. August), erschien die Rettung. Friedrich und Wilhelm, die Herzöge Sachsen's, führten über das Gebirge ein stattliches Heer, mit ihnen Wilhelm Herzog von Braunschweig und viele böhmische Herren, darunter Siegmund von Wartemberg, der Herr von Tetschen. Schon stieß die Vorhut der Meißner unter Otto Pflug auf das Heer der Prager. Ein fürchterlicher Kampf begann, bis in die Nacht anhaltend. Da fielen die Bürger von Brüz aus der Stadt und die Besatzung aus der Burg den Pragern in den Rücken, und diese flohen, so sehr sie konnten, mit Hinterlassung ihrer Wagen und Wurfmaschinen und mehr als 3000 Erschlagener. Das Heer der Meißner verfolgte die Fliehenden nicht, wol aus Furcht, in einen Hinterhalt zu fallen; aber bald darauf eroberte es Komotau, Raden und andere Orte wieder zurück, war jedoch nicht im Stande, Bilin auch wieder einzunehmen.<sup>1)</sup> Das Eine aber war die bedeutende Folge der Schlacht bei Brüz, daß der Beweis geliefert war, die hufitische Macht sei nicht unüberwindlich, und noch gebe es deutsches Land in Böhmen.

Beinahe durch vier Jahre herrschte, soweit das in der bewegten Zeit eben möglich war, wieder Ruhe und Ordnung in der Gegend. Die Wunden begannen zu heilen. Donnerstag nach Sonntag Quasim. (15. April) 1423 hatte König Siegmund Herrn Friedrich von Sachsen zu der Pfandschaft Brüz auch die von Aufzig ertheilt;<sup>2)</sup> das deutsche Element nahm wieder mehr und mehr in der Gegend überhand; Albrecht von Duba, der letzte Landkomthur des-deutschen Ordens in Böhmen, begab sich mit seinem Besitztum \*Kostenblatt bei Bilin und Albrecht Schenk von Landsberg mit dem Schlosse Blankenstein bei Aufzig 1424 in den Schutz und Schirm Friedrichs des Streitbaren.<sup>3)</sup>

Schon das Jahr 1425 aber brachte neue Wirren in die Gegend.

Eine Schaar Hufiten von nicht viel weniger als 4000 Mann erschien vor Dux; ein Meißner Heer von 6000 M. zog zum Entsätze heran; die Stadt ward verrathen von ihrem Hauptmann, wurde genommen und geplündert.

Die Meißner aber verzweifelten nicht und griffen an; 3000 Hufiten wurden erschlagen. Es ist wohl anzunehmen, daß das siegreiche Heer die eben verlorene

---

famen Schneefeyer Marie in der Stadt Brüz.“ (Mscr. 3 D. 23 des böhmischen Museums in Prag)

1) Bezügl. der Zeitrechnung bei den obigen Daten hielt ich mich ganz an M. Joan. Leonis l. c., dem die von J. G. Horn („Lebens- und Heldengeschichte Friedrichs des Streitbaren“ S. 499 u. fg.) benützten Quellen nur bis auf ein Geringes widersprechen. Über die Schlacht selbst gedenke ich f. Z. ausführlich zu sprechen; sie wird von M. Doering (ap. Moncken III, col. 1. bei Horn Handbibl. IV, p. 361) in das Jahr 1423, von dem Jüngeren Cochlaeus (hist. Husit. a. h. a.) auf 1424, von Bartoschel (ap. Dobner mon. I, 152) gar auf 1426 verlegt, so daß Palacký (G. v. B. III. Bd., 2. Abth. S. 147 und 418) sich veranlaßt gesehen, zwei Schlachten bei Brüz, die eine vom 5. Aug. 1421, die andere vom 5. Aug. 1426, zu erzählen, was sich mir als ein leicht nachweisbarer Irrthum herausstellt.

2) Orig. im Hauptstaatsarch. Dresden liber union. 1 f. 77. — Unter einem Tage gab K. Siegmund dem Churfürsten alle von ihm „den Ketzern abgenommenen Gitter, Erb- oder Lehens, bis auf Widerruf, die von ihnen besessenen Klostere- und Kirchengüter aber bis zu Endigung des Kriegs.“ Das. Wittenb. Arch. II, 93.

3) J. G. Horn a. a. D. 803 u. fg.



Stadt seines Kriegsherrn sogleich auch wieder in Besitz nahm.<sup>1)</sup> Der Erfolg war nur von kurzer Dauer. Schon im folgenden Jahre Anfang Juni scheint es, als hätte die gesammte hufitische Macht sich das Verderben unseres Landstriches gelobt. Der Leitmeritzer Kreis ist überschwemmt von ihren Truppen; nachdem Roháč von Duba Weißwasser eingenommen, „mit unmenschlicher Tyrannei,“ wandte Prokop der Kahle sich gegen Trebniß und nahm es, und bald darauf fielen Dux, Tepliz, Graupen „und dergleichen Orter“ in dieselben Hände.<sup>2)</sup>

Wie aus der Erde gewachsen, erscheint in dieser Zeit des Schreckens ein neuer Führer der schon in mehr als sechs Parteien getrennten Hufiten, der „Kleine Jakob aus Mähren“ („Jacobke“ oder „Jacobellus de Moravia“), wie man ihn nannte, bekannter unter dem späteren Namen Jakoubek von Wresowitz. Er ist es, der in dem Folgenden unsre Aufmerksamkeit vor allem Anderen in Anspruch nimmt, indem wir den Faden der Erzählung einzig in dem Thun und Treiben dieses Mannes finden. Jakoubek legte sich, während Prokop weiter gegen Brüx vordrang, vor Außig, den wichtigsten Punkt des ganzen Thales nächst der Feste Brüx. Da wird er auch bereits der Herr von Bilin genannt („Bielinský“). Trotz aller Anstrengung vermochte er aber nicht, das heldenmüthig von den Bürgern der Stadt und der Meißner Besatzung vertheidigte Außig zu nehmen. Da stieß auch Prokop zu ihm und bald darauf kamen die Prager unter Siegmund Korybut — zur selben Zeit, als ein von Katharina, der Gemalin des neuen Herzogs und Churfürsten Friedrich des Streitbaren, bei Freiberg gesammeltes Heer das Gebirge überschritt, um Außig zu entsetzen. Das Heer ward bekanntlich in der fürchterlichen Schlacht vom 16. Juni 1426 auf's Haupt geschlagen. „Wie beim Schutte die Garben auf dem Felde lagen die Leichen dicht bei einander bis zu Gebirge.“ Unser Jakoubek wird gepriesen als einer der Rühriqsten in der Schlacht, zugleich als der Einzige, der in dem allgemeinen Morden ein menschliches Erbarmen fühlte. Er nahm Herrn Waldenberg von Wolkenstein, um ihn zu retten, hinter sich auf das Pferd; „aber er vermochte nicht, ihn fortzubringen, denn die Taboritenschützen, es bemerkend, durchschossen Den von Wolkenstein auf dem Pferde hinter Herrn Jakoubek. Als der Deutsche sterbend vom Pferde stürzte, fehlte nicht viel, daß er Herrn Jakoubek mit sich vom Pferde gerissen hätte, und da wäre dieser im Gedränge auch mit erschlagen worden.“<sup>3)</sup> — Kurz vor der Schlacht, wenn nicht während derselben, ging Sieg-

1) H. Corner (ap. Eccard II. 1267). — Ich behalte mit Horn (a. a. D. 513) das von Corner angegebene Datum mitsammt allen Einzelheiten bei, trotz der Behauptung Palach's (a. a. D. 410), das Ganze gehöre in das Jahr 1426, da das Jahr 1425 „nach böhmischen Quellen minder wahrscheinlich“ sey; Nachrichten aber von allen den Kämpfen um Dux, Weißwasser, Bilin, Tepliz (von welchen letzteren ich gleich sprechen werde), wie Palach kurz zuvor selber sagt, „finden sich erst bei Zach. Theobald,“ also in böhmischen Quellen gar nicht. Nimmt man aber alle Einzelheiten das von Corner erzählten Kampfes an, warum nicht auch das von den nicht existirenden böhmischen Quellen auch nicht besrittene Datum? — Im Übrigen gehörte, entgegen der Angabe Palach's, die Stadt Dux nach dem J. 1412 allerdings den Markgrafen von Meißn, wie uns neben den im Hauptstaatsarch. Dresden auch die in dem Stadtarchive zu Dux vorfindlichen Urk. belehren.

2) G. Fabricius (orig. Saxon. p. 699). — Zach. Theobald („Hufitenkrieg“ I. 326). — Cfr. Balbin (Epit. p. 467); Pessina de Czechorod (Mars Morav. I. 519) u. a. m.

3) Letop. čestí str. 69. — Über die Schlacht bei Außig habe ich ausführlich gesprochen in den „Mittheilungen des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen“ (2. Jahrg. S. 184 u. fg.); ich füge hier, am passendsten Orte, jenem Aufsätze einige nothwendigere Ergänzungen bei. Zu S. 191: Das Wortspiel, durch welches Hufiten und Gänse identificirt werden, kommt auch in deutschen Liedern und schon des 15. Jahrhunderts vor; s. Soltau's deutsche historische Volkslieder (2. Hundert. S. 10 — 14). — Zu S. 192: Die Reihe der hufitischen Helden, wie sie in dem čechischen Liede von der Schlacht bei Außig aufgeführt wird, ist ganz und gar dieselbe, die in Weloslawjna „Kalendář hystorycký“ (1590)



mund Wartemberg, der Herr von Tetschen, zu den Hufiten über, und noch am Abend nach dem heißen Tage nahm derselbe durch Verrath den festen Schreckenstein über der Elbe; aus Furcht, sich nicht halten zu können, ergab sich auch die Meißner Besatzung auf Blankenstein, wol am Tage darauf, an denselben Siegmund von Wartemberg. <sup>1)</sup> In der Nacht zum 17. Juni ward Aufsig gestürmt, die Besatzung niedergemacht und die Stadt bis auf den Grund zerstört. Das Alles entschied das Loos des nordwestlichen Böhmens. Von nun an hat der Hufitismus auch hier die festesten Wurzeln gefaßt. Und nicht das allein. Nicht lange darauf, und die meisten Punkte des weiten Thals von Aufsig hinauf bis Komotau und weiter sind in der Hand eines einzigen, noch vor Kurzem in Böhmen ganz unbekanntes Mannes, doch nicht mit Einem Schlage.

Der Hauptsturm des Hufitenkriegs hat sich für einige Zeit aus unserer Gegend gezogen, und während fern in den blutigsten Schlachten der große Kampf seiner Entscheidung entgegen geht, sind es zwei Männer, die während dieser Zeit im „kleinen Kampfe“ hier ihren Besitz zu erweitern suchen; es konnte nicht fehlen, daß Beide bald, obwol die Helden einer Partei, wie das zu geschehen pflegt, wo Egoismus die Farbe giebt, einander als die erbittertesten Feinde gegenüber standen. — Wie die Herren von Tetschen kurz nach der Aufziger Schlacht wiederum in dem Besitze von Blankenstein und Schreckenstein erscheinen, so hat Jakoubek von Wresowitz außer der Burg und der Stadt Bilin auch Teplitz zu gleicher Zeit in Besitz genommen und mit der Stadt gewiß auch den festen Punkt darüber, den wir heute „Schloßberg“ nennen, damals und schon lange „Daubrawská hora“ genannt, dessen zertrümmerte Wälle und Maueru er wieder hergestellt zu haben scheint. <sup>2)</sup> Nicht genug damit. Kurze Zeit nach der Erwerbung von Teplitz setzte sich Jakoubek, wir wissen nicht durch welche Mittel, in den Besitz der Güter des genannten Rytker Polenzk von Wresowitz, so daß er nicht uur Wresowitz erwarb, das für die Zukunft ihm und seinem Geschlechte den Namen geben sollte, <sup>3)</sup> sondern

str. 329 hergezählt wird (Vergl. auch Balbin Misc. dec. II. lib. I. p. 67). Findet sich kein Mfr. des Liedes, das über 1590 zurückreicht, so ist daselbe der Hauptsache nach nichts anderes als eine Verifizirung des Weleslawinschen Berichtes über die Schlacht, was meine S. 195 ausgesprochene Meinung über die Entstehungszeit des Liedes nur bekräftigen würde. — Zu S. 193: Wohl sprechen auch Hajek und Balbin und, z. Th. ausdrücklich nach diesen, Andere von „beinahe 50.000“ vor Aufzig erschlagenen Deutschen; gleichzeitige Quellen gehen über die von mir gegebenen Ziffern nicht hinaus, außer etwa der Anonymus bei Dobner (Mon. III. 60), der „fast 20.000“ zählt, was jedoch die Angabe des Prager Collegiaten nicht eben übersteigen muß. — Das von G. Köhler im J. 1839 abgedruckte „Spottgedicht auf einen Feldflüchtigen vor Aufzig“ erschien schon im Jahre 1778 u. z. in dem bezügl. Jahrgange des „deutschen Museums“ S. 456 unter dem Titel: „Gefang wider die so vor Aufzig flüchtig worden. 1426.“ Eine stüchtige Vergleichung beider Publicationen läßt einige Erläuterungen Köhler's als höchst überflüssig erscheinen. —

- 1) Bartoss. (Dobner mon. I., 151) nennt ein „castrum Hangstein“, das die Meißner, „qui per plura tempora ipsum in sua habebant potestate,“ an Siegmund Wartemberg überlieferten; ich verstehe mit Heber (V., 94, 228) in der Bezeichnung die Burg Blankenstein; die Ueberrumpelung des Schreckensteins erzählt Zach. Theobald I., 328 u. fg. — Die beiden Nachrichten Bartossels und Theobalds fallen wohl kaum, wie Palach will, in Eine zusammen. — Die Angabe Balbin's (Epit. 471) bezügl. der Geiersburg ist ein Irrthum; ich will mich selber berichtigen (s. „die Herrschaft Türnitz“ I., 11).
- 2) Nach Thomas Mitis („Idyllion de thermis Teplicensibus“ ed. A. Chr. Eichler p. 15) wäre der „Erbauer“ des genannten Schlosses „Wrzesowicia de stirpe Joannes Hylburgus,“ worunter kein Anderer zu verstehen wäre als ein noch zu erwähnender Enkel Jakoubek's. Da jedoch Jakoubek zuverlässig Teplitz im Besitz, des Besitzes aber sich fort und fort im Kampfe zu versichern hatte, so ist unmöglich anzunehmen, er selber hätte die herrenlose Burg nicht zu benützen gesucht, was nicht ausschließt, daß seine Söhne oder Enkel auch das Ihre zur Befestigung der Burg beigetragen haben. — Im Ubrigen sei auf die Worte J. A. Riegger's (Arch. d. Gesch. u. Stat. 2. Thl., S. 52, 62 u. fg.) über die Quellen zur Geschichte des Teplitzer Schloßbergs hingewiesen: dieselben haben noch heute ihre volle Geltung.
- 3) J. Schaller Topogr. III., 35 nennt das Wresowitz im ehem. Prachiner Kreise den Stammsitz des gleichnam. Geschlechts.



auch Geiersberg, das, wie es scheint, am wenigsten verfehrt in den letzten Stürmen, so nahe zugleich bei Außig, den dort aus Meissen nach Böhmen führenden Paß vorzüglich deckte.<sup>1)</sup> Bald darauf muß Zakaubek mit dem Wiederaufbau des zerstörten Außig begonnen haben; im Jahre 1429 steht die Stadt, ein Besitztum Zakaubeks, mit Thürmen und Mauern versehen, schöner als vorher da.<sup>2)</sup> — Andere Orte dagegen scheinen zur selben Zeit das Augenmerk Zakaubeks von Wresowitz sowohl als Siegmunds von Wartemberg auf sich gezogen zu haben. Die Bergstadt Graupen und die „Rosenburg,“ mitsammt dem „Althof,“ dem Vorwerk der Stadt, lagen in Trümmern; darnach begehrte Keiner. So auch das Kloster Osslegg. Darüber aber die Riesenburg stand ungebrosen unter dem Vogte Gelfried von Trachensfels;<sup>3)</sup> und auf der andern Seite, auf Kostenblatt, hielt sich noch immer Albrecht von Duba der Landkomthur. Die eine wie die andere Burg ward wiederholt, bald von Zakaubek, bald von Siegmund von Wartemberg bedrängt. Beide Männer sind gemeint, wenn Albrecht von Duba seinem Hochmeister klagt, wie sehr er zu leiden habe von unruhigen Nachbarn.<sup>4)</sup> Da aber Siegmund von Wartemberg noch 1426 von seinem eigenen Vetter Johann, genannt Ralko, auf einige Zeit gefangen gehalten wurde,<sup>5)</sup> so hatte Zakaubek einen hübschen Vorsprung. Schon 1427 hat er im Elbogner Kreise den Herren von Sternberg die Stadt Ruditz weggenommen und hält sie besetzt. Da sammelten sich eben in der Gegend von Eger und Elbogen die deutschen Heere zum vierten großen Zuge wider die Hufiten. Sie warfen sich plötzlich auf Ruditz in bedeutender Menge. Zakaubek aber dachte nicht daran, sich zu opfern, und floh was er konnte. Ruditz wurde von den Deutschen genommen und Herrn Altes von Sternberg zurückgestellt.<sup>6)</sup> Zakaubek ist auf einige Zeit verschwunden. Wir finden ihn erst wieder auf dem großen Zuge der Hufiten von Prag über Teplitz und Graupen nach Meissen im Winter 1429; mit Prokop dem Großen und Anderen verwüstet er bis Torgau und weiter das Land der Söhne Friedrichs des Streitbaren,<sup>7)</sup> den, wie es heißt, der Gram über die vor Außig verlorene Schlacht vor Kurzem nach langem Leiden getödtet hatte. — Kaum zurückgekehrt, ist unser Held der Herr der Beste Engelhauß bei Karlsbad, wie der Stadt Ruditz im Saazer Kreise, und Ruditz hat er wieder.<sup>8)</sup> Da fiel Herzog Siegmund, Bruder des Churfürsten von Sachsen, Anfang des Jahres 1432 über Graupen in Böhmen ein und eroberte Bilin zurück. „Über hundert Dörfer um Bilin und Graupen gingen da in Feuer auf.“<sup>9)</sup> Während dessen scheint es gewesen zu seyn, daß Siegmund von Wartemberg sich der Burg Kostenblatt bemächtigte. Zakaubek aber war auch nicht müßig. Es gelang ihm, einen Sonderbund zu Stande zu bringen zwischen den Städten Saaz, Raun, Leitmeritz und Schlan, ihn an der Spitze. Die Bedeutung

1) Den Erwerb der Geiersburg (s. Mikowec Alterth. und Denkw. Böhmens I., 171. Leider giebt M. hier keine Quelle an, während er dies, oft zu ganz unbedeutenden Nachrichten, gerne thut; vielleicht durfte ihm hier die nun im archiv český II., 464 abgedruckte Note (im Geisse) vorgelegen seyn, wenn wir unter „Caisberg“ unser „Geiersberg“ verstehen dürfen. Daß Zakaubek die Burg erworben, und noch vor und nicht „nach des Hufitenkriegs Beendigung,“ geht aus dem Folgenden mit Gewißheit hervor.

2) Letop. český str. 69. — J. A. Fichtenbaum „Usta delineata carmine“ (1614) lib. V., p. 66. doch nennt L. statt Zakaubeks dessen Sohn „Joannes Bielynsky“ den Erbauer. — Balbin Misc. dec. I., lib. IV., p. 169 sq.

3) Siehe Hauptstaatsarch. Dresden (Wittenb. A. V., 200).

4) M. Willauer „der deutsche Ritterorden in Böhmen“ S. 70.

5) J. Theobald I., 319 fg. u. A. m.

6) Bartoss I. c. 154.

7) Monachus Pirnensis ap. Mencken II., col. 1517. — Ann. Targav. ibid. 580 sq. — W. Kropf Misc. S. 33 erzählt ausdrücklich, Zakaubek hätte vor dem Zuge nach Meissen die Geiersburg auf das Stärkste besetzt.

8) Palacky a. a. D. 2. Abth. 445, 3. Abth. 122. Siehe weiter unten.

9) Fabricius I. c. 747 sq. Thamm. chron. Coldie ap. Mencken II., 676.



dieses Bundes ist nicht zu unterschätzen. Während mehr und mehr die zahlreichen Parteien der Hufiten in zwei großen Lagern sich zu sammeln beginnen und einen Bürgerkrieg auf Leben und Tod zum Ausbruch drängen, erhält sich Zakaubek — immer beobachtend — eine ungeschwächte Kraft, die sich sogar von Tag zu Tag zu mehren scheint. Neben Zakaubek treten nun auch zwei Söhne desselben, Johann und Jaros, auf, von denen der Erstere schon im Jahre 1432 auch das Schloß Rothenhaus bei Görkau, der Andere auch wieder Bilin im Besitze hält, von wo er fort und fort mit der Bürgerschaft von Brüx, resp. mit dem Churfürsten von Sachsen und den anderen Herren des Thals, so mit den Herren von Kolditz, in Fehde liegt.

Ein Schiedsrichterspruch, gesprochen zu Brüx am Vorabend vor Mariä Geburt 1432 (7. September), berichtet von zahlreichen Neckereien, Verwüstungen der Felder, Wegnahme von Pferden, Tödtung von Untertanen u. s. w. und macht Friede zwischen Zakaubek und Dem von Kolditz auf Graupen bis zum Sct. Wenzelstage (28. September); „das Getreide bei Türmiz sollen Beide bis zum genannten Tage stehen lassen;“ mit den Markgrafen von Meißen aber sollen Zakaubek und seine Söhne Friede halten bis auf St. Martin über zwei Jahre (11. November 1434).<sup>1)</sup> Von diesen Söhnen Zakaubeks wird Johann künftighin stets als Herr von Komotau bezeichnet; Jaros erscheint nicht wieder. — Indessen plünderten von Tollenstein und von Grafenstein, die Wartemberge Siegmund und Ralko die Oberlausitz auf die empörendste Weise.<sup>2)</sup> Zakaubek, der schon im Mai 1432 sich unter den neunzig Abgesandten der husitischen Partei zu den Verhandlungen nach Eger befunden hatte, geleitet im Juli 1433 die von Prag rückkehrenden Baseler Gesandten von Lütitz bis Eger;<sup>3)</sup> er will nirgends etwas versäumen; als sich noch 1433 vor Pilsen die sämmtlichen husitischen Heere zur Belagerung der Stadt vereinigten, zog auch Zakaubek vor diese Stadt und machte durch ununterbrochene Streifzüge von hier bis Baiern die Gegend unsicher. Während bei Hiltersried die Taboriten Ende September eine schwere Niederlage erlitten, überfiel Herr Zakaubek das ehemals sehr reiche Kloster Waldsassen an der Grenze; der „schlechte Keger, verwegen in der Verübung jedes Frevels,“ brach ganz unvermuthet in die Schüttböden und die Speisekammern des geheiligten Ortes und, „was noch lasterhafter ist,“ nahm jede Reliquie, allen Zierrat und die heiligen Gewänder, die Kelche, die Bücher, die Glocken, kurzum Alles, was er vorfand, so daß den frommen Brüdern kaum übrig blieb, was sie zum Lebensunterhalte für einen Tag bedurften; den ganzen Convent sperrte er ab, mit der Drohung, ihn in Brand zu stecken, bis der Magistrat von Eger durch die Bürgerschaft für 1400 Goldgulden das schon vor drei Jahren einmal ausgeplünderte Kloster vor der gänzlichen Zerstörung rettete.<sup>4)</sup>

Das Jahr 1434 ist bekanntlich der Wendepunkt in der Geschichte des Husi-

- 1) Orig. Hauptstaatsarch. Dresden (W. A. III. 877 c.) — Dem vorausgegangen war ein Friedensspruch zwischen Siegmund und Friedrich von Sachsen einerseits und den tabornitischen Führern andererseits, gesch. vor Friedstein 23. Aug. 1432 (Hauptstaatsarchiv W. A. II., 42). — In dieselbe Zeit gehört auch eine Urf. des Hauptstaatsarch. (W. A. III., 880), der zufolge die Hauptleute zu Freiberg, Riesenburg und Brüx den Taboriten das Versprechen geben, ihnen (den Letzteren) einen Friedebrief mit den Herzögen zu Sachsen binnen vier Wochen verschaffen zu wollen, gleichlautend dem von ihnen (den Hauptleuten) gegebenen Briefe.
- 2) Joh. v. Guben in Ser. rer. Lusat. I. (1839) p. 59 und die Erläuterungen das. S. 171 fg. — Vergl. Käufler Abr. der oberlaus. Gesch. II., 95 fg., Pesche & Handb. der Gesch. v. Zittau II., 528 fg.
- 3) Palach a. a. D. 3. Abtheil. S. 122.
- 4) Otto chron. Waldsass. ap. Oefele rer. Boic. Ser. I., 75 sq.: „Jaculko (sic) haereticus quidam pessimus & in omne scelus audax“ . . . „Jacubicus, (Jacubke), ein hartnickir keczir czu Behmen,“ sagt der Pirnaer Mönch (bei Mendon l. c.), „vorbrante das closter waltsachsen (MCCCCXXXIII) vnderm abte Johanne von Weydawe.“ Der Prior Otto aber jagt ausdrücklich, Zakaubek habe das Kloster nicht verbrannt.



tismus. Bei Lipan fanden, getreu ihrer Sache, die einstigen Gefährten Jakoubek den Tod, Prokop der Große und die Seinen. Der „kleine Jakob“ aber beschäftigte sich unterdessen mit Angelegenheiten von weniger allgemeinem, aber desto mehr besonderem Interesse. Eben als die Heere der Herren und der Städte gegen Lipan zogen, überfiel er mit seinen Verbündeten die Burg Kostenblatt. Allein Herr Siegmund Wartemberg scheint gefaßt gewesen zu seyn und hielt sich. Und als ein Theil des siegreichen Heers des Herrenbundes gegen Leitmeritz gezogen kam, wandte der Bedrängte sich an die Führer dieser Truppen, die ihm willfahrten. Jakoubek aber besann sich nicht lange und ging dem Heere entgegen. Bei Kentsch (unweit Straschitz im Rakonitzer Kreise) kam es zum Treffen; Jakoubek ward geschlagen, lehrte um und — legte sich wieder vor Kostenblatt. Er nahm es ein, trotz alledem.<sup>1)</sup> Damit war Siegmund von Wartemberg aus dem Aufsig-Biliner Thale hinausgedrängt; er wandte mit den Seinen wieder die volle Aufmerksamkeit der Oberlausitz zu. Der Schreckenstein, der bald darauf wieder an Die von Kladno überging, und der Blankenstein verloren ihre Bedeutung für die Gegend. Jakoubek ist der factische Herr des genannten Thals.

Noch im December 1434 unterhandelt er und sein Bund zu Tabor mit den Taboriten; er war trotz seiner raschen Wendungen nie zu rasch; aber die „Ultra“ waren wirklich geschlagen, das mochte Jakoubek bei diesen Unterhandlungen vollständig erkennen, und hatten keine Aussicht mehr, ans Ruder zu kommen, da ging er im Juni des nächsten Jahres (1435) mit den Gesandten des böhmischen Landtags an den Kaiser nach Brünn. Damals besaß er, heißt es ausdrücklich, die Burgen und Städte Bilin, Kostenblatt, Geiersberg, Ludit, Aufsig an der Elbe und Teplitz.<sup>2)</sup> Wol wäre der gültige Beweis der Richtigkeit des Besitztums über alle diese Orte Herrn Jakoubek nicht leicht gewesen. Noch 1434 sind Hans und Tino von Kolditz wieder im Besitz von Bilin und bestätigten am 2. Feber d. J. die Privilegien dieser Stadt.<sup>3)</sup> Jakoubek aber gab sich von nun mit ganzer Seele dem Kaiser hin, und bald ist er im vollen rechtlichen Besitze aller der genannten Burgen und Städte und noch manches Anderen dazu. Nur Bilin, die Burg und die Stadt, versprach er am 10. December 1436 den Herren von Kolditz wiedergeben zu wollen;<sup>4)</sup> nach wie vor aber nennt er sich den Herrn der Stadt („Bielinsty“). Am 27. November 1437, wenige Tage vor des Kaisers Tode, erhielt er von Siegmund für sich und seine Erben nicht nur die Einkünfte des Klosters Teplitz, sondern auch die Stadt Komotau und das (dortige) „Kloster der preussischen Kreuzritter“, sowie Milau, Ploschkowitz, Batek, Schalan, Kauz, Liebschitz und andere kleine Orte, wie es heißt „zu Pfande“ und für die Summe von 5000 Schock Gr.;<sup>5)</sup> in welchem Verhältnisse aber steht die Summe zu allen den Besitzungen, und wie man in den Tagen R. Siegmunds den Begriff Pfandschaft verstand, dafür haben wir genügende Belege. Jakoubek jedoch wußte sich auch dankbar zu erweisen; als R. Siegmund starb und dessen Schwiegersohn Albrecht den Thron von Böhmen bestieg, hielt der Überläufer so treu an dem neuen Könige, wie er ehemals gegen dessen Schwiegervater gestritten hatte. Im Lager R. Albrechts vor Tabor im August 1438 finden wir auch Herrn Jakoubek; neben diesem aber zugleich Siegmund vom War-

1) Joh. von Guben l. c. p. 64. — Bartossius l. c. p. 189 sq. — Die Ansicht, daß Siegmund von Wartemberg nicht als (rechtmäßiger oder unrechtmäßiger) Besitzer, sondern als „Schirmbogt“ des Landkomthurs vertheidigt habe, finde ich weder im Charakter Siegmunds begründet, noch in den Quellen ausgesprochen, die den Hergang des Ganzen wie oben erzählen.

2) Bartoss l. c. 193.

3) Landtafel Instr. Nr. 557 lit. L 27.

4) Archiv český III, 514, 515.

5) Archiv český II, 452, 453. Cfr. arch. č. I., 495; II., 192; III., 523 etc.



temberg, der nun auch zu den „Gemäßigten“ übergegangen war; — mit welcher Überzeugung Beide zu dem neuen Banner geschworen, bewies der Eine nur zu bald. Siegmund von Wartemberg ward „der Untrene willen, die er in dem Heere vor Labor that,“ verhaftet und Herrn Meinhard von Neuhaus übergeben, der ihn im Thurne des Schlosses Neuhaus des Hungertodes sterben ließ.<sup>1)</sup> Behutsamer als Siegmund, sein Gegner und Gesinnungsgenosse in einer Person, wußte Zakaubek seine Rolle zu spielen. Begreiflich, daß er mit der Schwenkung zur königl. Partei sich von dem Bunde mit den Saazern, Lannern u. s. w. losgesagt; er bedurfte ihrer nicht weiter; sie aber wurden seine geschworenen Feinde. 1438 im September kam Zakaubek im Geleite des Kaisers mit dem sächsischen Herzog Friedrich und dem Herzog Wilhelm von Braunschweig nach Prag; da nahmen die Herzöge Urlaub von dem Kaiser, der ihnen den Ritter Zakaubek und eine starke Bedeckung zur Begleitung gab, mit der man gegen Meissen aufbrach.

Davon hörten die Lanner und Saazer; und Peter von Sternberg, Sohn des Herrn Alles, legte sich mit Zenen in den Hinterhalt. In Lobositz übernachteten Herzog Friedrich und Zakaubek. Da erhielt der Letztere Kundtschaft. Und am nächsten Morgen zog er wohlgeordnet aus, den Wegelagerern entgegen. Die standen, eine Wagenburg und eine große Menge Reiterei, im Ganzen an 5000 Mann, zwischen Brüx und Bilin bei dem Dorfe Selnitz. Zakaubek ritt vor, mit den Böhmen zu unterhandeln. Dem Herzog Friedrich wurde bange; er hatte nicht mehr als an 2000 Mann bei sich und dazu fürchtete er — wir finden das begreiflich — von den eigenen Begleitern verrathen zu werden. Herzog Wilhelm von Braunschweig that indeß Alles, für das Äußerste bereit zu sein; auf offenem Felde kniete eine Schaar der auserlesensten Edlen Sachsens nieder und empfing von Herzog Wilhelm den Ritterschlag: der Herzog Friedrich selbst, die Grafen Heinrich von Schwarzburg, Otto von Leisnig und Ludwig von Gleichen, die Herren Veit von Schönburg, Heinz und Nikolaus Pflug, vier Herren von Maltitz, Siegfried von Schönfeld, Hans, Nikolaus und Siegfried von Schönberg, Heinrich und Rudolf der Ältere von Bünau, Günther Loser u. v. A., im Ganzen 70 an der Zahl. — Die Unterhandlungen Zakaubeks waren fruchtlos. Da brach das Meißner Heer — es war schon Vesperzeit — in die böhmische Wagenburg und zerriß sie. Als die Nacht hereinbrach, lagen vor Selnitz bei 2000 Böhmen erschlagen und eben so Viele waren gefangen; unter Diesen Peter von Sternberg.<sup>2)</sup>

6) Joh. v. Guben l. c. pag. 67. — M. Döring bei Horn Handb. IV., 364. — Contin. Pulkavae ap. Dobner mon. IV., 172. — Zach Theobald II., 52. — „Kurzgefaßte Gesch. der Landschaft Tetschen“ (M.) Bl. 8.

1) Siehe Beilage I. — Das Datum und den Ort der Schlacht bei Selnitz geben die Quellen übereinstimmend; s. Joan. v. Guben (l. c. 66), Mat. Doering (l. c.), Bartoss. (l. c. 203; Dr. E. F. Haupt in Scr. rer. Lus. I. (1839) p. 181 citirt unrichtig), Colleg. Prag. (l. c. p. 99), chron. terrae Misn. (ap. Mencken II., col. 357), dann der Pirnaer Mönch (a. a. D. Sp. 1614) u. A. m., wie Fabricius (orig. stirp. Sax. 752 sq.), Zach Theobald II., 55 — 57, die letop. čestí (str. 111, 112) 2c. 2c. — Nicht so gleichlautend sind die Erzählungen des Hergangs der Schlacht. Die letop. č. und der Prager Collegiat vindiciren das alleinige Verdienst um den Sieg unserm Zakaubek; Bartoschek und die meisten deutschen Quellen schweigen dagegen ganz von diesem Manne; doch sind sie in der Hauptsache eben alle einig: der Sieg der Deutschen war ein vollständiger. Nur bezüglich der Zahl der Erschlagenen und Gefangenen herrscht eine große Differenz; die geringste Ziffer geben die letop. čestí (550 Todte, 500 Gefangene) und nach ihnen Palacký (G. v. B. III., 3. Abth. S. 320 fg.), der sich merkwürdig bei dem obigen Factum einzig und allein an diese Quelle (Cop. aus dem 17. Jahrh.) hält und dadurch zu Resultaten kommt, wie wir sie fast buchstäblich schon bei Hajek finden; Joh. von Guben zählt 2200 Todte, 2100 Gefangene, Döring 3000 T., 2000 Gef.; „cum quingentis mille interfecit (Marchio) et similiter, ut dicebatur, eorum (Bohem.) equitum, et in mille quatuorcentena et ultra captivos secum in Misnam abduxit.“ (Bartoschek); der Pr. Collegiat nennt „ad dimidium alterum millenarium“ an Getödteten; nach dem Pirn. Mönch, der 6000 böhmische Streiter zählt, wie Fabris



„In Haufen, wie die Hunde,“ heißt es, „zusammengekoppelt, wurden die Kezer hergetrieben vor dem Heere der Meißner,“ um in den Thürmen der Meißner Städte, in Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Altenburg, Leipzig u. s. w., oder in der Hand des Siegers Zakaubek ihrem Schicksal entgegen zu gehen. „Zweihundert blieben ihrer in den Thürmen todt.“<sup>1)</sup> — Mit dieser That hatte unser Zakaubek sich auf den Gipfel seines Glücks geschwungen. Seine Widersacher alle waren zu Boden geworfen, er aber in Gunst und Ansehen bei dem Kaiser und dem Könige des Landes wie bei dem Herzog in der Nachbarschaft. Bald darauf erscheint er als Hauptmann des Leitmeriker und Saazer Kreises.

Eben so bald sollte der Ruhm des neuen Hauptmanns sich bedeutend verdunkeln. Noch im October 1438 erhielt er von K. Albrecht den Auftrag, die Städte Laun und Saaz mit Gewalt zu nehmen; er drang in die Vorstadt von Laun; da ward er aber geschlagen und mußte fliehen.<sup>2)</sup>

Am 27. October 1439 starb K. Albrecht. Am 26. December d. J. schloß Zakaubek und mit ihm Herr Hans von Kolditz auf Bilin und Johann, der Sohn Zakaubeks, auf Komotau, Nikolaus von Lobkowitz auf Hassenstein, Petrich von Kladno auf Schreckenstein und die Städte Leitmeritz, Brüx, Kadon, Auszig und Andere mehr mit Herrn Altes von Sternberg auf Bürglitz und dessen Verwandten einen Friedensvertrag auf die Zeit von — zwei Wochen.<sup>3)</sup> Um nur zwei Wochen lang Ruhe zu haben, mußte man in aller Form einen schriftlichen Vertrag abschließen; das zeigt uns am deutlichsten, wie der Tod des Königs in die kleinsten Theile seiner ausgedehnten Länder wieder die größte Verwirrung brachte. Die Fehden hatten kein Ende. Im Juni 1441 überfielen die Saazer die Burg Rudig (wie gesagt auch eine Besetzung Zakaubeks), nahmen sie weg und erschlugen Alle, so Viele sie dort fanden, „weil er nicht mit ihnen halten wollte.“<sup>4)</sup> Ja, mit wem halten? Die schwere Frage trat wieder hart an unsern Ritter heran. Herr Ulrich und Herr Meinhard, Beide hatten viel zu sagen in dem herrenlosen Lande, der Eine bei den Katholiken, der Andere bei den „Compactatisten“, und so viel wie Bedrich von Straznitz in dem kleinen Reste der Taboriten galt Herr Ptacek von Pirckstein bei dem großen Haufen der „Ultraquisten“; zu alledem mehrte sich von Tag zu Tag das Ansehen Georg's des jungen Herrn von Kunstat. Zakaubek ging nach Prag. Dasselbst war zu Anfang 1440 ein allgemeiner Landtag zusammengetreten, der am 29. Jänner d. J. einen „Versöhnungsbrief aller Stände des Königreichs“ beschloß. Dem trat Zakaubek unbedingt bei, da war wenig zu wagen; ja, man ernannte ihn unter Einem zum Hauptmann des Leitmeriker Kreises, und eben so war er unter den

c i u s, „kamen nur ir XL davon.“ — Ich hielt mich, bei Erzählung der Schlacht alle wichtigeren Quellen berücksichtigend, bezüglich der Ziffern ganz an das dem vorliegenden Aufsatz beige druckte Copial des Hauptstaatsarchivs in Dresden, das wohl schon A. Wolf („der Chur-Fürstl. Sächs. Haupt-Bestung Dresden Beschreib- und Vorstellung.“ Nürnberg 1680. S. 120, 121) doch nur zum Theil und sehr ungenau benützt hat.

- 1) Betreffs der bei Selnitz gefangenen Böhmen giebt die umfassendste Nachricht ein bisher noch nicht benütztes Schriftstück des Hauptstaatsarch. Dresden (Local 9132), über 120 Bl. betit. „Die bei Brüx gefangnen Böhmen betr. 1438. 1439.“ Schon vom 29. Nov. 1438 berichten der Amtmann in Großenhain und der Vogt in Meissen an den Churf. Friedrich: „... Sondern ezliche gefangin seind susse machteloß worden vnd ouch besorgen (wir) Ezliche gefangin mochtin vorlamen addir sterbin wer abir sache das eyn frost queme so kundt es yn feinweis gefelen, der frost worde grossen schaden an en thun.“ . . . — Siehe das vollständige Verzeichniß der Orte, in denen die Gefangenen aufbewahrt wurden, ich nenne hier nur noch Brüx, Riesenburg, Königstein.
- 2) Palacka a. a. O. 323. — So waren auch zwischen den Meißnern und Zakaubek und dessen Sohne Johann bald nach dem Siege bei Selnitz, vielleicht schon bei der Theilung der Beute, Irrungen entstanden, ja sogar Thätlichkeiten vorgefallen, die erst am 26. Juni 1439 wieder gut gemacht wurden. Hauptstaatsarch. Orig. 6539.
- 3) Archiv český III. 523, 524.
- 4) Let. čestí str. 124.



geren von Wartemberg auf Tetschen; von 1448 bis 1452 ward alljährlich Friede geschlossen mit den Genannten und alljährlich brach der Krieg immer wieder von Neuem los.<sup>1)</sup>

Beide Wartembege gehören auch schon 1450 dem Podiebrader Bunde an.<sup>2)</sup> Zakaubek ist ganz und gar Utraquist geworden. Er bietet sich im Namen der „neuen Regentschaft Böhmens“ dem Rokycana zum Geleite nach Prag an. Der wiederausbrechende Krieg mit Sachsen gab Gelegenheit zu ununterbrochener Thätigkeit. Und in der That scheint in dem ganzen Kampfe böhmischerseits neben Georg Podiebrad Keiner von solcher Rührigkeit gewesen zu sein, als Zakaubek. Fast in jedem der zahlreichen Waffenstillstands- oder Friedensschlüsse wird vor Vielen der Name des Letzteren genannt.<sup>3)</sup> Nachdem am 31. März 1451 zu Eger Waffenstillstand geschlossen, dann am 27. Juni d. J. zu Brüx bis 25. Juli und endlich zu Weimar am 23. Juli bis zum 24. August d. J. derselbe verlängert worden war, hatte der Kampf auf's Neue begonnen, bis, vor Allem durch die Verwendung des „wohlgebornen und edlen Ritters Herrn Jakob von Wresowitz, Hauptmanns des Saazer Kreises“, Freitag nach Ostern (14. April) 1452 zu Tepliz ein neuer Schied zwischen Böhmen und Sachsen zu Stande kam,<sup>4)</sup> dessen einzelne Punkte allerdings auch wieder nicht weiter zur Ausführung kamen, als daß eben für eine kurze Zeit die Feindseligkeiten ruhten. Wenige Tage darauf, 27. April 1452, wird Georg von Podiebrad zum Reichsverweser erwählt und fehlt begreiflicher Weise Zakaubek auch nicht unter den Wählern; derselbe wird sogar zugleich mit eils Anderen zum Rathe des Verwesers ernannt.<sup>5)</sup> Die auf das Innere des Landes gerichtete Thätigkeit des neuen Subernators veranlaßte denselben, schon am 1. November d. g. J. den Waffenstillstand mit Sachsen, wie Herzog Friedrich es wünschte, bis zum Dreikönigtage des folgenden Jahrs zu verlängern.<sup>6)</sup> Wohlweislich vergaß bei alledem der Herzog Friedrich nicht, seine böhmischen Besitzungen in gutem Stand zu erhalten. Wie bisher immer, blieb die Riesenburg einem Amtmann überlassen, dessen Stelle am 16. Mai 1451 an Günther Karaf auf drei Jahre übergeben worden war mit der Weisung, die Burg wie die ganze Pflege auf das Sorgfältigste zu bewachen;<sup>7)</sup> am Dienstag nach Sonntag Oculi (6. März) 1453 bestätigte der Churfürst der Stadt Brüx alle derselben von seinem Vater verliehenen Befreiungsbriefe, um so die Bürgerschaft, die übrigens unter der treuen Obhut des Burgvogts stand, desto fester an sich zu fesseln.<sup>8)</sup> Mit dem letzten Waffenstillstande aber ging auch zu Anfang 1453 der Friede wieder zu Ende. Im Frühling d. J. war unser Thal vom Bewaffneten wieder überfüllt. Der erste Schlag in dem Kampfe ging von Blankenstein aus und war gegen Pirna gerichtet. Es „kamen die Böhmen,“ heißt es, „ungewarnt, bei nachtschlafender Zeit, verstoßen, gesammelt auf dem Schlosse Blankenstein, Willens, das Schloß (von Pirna) zu ersteigen an St. Gertrudabend in der Fasten“ (16. März). Wohl versehen mit

1) S. Lausiger Magazin (1776) S. 182 fg.; Verzeichnis oberlausf. Urkf. I. Band, 6. Heft, S. 67; Urkundl. Beitr. a. a. D. 34 fg.

2) Arch. český II., 283.

3) Der Krieg zwischen Böhmen und Sachsen vom Jahre 1450 u. fg., den man gewöhnlich mit dem „ewigen Frieden“ zu Eger vom J. 1459 als beschlossen bezeichnet, charakterisirt den Subernator und König Georg ganz besonders; ich beschränke mich im Gegenwärtigen darauf, das auf Zakaubek von Wresowitz Bezügliche aus dem Kampfe hervorzuheben, dabei selbst das bereits in den genannten „Urkundlichen Beiträgen“ u. s. w. Veröffentlichte, das sich vielfach ergänzen läßt, nur obenhin berührend.

4) Orig. (cech.) 7238 im Hauptstaatsarch. Dresden. — Siehe das. (Witenb. Arch. III, 686) Revers Georgs v. P., den Frieden bis Martini halten zu wollen.

5) Archiv český II., 309 — 313.

6) Hauptstaatsarch. Dresden (Witenb. V., 295). Vergl. die Urk. Beitr. S. 50.

7) Hauptstaatsarch. (Cram. Extr. R. 686).

8) Das. Lib. un. I. f. 81.



Leitern und anderem dergl. Geräthe, wurden sie aber „wunderlich erschreckt und verjagt.“<sup>1)</sup> . . . Der Vorfall steht wol nicht vereinzelt; doch ward vorläufig schon im Mai d. J. Waffenstillstand geschlossen mit Georg, Dem von Blankenstein und Anderen mehr, die augenblicklich wider den Sachsenherzog im Felde lagen; am 13. Juni ward zu Meissen der Friede beredet, der bis zu König Ladislaw's Krönung dauern sollte.<sup>2)</sup> Die Krönung war noch nicht vollzogen und der Streit hob wieder an. Wir hören von steten Plünderungen in der Gegend von Teplitz, wohin zunächst die aus Sachsen vertriebene Familie Biztum geflüchtet war, die an dem Gubernator Georg einen Beschützer fand. Zahlreiche Schriften, die auf zwei zu Teplitz Dienstag nach divisi. apost. (17. Juli) und Mittwoch nach Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) durch Jbhněk Hase von Hasenburg, Jakob von Břesowitz und Andere „vermittelten“ Zusammenkünften ausgewechselt wurden, lassen uns tiefe Blicke in die ganz unseligen Verhältnisse jener Tage werfen.<sup>3)</sup> Wir lernen in denselben vor Allen die Hauptfeinde unseres Zakaubek kennen, den „kleinen Dubsky“ (von Duba) auf Hohenstein<sup>4)</sup> und den Hauptmann von Lauenstein, welche Beide nach mannigfachen Raub und Mord durch die Leute Zakaubek's, besonders in letzter Zeit, auf eigene Faust sich Genugthuung zu verschaffen gesucht hatten, was denn einen Zustand in der Gegend herbeigeführt, von dem wir gegenwärtig kaum eine Ahnung haben können.

Die Verhandlungen zogen sich immer mehr in die Länge. Zu Ende des Jahr's ward in Prag berathen, wohin im October d. J. der König Ladislaw gekommen war, um am 28. d. M. die böhmische Krone zu empfangen, und wo wir auch den „alten Zakaubek“ finden.<sup>5)</sup> Es schien, als wollte wieder Ordnung in die Landesangelegenheiten kommen. Als aber noch im Jahre 1453 von König Ladislaw eine allgemeine Revision des Güterbesizes im Lande angeordnet wurde, da mochte unserm Zakaubek gar schmil zu Muth werden. Bezüglich Ludik war er, der sich übrigens immer noch „Bielinsky“ nannte, wol im Stande, sein Recht auf den Besitz des Ortes und die Mauth daselbst nachzuweisen u. z. durch Briefe von Kaiser Karl her; betreffs Kostenblatt brachte er eine Schrift von König Wenzel bei und „eine Verschreibung des Herrn Albrecht von Duba und von Kostenblatt, welcher dem Zakaubek und dessen Sohne Johann (Jankow) sowie ihren Erben den Kauf der Burg Kostenblatt bezeugt“; dazu einen Majestätsbrief Kaiser Siegmund's, der die königl. Briefe und den Kauf bestätigt. Auf Geiersberg wies er eine Schuldburkunde des Erzbischofs Konrad vor, worin dieser „dem Rytter von Polenzk bezeugt, daß ihm und seinen Erben auf der Burg Geiersberg 3000 Schock Gr. und 52 Sch. 40 Gr. in Rechnung verblieben seien.“ Eben so leicht wußte sich Zakaubek wegen des Besizes von Komotau zu rechtfertigen; doch schon im J. 1455 erscheint der bereits genannte Johann Culta von Steinberg im Besitze dieser Stadt, wenn auch Johann, Zakaubek's Sohn, noch lange nachher „Johann von Komotau“ genannt wird.<sup>6)</sup> — Bei einzelnen Documenten

1) Mon. Pirn. l. c. col. 1593. — Daselbst col. 1534 wird derselbe Vorfall allerdings in das Jahr 1471 verlegt und Bubit schka (Chronol. Gesch. Böhmens VI. Thl., 1. Bd., S. 524) und Andere setzen die Thatsache in das Jahr 1454; allem Folgenden gemäß paßt das Ganze nur in das oben angeführte Jahr.

2) Urkundl. Beitr. 57 fg.

3) Die den ersteren Tag betr. Urk. (Hauptstaatsarch. W. A. VI., 167) ist in den „Urkdl. Beitr.“ 63, 64 einzuschalten. — Vergl. 24 Zettel in W. A. III., 297, sowie elf Schriften sämtlich Friedensbrüche zwischen Böhmen und Sachsen betr. W. A. II., 288 a — 1.

4) U. z., wie ich vermuthet, Nicolaš B. v. D. (s. Beilage II. a). Durch den Namen allein findet Götzinger a. s. D. eine wesentliche Ergänzung, wenn derselbe S. 35 sagt: „man findet von der Zeit der Einnahme des Hohnsteins an (1444) noch lange nicht die geringste Spur, daß die Birken zu Hohnstein gewohnt hätten.“

5) Urkundl. Beitr. S. 69.

6) M. Millauer a. a. D. 67.



vermisste die königl. Commission entweder das „große kaiserl. Insignel“ oder den „guten Willen“ der betreffenden Aussteller; <sup>1)</sup> über Aufsitz und Teplitz schweigen die registra zápisůw. Zugleich kam Zakaubek in Streit mit einem der Herren Commissäre, Niklas von Lobkowitz, der ihn verklagte, aber wegen eines Formfehlers in der Klage vom Könige abgewiesen wurde. <sup>2)</sup> Die Leute von Warka klagten auch und die von Semtes, daß er (Zakaubek) die dortigen Felder wol zum Theil bebauen lasse, wenn aber die Ernte zur Vertheilung in die Scheuern geführt werde, nehme er immer Alles für sich, und die Wälder um Stiedra nütze er einzig und allein für sich selber aus; den Hof von Semtes habe er gar davongeführt und von den Steinen die Burg bei Luditz aufgebaut u. s. w. <sup>3)</sup> — Fast die ganze Regierungszeit des Königs Ladislaw steht Zakaubek vor Gericht; nur Schade, daß die Entscheidungen der Gerichte für oder wider ihn nicht auch erhalten sind.

Indessen dauerte noch immer der Krieg mit Sachsen, der sich zu Anfang 1454 in die Gegend von Brüx und Laun gezogen; die sächsischen Besitzungen in Böhmen wurden mehr und mehr gefährdet. Montag nach Regidi (2. Sept.) d. J. sagten auch die Herren von Graupen, welche Stadt sich wieder einigermaßen gehoben, sich von den Herzogen los, <sup>4)</sup> wodurch dieselben nun ganz vereinzelt in der Gegend stehen; Hans Rechenberg, der Vogt zu Brüx, hatte einen gar harten Stand. Am 8. September 1455 fiel die Stadt, die am 11. August zuvor eine Feuersbrunst beinahe vernichtet hatte, in Georg's Hände, was zu Anfang des Jahrs 1456 auch mit dem Schlosse selbst geschah. Der zu Ofen am Pfingsttag nach Mathäi (23. Sept.) d. l. J. beredete Friede ward im Vorhinein nur bis Georgi (24. Apr.) nächsten Jahrs festgestellt. <sup>5)</sup> Da kamen 1457 die Fehden Niklas von Lobkowitz und die Streitigkeiten Heinrichs Burggrafen zu Meissen mit Herzog Friedrich, an denen auch unser Zakaubek seinen Antheil nahm. <sup>6)</sup> Da starb am 23. November d. J. der jugendliche König Ladislaw — und wieder zerriß die alte Zerfahrenheit alle Verhältnisse Böhmens. Es eilte, wer da im Trüben fischen wollte. Das Volk jedoch verlangte einen König, Herzog Wilhelm von Sachsen warb um die Würde und schrieb zahlreiche Briefe an seine „Freunde“ in Böhmen, auch an Zakaubek von Wresowitz, der aber das Schreiben keiner Antwort würdigte; <sup>7)</sup> am 2. März 1458 ward Georg von Podiebrad König von Böhmen, unter dessen Wählern Zakaubek gleichfalls erscheint. <sup>8)</sup> Bald darauf ist unser greise Held schon wieder Besitzer der Stadt Bilin, deren Privilegien er am 25. Juli 1458 vermehrte, wie er auch zwei Jahre darauf die Bestätigung dieser Privilegien von König Georg sich zu verschaffen wußte, und damit die Anerkennung dieses seines Besitzes. <sup>9)</sup> Er muß dem neuen Könige nicht unwesentliche Dienste geleistet haben; als ihn der Kanzler Protokop von Rabstein vor Gericht belangte und ihm die Stadt Luditz streitig machte, fand er (Zakaubek) vor König Georg einen sehr gelinden Richterspruch und blieb der Herr von Luditz. <sup>10)</sup> Doch übergab er diese Stadt für die Zukunft seinem

1) Arch. český II., 453, 464, 465, 475. Zum Theile sind die Belege für das Obige schon bei früherer Gelegenheit citirt worden.

2) Arch. český IV., 550.

3) Ibid. I., 68.

4) Hauptstaatsarch. (W. A. III., 681).

5) Urkundl. Beitr. S. 91 u. fg. — Cfr. A. Fabricius orig. st. Sax. p. 77 3 sq. — Ausführliches über die auf Brüx bezügl. Vorfälle geben u. A. 12 Schriften des Hauptstaatsarch. (W. A. II., 243 a — m) und ferner 6 Schriften daselbst (W. A. II., 252 m — f). Vergl. auch W. A. III., 668.

6) Urkundl. Beitr. S. 111 fg.

7) Daselbst S. 124.

8) Daselbst S. 132.

9) Landtafel Prag Instr. Nr. 557 lit. L. 27.

10) Archiv český III., 330, 352.



Sohne Johann, der bis 1456 im Besitz von Komotau gewesen war. — Am 26. April 1459 kam endlich zu Eger der Friede zwischen Böhmen und Sachsen zu Stande, dem wir nur entnehmen, daß durch denselben die Stadt Brüx mit der Burg auf dem Schloßberg daselbst, die Riesenburg und das Städtchen Dux sammt Zugehör endgültig zur böhmischen Krone geschlagen wurden.<sup>1)</sup> Mittlerweile hatte Wilhelm von Netluk sich mit Zakaubek überworfen — die Klagen seiner einstigen Unterthanen in Stiedra mochten ihm zu Herzen gehen — und verschrieb ohne weitere Rücksicht auf die Verschreibung vom Jahre 1445 diese Burg sammt Zugehör seiner Gemalin Anna von Waldeck. Dagegen erhoben alsogleich Zakaubek von Wresowitz und sein Sohn Johann entschiedene Einsprache. Wilhelm von Netluk starb bald nachher, am 24. Mai 1463 wird Johann, der Sohn Zakaubek's, auf Stiedra als Besitzer eingeführt, „zufolge einer Schrift vom Jahre 1445,“ wie es ausdrücklich heißt. Wir sehen, daß der Sohn wie der Vater um eine Sache, darauf sie einiges Recht besaßen, nicht leicht zu bringen waren. Umsonst protestirte wieder die Witwe Wilhelms und Ulrich Metek von Waldeck, ihr Vater.<sup>2)</sup>

Um dieselbe Zeit, oder doch bald darauf, ging eine Veränderung mit Teplitz, dem seitherigen Besitz der Wresowitz, vor sich. Sey es, daß das unserm Zakaubek durch König Siegmund verliehene Pfandrecht erloschen war oder durch K. Georg die Pfandschaft wieder eingelöst wurde; im Jahre 1467 erscheint die Gemalin Georg's, Johanna, als Herrin der Stadt, deren Privilegien sie am 1. October 1467 dahin erweitert, daß „sie (die Bürger daselbst) aller Freiheiten, Begnadungen und Gerechtigkeiten, gleich wie die Bürger und Inwohner der Stadt Leitmeritz . . . sich gebrauchen.“ . . . „Jedoch mit dieser Verordnung und Meinung,“ wie es weiter wörtlich heißt, „daß berührte Bürger und Stadt Teplitz zu diesem unserm Kloster und Schloß und nicht zu unsrer Kammer und Burggrafenamt ewig zugehörig seyn sollen.“<sup>3)</sup> Unserm Zakaubek und dessen Erben blieb jedoch der Schloßberg über der Stadt und die Amtmannschaft in der Letzteren, was uns den allerdings in der auf uns gekommenen Fassung etwas confusen Schlusssatz des genannten Privilegiums der Königin Johanna sehr erklärlich macht: . . . „Befehlen auch Allen und Jedem, insonderheit unsern Amtleuten und Unterthanen, bevorab Inhabern unsers obbemeldten Schlosses, der zur Zeit seyn möchte, auf daß mehrerwähnte Bürger und ihre Nachkommen in obberührten Freiheiten und Gerechtigkeiten auf keine Weise gehindert, noch Andern solches zu thun gestatten.“ — In dieselbe Zeit jedoch, von der wir sprechen, fällt eine neuerliche Reihe von Beschwerden, die unserm Helden mit sammt dessen Sohne Johann, der (bezeichnend genug „der junge Ehren Jacoff“ genannt) seinem Vater prächtig nachgerathen zu sein scheint, eine Menge Gewaltthätigkeiten vorwerfen, die dieselben in der Nachbarschaft von Teplitz, das hier ausdrücklich „Ehren Jacobs Stadt“ heißt, bis nach Sachsen hinein sich hatten zu Schulden kommen lassen, was einen guten Schluß zuläßt auf das Gebahren der beiden Männer in ihrer Würde als Amtsverwalter in Teplitz.<sup>4)</sup>

1) Orig. 7611 (mit 58 Siegeln) im Hauptstaatsarch. Dresden. — Siehe Fr. M. Pelzel „Über die Herrschaft der Böhmen in Meissen.“ Abhdl. der böhm. Gesch. der Wissenschaften Jahrgang 1787, S. 66 — 68. — Über den damaligen Stand der Riesenburg giebt uns das Hauptstaatsarch. (W. A. V., 201) einige Nachricht. — K. Georg bestätigte schon am 12. Sept. 1460 zu Prag die Privilegien der Stadt Dux, sowie am 18. und am 26. März 1462 die von Brüx (Originalurkk. in den Archiven der gen. Städte).

2) Archiv český III., 570, 571.

3) Copie in dem „Memorialbuch“ I. (p. 90, 91) des Magistratsarchivs in Teplitz. Die eine Urkunde modificirt sehr wesentlich die in fast alle histor. Monographien bezügl. Teplitz übergegangenene Worte Balbin's (Epit. p. 377), K. Georg habe Teplitz „den heiligen Orte mit Allem, was einst den heiligen Jungfrauen daselbst gehört . . . ohne alles Recht im Jahr, 1467 den Rittern von Wresowitz verschrieben“ u. s. w.

4) Siehe Beilage II. A. B.



Und wie der Vater und der Sohn war auch der Enkel. Zakaubek erlebte die Freude, den Geist, der ihn belebte, noch in den Enkeln wirken zu sehen. Sein Sohn Johann hatte zwei Söhne, Jaros und Johann, von denen der Letzte, mit dem Beinamen „Alburg,“ zur Zeit auf dem Schlosse Budeniz saß (im Rakon. Kr.), von wo er, wie der Großvater und der Vater im Leitmeritzer und Saazer Kreise und weiter, im buchstäblichen Sinne des Wortes die Gegend unsicher machte.<sup>1)</sup> Da starb auch König Georg; der fünfte böhmische König, den Zakaubek von Wresowitz überlebte. Mit Georg ist der gute Stern des alten Zakaubek untergegangen. Es ist vorbei mit seiner Herrlichkeit. Als im September 1471 das Kloster Schwarz eine Klage gegen ihn anhängig machte, da er demselben „neun Dörfer weggenommen und an Zinsen wie an den Wäldern vielen Schaden zugefügt habe,“ so erkannte König Wladislaw II, obwol Zakaubek sich bezüglich der Dörfer auf einen „schriftlichen Vertrag“ berief, gegen ihn, und Zakaubek mußte die Leute jener Dörfer aus der Unterthänigkeit entlassen, die Zinsen, die er von ihnen bezogen hatte, innerhalb zwei Wochen dem Probst des Klosters zurück erstatten, die Schäden aber festzustellen, die der königl. Kammer aus dem Ganzen erstanden, behielt sich der König vor.<sup>2)</sup>

Es bleibt uns nur noch eine einzige Nachricht über Zakaubek übrig. Sie giebt dem Ganzen einen recht drastischen Schluß: Zakaubek, heißt es, „ward mit sammt Zweihundertundfünfzig — gehenkt.“<sup>3)</sup> — Die Nachricht, obwol noch einer näheren Bestätigung bedürftig, ist nicht unwahrscheinlich, wenn wir das Bild des Mannes, wie uns dasselbe sein Leben bietet, noch einmal im Geiste betrachten. Zakaubek ist nicht werth, an die Seite eines Prokop des Großen, oder auch nur eines Johann Rohac von Duba gestellt zu werden, wie man dies wol gethan hat, und doch war bekanntlich eben der Letztgenannte schon am 9. September 1437 denselben schmachlichen Tod gestorben, wie er von Zakaubek von Wresowitz gemeldet wird. Ist nicht zu leugnen, daß die unselige Zeit, in welcher Zakaubek lebte, jedem Bannerherrn das Recht der Selbsthilfe gab, sobald er sich eben gefährdet glaubte, so ist doch — mit einer einzigen Ausnahme — alles Kriegen Zakaubeks nicht defensiv, nur aggressiv, ein gemeines Plündern und Morden; von einer das Selbst aufopfernden Hingabe aber an den Zweck der Verherrlichung seines Vaterlandes ist bei dem durch und durch egoistischen Manne nicht die Spur. Wir rechnen Zakaubek zu jenen „Originalen“ — „nach dem Beispiele Johann Žižka's,“<sup>4)</sup> wie Heinrich Raubik von Hlawatek oder Ráček Kocowky und anderen schlechten Kopien des genialsten böhmischen Feldherrn. — Im Sturme, der das Meer durchwühlt, was kömmt da nicht Alles an die Oberfläche, ja mit den thurm hohen Wellen thurmhoch über den gewöhnlichen Meeresspiegel; tausend Dinge, die bei ruhigem Wetter ewige Zeit auf dem schlammigen Grund verborgen geblieben wären.

Doch ging mit Zakaubek von Wresowitz nicht auch das Geschlecht zu Grunde, als dessen Ahnherr er zu betrachten ist. Sein Sohn Johann, wie gesagt, hinterließ zwei Söhne, Jaros und Johann Alburg,<sup>5)</sup> von denen der Erste vor Allem die Burg Geiersberg, der Andere den Schloßberg bei Teplitz mit der Amtmannschaft in dieser Stadt und, wie es scheint, auch Kostenblatt

1) Daselbst C.

2) Arch. český V., 263.

3) Monach. Pirn. l. c. — Jammersehade ist es, daß Lindner (der Mönch schrieb 1530) das Todesjahr Zakaubeks nicht gekannt oder doch nicht genannt hat; es gäbe eine solche Angabe bei Ermangelung jeder anderen Quelle den einzigen Anhaltspunkt für die Glaubwürdigkeit der obigen Nachricht. Auf alle Fälle ist es gründlich falsch, wenn Mikowec (a. a. O. S. 77) von 1458 als dem muthmaßlichen Todesjahre Zakaubeks spricht.

4) Palacky G. v. B. V. Bd., 1. Abth. S. 167. — Vergl. das. III. Bd., 2. Abth. S. 407 und 409.

5) Archiv český III., 570, 571. — Der Beiname „Alburg,“ über welchen Balbin (Misc.



erbte.<sup>1)</sup> Von ihnen gehen die noch durch mehr als zwei Jahrhunderte bestehenden Linien des Stammes Wřesowitz, „Risperřkř“ und Kostomlackř“ aus. Doch, ist Johann Alburg bereits im J. 1479 mit dem Fürsten Hynel Münsterberg, dem Sohne Georgs von Podiebrad, in Gerichtsstreitigkeit über die Rechtllichkeit seines Besitzes oder richtiger über seine Berechtigung zur Verwaltung von Teplitz.<sup>2)</sup> so erscheinen noch vor Ablauf des 15. Jahrhunderts die sächsischen Herren Bistum in dem unbeschränkten Besitz der Stadt Teplitz.<sup>3)</sup> Doch den Schloßberg behielten die Wřesowitz und erwarb im J. 1507 Wilhelm von Wřesowitz „und von Doubravřká hora“ denselben mitsammt dem nun auch ganz verfallenen Rittersitz Schedeporsch bei Welwet als Allodialbesitz;<sup>4)</sup> 1543 aber, Freitag St. Veit (15. Juni), erkaufte Wolf von Wřesowitz, Unterkämmerer und Hauptmann auf dem Prager Schlosse, für 1000 Schf. Gr. auch Teplitz wieder von Johann von Hirschau,<sup>5)</sup> bis nach dem Tode Bernhard's, Bruders des letztgenannten Wolf, die eine wie die andere Besitzung auf immer für die Familie verloren ging,<sup>6)</sup> zugleich mit der Geiersburg, die bereits vor 1522 nach Albrecht Rysperskř an die Graupner Patrizier Glaz vom Altenhof, später allerdings auch wieder durch den genannten Wolf von Wřesowitz an die Wřesowitz gekommen war, doch schon im J. 1579 von der Familie Kekuře von Stradonitz erworben wurde.<sup>7)</sup> Komotau kam nach 1455 nicht wieder an die von Wřesowitz; in Bilin bestätigt am 3. Mai 1475 Timo von Kolditz wieder als Herr der Stadt die Privilegien derselben<sup>8)</sup> und kam auch nach eben diesem Kolditz Bilin an die Familie Lobkowitz, bei der es bis zum heutigen Tage verblieb. So war auch Engelhaus bei Karlsbad bereits unter Kaiser Siegmund den Wřesowitzen verloren gegangen, Luditz aber kam vor dem Jahre 1563 an die Burggrafen von Meißen.<sup>9)</sup> Am längsten blieb von den Erwerbungen Zakaubek's die Burg Kostenblatt bei seinem Geschlechte, die, durch Christoph von Wřesowitz in einen Allodialbesitz verwandelt (1562),<sup>10)</sup> nach der Schlacht auf dem weißen Berge den Brüdern Ulrich und Peter Kostomlackř genommen wurde und dem Fiscus verfiel.<sup>11)</sup> Doch vegetirte, wie gesagt, sowol die eine als die andere Linie Wřesowitz noch lange Zeit in Böhmen.

dec. I., lib. V., p. 162) in größter Verlegenheit ist, kann nur in Verbindung gebracht werden mit der Stadt und Festung Eilenburg, auch Alburg genannt, in der i. preuß. Prov. Sachsen; Andr. Chr. Eichler „Teplitz vor 300 Jahren oder der böhmische Dichter Thomas Mitis“ (S. 45) übersetzt das „Hylburgus“ mit „Heilburger“, dessen allerdings „bisher noch nirgends erwähnt worden ist.“

- 1) Arch. český IV., 444 ic. Hauptstaatsarch. Dresden. Orig. 8335.
- 2) Arch. český IV., 326. Siehe auch Originalurk. 8463 des Hauptstaatsarchivs.
- 3) U. z. im J. 1482 Burghard, 1488 Georg, dann Felix und 1502 Apel oder Apollonius v. B. — (Liber manualis (fol. 28) in Graupen, Stadtbuch I. (p. 198) daselbst; „Memorial-Buch“ I. (p. 105) in Teplitz.
- 4) Landtafel Prag Instr. Nr. 2, lit. E 9.
- 5) Landtafel Nr. 4 lit. FF 30.
- 6) Landtafel Nr. 16 lit. K 18, Nr. 63 lit. ff. 21. fg., Nr. 129 lit. C 20 u. fg. — Vergl. „Mem.-Buch“ I. (p. 109 u. fg.) in Teplitz.
- 7) Stadtbuch I. (p. 402 u. fg.) in Graupen. — Landtafel Instr. Nr. 65 lit. E 14.
- 8) Landtafel Instr. Nr. 557 lit. L 37. Die von mir oft erwähnte Urk. erscheint auch bei Schaller Top. V., 119 citirt, doch nicht genau, und sind die derselben entnommenen Excerpte daselbst vielfach unrichtig.
- 9) Tr. Märker Burggřth. Meißen I., 381.
- 10) Landtafel Instr. Nr. 14 lit. K 9.
- 11) (Niegger) Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen IX., 37.



## Beilage I.

Victoria domini ff. ducis Saxonie contra Bohemos 1438 feria 3<sup>ta</sup>  
post Mauricii.

Noch gots geburt Tufent vierhundert vnd in dem achtvndrissigsten Jare am dinstage nach Maurich vmb das dorff Selnicz genant, zewissir Bruz vnd Belin gelegen nahe bie respercyht habin die hochgebornen Fursten Herre Fridrich Herczog zcu Sachsen des heiligen Romischen Riches Erzmarschalt lantgraue In doringen vnd Maregraue zcu Wiffen vnd herre Wilhelm Herczog zcu Brunswig die Behemen In einer wagenburg mit irem Reifigen geczuge geflagen vnd gefangen, derselben Behemen in der wagenburg waren nahe bie funf Tufenten zcu Rosse vnd zcu Fusse wehrhaftiger lute vnd die Herrn obgnant hatten nicht mehr an Reifigem geczuge domitte sie die Behemen allehne slugen denn bie zcwehtufent. doch habin sie der Behemen mit hulfte gotts bie zcwehtufent erslagen vnd ouch jobyl gefangen vnd nemlich den Jungen von Sterrenberg Trefliche polaten. vnd andere hauptlute die iczunt nicht stehen alle zcunennen. vyl rebelicher Burger vß den Steten Sayczsch vnd lunc vnd andern vmbgeleginden Steten vnd dorffern mehr die alle iczunt nicht wol stehen zcunennen, vnd eher zcu dem Strite gegriffen wart wurden zcu Ritter geflagen durch den hochgeborn Fursten herren Wilhelm Herczogen zcu Brunswig vorquant disse nachgeschriben herren Grauen vnd Menne Czum ersten

Fridrich Herczog zcu Sachsen.  
Graue Heinrich von Schwarzburg.  
Fridrich Schengle von Sydam.  
Heinrich von Gera der Junger.  
Otte Grave von Ißnigt.  
Vyt von Schonenburg.  
Heinrich Russe.  
Ludewig Grave von Glichen.  
Busse Schende zcu Lutemberg.  
Hans Schende zcu Sumen.  
Ticze von Milticz.  
Zorge von Milticz.  
Hencze pflug.  
Nickl pflug.  
Günther Ioser.  
Hans von Schonenberg.  
Nickel von Schonenberg.  
Jhan von Stynicz.  
Albrecht von Hugewitz.  
Caspar von Malticz.  
Hans von Malticz.  
Heinrich von Malticz.  
Peter von Malticz.  
Conrat vom Stein.  
Nickel pflug zcum knuthain.  
Heinrich von Bunaw.  
Lauryn Röder.  
Mennelin von Ertmanstorf.  
Zorge pflug zcu Strelin.  
Augustin Truzfesse.  
Zorge von Bernegfel.  
Nickel von Wolffstorf der alde.  
Nickel von Wolffstorf der Junge.  
Hencze von Birlisch.  
Sifrid von Schonenfelt.

Friczsche Thilne.  
Cunze vom Ende.  
Bernhart von Kochperg.  
Ditherich von Tutihinrode.  
Herman von Harras.  
Lorenze von Holbach.  
Herman von Gruffen.  
Hans von Kuzelenbin.  
Conrat von Kochperg.  
Ditherich Hopfgarte.  
Claus von Bangheim.  
Thile von Sebech.  
Friedrich von Ebirsparg.  
Rudolff marschalg.  
Albrecht von Brandenstein.  
Heinrich von Richtenstein zcum Hoenstein.  
Hans von Schauenberg zcur Luterborg.  
Swipolt von Brandenstein.  
Egtarius Schotte.  
Rudolf von Bunaw der elder.  
Tilich vom Hoenperge.  
Albrecht von Lundenaw.  
Busse von Morungen.  
Gerhart von Rossen.  
Albrecht von Lipczl.  
Gunther von Holdow.  
Zorge Dose.  
Werner von Harras.  
Fritsche von herde.  
Caspar von dietfete.  
Heinrich von husen.\*  
Hilbebrand von Gynsedil.  
Hans Brisacher.  
Luppolt von der Kuthe.  
Sifrid von schonberg.

(Aus dem Hauptstaatsarch. Dresden Cop. 40, Bl. 24.)

## Beilage II.

### Churfürstliche Beschwerten.

A. Dem alten Jacobken.

Item der Jacob hat einen verteidigt genant Melba fur sinen diener, vnd derselbe hat lute gefurt, dem Smolikenn.



Item etliche sint ermordet vnd die Hende abegehan — wenn nemlich hasergast, gescheen durch ern Jacoffs Waune vnd diener, gnant die Buffen, vnd die Burver zu Burssan, den, vnd ander verwandelt vnd gebessert nach fridebruchs Rechte,

Item, als dy Hoflute genommen haben vß pchaurcz Dgrecz, vnd wider heimgeritten, als sint die gebuvern vß des Tossen dorffe, der ern Jacoffs diener ist, gelouffen vnd vnser Hofeluten ein pferd erschossen vnd einen gewunt,

Item, des voits zcum Lauwenstein diener ein, ist an sent Johans tag nestuergangen, vß dem Zarmarcte, zcu Toplicz von ern Jacoffs luten, iij Rinische gulden, vnd xj Groschen, j gartel, ein Hut genommen vnd dorczu hertlich gestlagen wurden, vnd er meint, der wert by deme er geczert hat, sulle wissen, were das getan habe,

Item er Jacoff, hat den Beschebigern lasen nachfolgen, vnd sint genolget durch das Stetlin Lauwenstein, des yn vnser voit doselbst gunste, Aber, als sie wider heimczogen, zcuite finer diener einer, genant Nymptsche, vnsern arme luten, zcu forstenaw zcuwen huser an, vnd verbrante dy Im friden,

Item als er Niclas Bircke fur Bruy rante vnde pferde nam, waren alsbalde dohy ern Jacoffs dienere,

Item zcuwen pferde, sin genommen wurden, dem wenczel Behem vß ern Jacoffs Stad T a p l i c z vnd sin ir nach gegangen vß der Stat

Item, der derlid von Sebnicz, des Jacubken man, ist auch bie der name fur Bruy mitte gewest

Siben vnser Burger von Oderan haben dem Jacobken ein recht gefengniß mussen globen, vnd sich wider zeugestellen mit iren pferden, ader hundert schoß zeugeben vnd haben das vorborget, dieselben Burgen gefangen wurden, die der Jacubl den yenen abebrang die sie fingen, das dieselben siben Burger von Oderan, vnd ire borgen, irer gefengnis vnd der Vorgehofft auch lebzig vnd loß gefaget werden.

#### B. Dem Jungen, ern Jacoffe.

Item, als Beda, was zcu Comitaw, vnd wolde vns warnen, von der name wegen, die der Smolite gethan hatte, do hat er mussen globen, ern Jhan von Comitaw, das er nicht weg rhte, es were denne, mit sinem wissen, vnd da er hm zuwissen hatte getan, das er wolde, zu den vnsern gein Bruy rhten, do hat er hm zcuene nochgesant von Eysenberg die an der zeit, bie hm, an der stat waren, als er sagt vnd die haben yn gefangen, 1 pferd, ein panczer vnd gerete genommen, der smolik, was doselbst vnser vihunt nicht wurden, Summa **xviii** ff.

#### C. Dem von Iburg.

Item der von Iburg, hat einen gnant cleyhen fenczil ader fenczel laurin, herauß geschickt, kuntschafft vßczutragen, so danne wolt derselbe von Iburg durch sulche kuntschafft, In vnser gleite hauwenn, zcuwischen dem lichtenstein vnd der lundewicz als derselbe fenczel Im gefengnisse zu voitsperg vngemartert bekant hat, vnd nach bekennet, derselbe danne, die zcht ern Nicolaen von lobkowicz besessen man gewest ist,

Item Bernd von Trebin hat ein Burger von kempnicz gnant hans Arnolt, vor einem Jare, an vnser siben frauwenn abent, Natiuitatis, In einem fride, zcuwischen kempnicz vnd Benigt gefangen yn zechn ff genommen, yn gein Budenicz zcu deme von Iburg gefurt, da angesmit, vnd er hat **xxx** ff g. zu schaczunge mussen geben.

Hauptstaatsarchiv Dresden (Wittemb. A., Böhmen. Kapf. VI. Bl. 159 b.—161 b.).

## Böhmische Dorfindustrie.

Aus der demnächst erscheinenden zweiten Lieferung von A. Jägers Dorfschronik (Gesch. v. Masfersdorf, Proschwitz und Neuwald. Reichenberg 1865.)

### 1. Die Leinenindustrie.

Unser heimatlicher Gau ist kein gelobtes Land, in welchem die Natur in verschwenderischer Fülle ihre Gaben spendet. Das Klima, obwohl seit hundert Jahren merklich milder geworden, wird dennoch den Charakter eines ziemlich rauhen Gebirgsklimas nie verlieren und der unebene Boden, durch welchen hie und da die Granitmassen des Erdinneren hervorbrechen, wird jederzeit den Weizenfeldern des Flachlandes an Fruchtbarkeit weit nachstehen.



Schon als die Menschen hier dünne gesäet waren, und ihre einfachen Bedürfnisse an Kleidung und Wohnung meist eigenhändig besorgten: damals schon waren sie nicht im Stande, den rauhen steinigen Bergabhängen hinreichende Nahrung abzugewinnen. Sie mußten den Abgang an Brodfrüchten durch Zufuhr aus den Flachlande decken und die Mittel zu dem Ankaufe derselben durch gewerbliche Thätigkeit zu gewinnen suchen. „Was der Acker nicht trägt, muß der Buckel tragen,“ sagt ein Sprichwort.

Der erste recht eigentlich naturwüchsigte Industriezweig dieser Gegend war die Leinweberei. Man baute Flachs, spann denselben und wob aus dem Garne Leinwand. Die hiesigen Häusler, Feld- und Auengärtner hatten genug Zeit übrig, für die Bewohner des Flachlandes, welche den Winter über mit Dreschen zu thun hatten, zu spinnen und zu weben. Fast in jedem Hause traf man daher einen oder mehrere Webstühle und die Neigung für dieses friedliche Gewerbe mit dessen Hilfsarbeiten der Familienvater die Angehörigen unter seiner Aufsicht in der warmen Stube beschäftigen konnte, war sehr allgemein und tief gewurzelt. Da waren hier oft nicht Hände genug für die vielen Webstühle das nöthige Garn zu liefern; aber auch die Bewohner des Flachlandes spannen in langen Winterabenden fleißig. Zu ihnen giengen unsere Weber und haufierten das Garn zusammen, die ärmeren wirkten um Lohn die „Hausleinwand“ aus den übernommenen Garnen, die vermöglicheren „Garnmänner“ dagegen kauften das Garn, um es auf eigene Rechnung zu verarbeiten. Jeder hatte schon seinen bestimmten Bezirk im „Lande“ oder im „Böhmischen“ mit gewissen Kunden, die sich durch Generationen forterbten und diese Beziehungen sind manchem heute noch erinnerlich. Einzelne brachten es im Spinnen und Weben zu besonderer Kunstfertigkeit. An den feinsten Strähnen hatten die Knäufe kaum die Größe von Kaffeebohnen und ein Stück (Strähne) konnte man durch einen Fingerring ziehen. Daraus wurden die glänzenden feinen Weben verfertigt, die eine gesuchte Waare auf dem Weltmarkte abgaben. Die Wiesen an der Neisse boten Gelegenheit zum Bleichen, auch wußte man das Garn für gemusterte Zeuge zu färben.

So bestand die Weberei in unseren Dorfschaften.<sup>1)</sup> Kaum dürfte noch jemand wissen, daß die erste Kunstweberei in Berlin durch einen Maffersdorfer begründet wurde. Das hat sich aber so zugetragen. Vor etwa hundert Jahren lebte hier ein Weber, der mochte wohl irgendwo in der Fremde die Damastweberei erlernt haben. Zu Hause richtete er sich einen Stuhl mit vielen Trittlingen ein und wirkte gezogene Tücher. Nun hörte er reden vom preussischen Könige Friedrich II., wie dieser geschickte Gewerbsleute schätze und lohne. Da gieng unser Weber ans Werk und fertigte ein kunstreiches Tafeltuch, darauf war in gezogener Arbeit zu sehen ringsum das ganze Tafelservice, Teller, Messer, Löffel, Gabel und alles Zubehör; in der Mitte sah man Josua und Kaleb, wie sie an einer großen Stange die große Weintraube aus dem gelobten Lande ins Lager der Israeliten tragen. Nachdem das Kunstwerk vollendet war, machte sich der Meister sammt seinem Weibe auf und sie wanderten fürbaß gegen Potsdam, wo der König residirte und dort ließen sie sich dem Könige vorstellen und überreichten ihm das Geschenk. Unser Weber hatte sich nicht verrechnet. Der König nahm ihn huldvoll auf, belohnte ihn reichlich und bewog ihn sich in Berlin niederzulassen und allda eine Damastweberei zu errichten. Bei der wirksamen Unterstützung der Regierung gedieh das Unternehmen, der strebsame Mann hatte damit sein Glück gemacht und ist nimmer in sein Geburtsdorf zurückgekehrt. Schade, daß meinem

1) Nach einem Verzeichnisse von 1630 waren in Maffersdorf R. S. 24, in Proschwitz 15, Kurnersdorf 10, Reinwitz 8, Lurdorf 4, Gränzendorf 1, Friedrichswald 7 Weber. Die eigentlichen Weberdörfer waren auf Gut Siebendorf, und jene, die nicht am fließenden Wasser liegen, wo Fabriken errichtet werden konnten, wie Langenbrück, Jerschmanitz u. a. sind es bis heute geblieben.



Gedächtniß sein Name entfallen ist, ich habe die Begebenheit als Knabe oft erzählen gehört, fand aber damals keinen Anlaß, mit der Aufmerksamkeit des einstigen Berichterstatters darauf zu achten.

Wie in den umliegenden Dörfern war auch in der Stadt Reichenberg ehemals die Leinweberei in großer Blüte. Im J. 1748 zählte die dortige Zunft (auf der Herrschaft) 330, im J. 1785 sogar 400 Meister. Die Leinwebergefellen in der Stadt spielten ihren Meistern einmal einen merkwürdigen Streich, lange bevor noch jemand in Böhmen etwas von den Strikes in England wußte. Die Gefellen, welche wahrscheinlich wegen Zunftangelegenheiten unzufrieden waren, rotteten sich am 17. Aug. 1722 in der Frühe zusammen, holten in aller Stille aus dem Meisterhause die Zunftlade ab und trugen dieselbe auf den Lubokauer Berg, allwo sie im freien Felde vierzehn Tage dabei kampirten, alsdann zogen sie weiter auf den Räckelsberg bei Oberwittig und lagerten daselbst wieder acht Tage. Als den Meistern die Zeit lang wurde, kamen sie bei der Obrigkeit um Hilfe ein und Amtmann Leusner requirirte Militär. In der That zog eine Schwadron Kavallerie unter Rittmeister Koptik heran, um die widerspenstigen Gefellen einzufangen. Sie konnten jedoch nur 16 Mann davon erhaschen, welche geschlossen auf Wagen nach Reichenberg geführt wurden; die andern entkamen mit der Bundeslade nach Borkersdorf bei Ostritz. Inzwischen stieg die Verlegenheit der Meister; denn sie konnten weder Quartale halten, noch genug Waare liefern. Endlich nach Jahr und Tag konnten sie's nicht länger mehr aushalten; sie gaben ihren standhaften Gefellen gute Worte und diese stellten ihre Bedingungen zum Frieden. Sie verlangten einen neuen Vater, zwei neue Aelteste, eine neue Lade und Bestrafung jener Gefellen, welche nicht bei ihnen ausgehalten hatten. Alles wurde ihnen zugestanden, worauf die ausgewanderten Gefellen zurückkamen und sich am 29. August 1723 am Galgenberge (Töpferberge) aufstellten. Dorthin kam ihnen die ganze Meisterschaft mit der Lade entgegen und sie hielten unter klingendem Spiel ihren Einzug in die Stadt. Zu wünschen wäre, daß der Gewährsmann Rohn die Ursachen und Umstände dieses interessanten Vorfalles genauer berichtet hätte. Die Leinweberzunft ließ 1731 auf der vorgenannten Höhe zum Gedächtniß dieser Versöhnung das steinerne Steinbild des h. Johann von Nepomuk errichten, das 1781 erneuert wurde.

Wenn auch bei uns die Leinweberei keine so reichen Leute gemacht hat, wie z. B. vor 300 Jahren in Augsburg, wo ein Leinweber (A. Fugger) Millionär wurde und dem Kaiser mit Darlehen aushelfen konnte, so hat sie doch hunderten von Familien Wohlstand und behäbiges Auskommen verliehen. Aber Alles unter der Sonne ist wandelbar. Das früher so beliebte Linnen wurde nach und nach von den Baumwollwaren immer mehr verdrängt, der Verdienst unserer Weber wurde schmaler und schmaler, bis zuletzt die unermüdlichste Thätigkeit, welche das Schiffein von frühem Morgen bis nach Mitternacht rastlos hin und herschob, kaum mehr die kärglichste Nahrung zu erwerben vermochte. Die Weberei war zum Hungergewerbe geworden; wer Gelegenheit fand, griff nothgedrungen zu andern Beschäftigungen. Nachdem die Leinenindustrie lange darnieder gelegen hatte, während welcher Zeit der Weber meist in Baumwolle arbeiten mußte: scheint sie in neuerer Zeit in der Maschinenflachsweberei ihre Auferstehung zu feiern. Die erste mechanische Flachsweberei errichtete hier Joseph Wondrak aus Maffersdorf in Dörfel 1861, welcher (wie auch sein Bruder Franz Wondrak in Langenbruck) in den südwestlich von Maffersdorf gelegenen Ortschaften mehrere hundert Weber beschäftigt. Eine zweite große Flachsweberei wird so eben (1865) in Magdorf in Gang gesetzt. Diese Unternehmungen sind aufs freudigste zu begrüßen; denn nur auf diesem Wege kann unser erster einheimischer Industriezweig (dem nicht so leicht durch Kriege oder andere Zufälle der Bezug des Rohstoffes abgeschnitten werden kann) wieder verjüngt und zu Ehren gebracht werden.



## 2. Die Tuchindustrie.

Ein weiter sehr erheblicher Erwerbszweig für diese Gegend waren seit lange die Hilfsarbeiter für die Reichenberger Tuchmanufaktur.

Im J. 1255 zur Zeit als Zittau von Přemysl Ottokar II. zur Stadt erhoben und von den Herren von Berka Friedland erbaut wurde, kamen Flämänder aus den Niederlanden ins Reiffethal gezogen und brachten (besonders in Görlich) die Tuchmacherei und überhaupt die Wollweberei in Aufschwung. Von daher verbreitete sich hierauf dieser Erwerbszweig das Thal herauf bis in unsere Gegend. Bisher hat man immer geglaubt, der erste Tuchmacher in Reichenberg sei Urban Hoffmann gewesen, welcher am 11. Mai 1579 aus Seidenberg übersiedelte; indeß haben neuere Forschungen bereits für das J. 1410 Spuren einer Tuchmacherzunft in Reichenberg nachgewiesen. (Hübisch, Geschichte des böhmischen Handels Seite 284.) Die Abtretung Schlesiens an Preußen i. J. 1742 war für die hiesige Tuchmanufaktur von großem Vortheile; die Zahl der Tuchmacher wuchs und diese verdrängten nach und nach die Leinweber. Im Jahre 1748 zählte man in Reichenberg 329, im Jahre 1785 bereits 600 Tuchmacher. Das Tuchgarn wird anfangs wohl meist in der Stadt, zum Theil in den Familien der Tuchmacher selbst gesponnen worden sein. Da geschah es, daß in den französischen Kriegen die Nachfrage nach Tüchern außerordentlich vermehrt wurde. Die Zahl der Tuchmacher in Reichenberg stieg im Jahre 1795 bis auf 804, mit 480 Gesellen und 1232 Hilfsarbeitern. Während den Kriegen mit Napoleon, steigerte sich der Verbrauch des Tuches noch mehr und in gleichem Maße vergrößerte sich auch die Zahl der Meister. Für das Spinnen des Garnes nahm man allgemein die Beihilfe der umliegenden Ortschaften in Anspruch. Die Dorfbewohner trugen die Wolle auf dem Rücken aus der Stadt nach Hause, krämpelten sie mit Handkämmen auf dem bekannten Köffel, und spannen das Garn auf Handrädern. In dringenden Fällen kamen die Tuchmacher wohl auch selber um das Garn und brachten neue Wolle zum Spinnen. Das war die Zeit, wo das Geschäft gleichsam von selber gieng und sie ist heute noch vielen in sehnsuchtsvoller Erinnerung. Allein die Zeiten wechselten, und das Maschinenwesen hatte auch in diesem Industriezweige einen vollständigen Umschwung zur Folge.

Seit 1775 der Engländer Arkwright die Spinnmaschine erfunden hatte, reichte eine Vervollkommnung der andern die Hand und betriebsame Völker wetteiferten in deren Benützung. Als nun nach dem Wiener Frieden der Verkehr unter den Völkern freier wurde, wollten sich bald keine Käufer mehr auf unsere rauhen, aus grobem Handgespinnst gefertigten und dabei theueren Tücher finden, da bessere und billigere Waare genug auf den Markt gebracht wurde. In der That war denn auch bald die Zahl der Reichenberger Tuchmacher seit 1813 bis 1818 von 700 bis auf 300 gesunken und unsere Tuchindustrie hätte verkümmern müssen, wie die Leinenindustrie verkümmert war: wenn man nicht den Abgrund noch rechtzeitig erkannt und davon abgelenkt hätte.

Vereinzelte Anfänge zum fabrikmäßigen Betriebe der Tuchindustrie waren allerdings schon früher gemacht worden. Im J. 1800 hatte bereits J. G. Berger die erste Fabrik in Reichenberg errichtet. Im J. 1806 wurde von Franz Ulbrich aus Reichenberg die obere Bergmühle in Katharinberg in eine Tuchfabrik verwandelt, woraus die jetzige Fabrik von Anton Trenkler und Söhne entstanden ist. Im J. 1808 führte Ferd. Rönheld in der Bergerschen Fabrik die ersten Maschinen ein. Die Katharinberger Bergschlucht, durch welche die schwarze Reiffe mit einem Gefälle von mehreren hundert Fuß als Wildbach sich herabstürzt, bot der nahen Stadt eine Fülle von Wasserkraft zur Anlage von Spinnfabriken. Dort wurde denn auch gleichsam eine Fabrik an die andere gereiht und so das ganze



Thal in eine große Werkstätte umgewandelt. Wohl zwanzigmal wird hier das Wasser durch Wehre aufgestaut, die freien Fluten der Neisse werden gleichsam gefesselt und in die finstern Kerker der Radstuben geführt, um die schweren Räder umzudrehen und die Arbeit von tausend Menschenhänden zu verrichten. Im J. 1860 gab es hier 23 Fabriken, wo 85 Satz Krempeln, 203 Hand- und 85 Kraft-Spinnmaschinen mit 22,370 Spindeln betrieben wurden und 8500 Ctr. Streichgarn geliefert werden konnten.

Auch an der eigentlichen Neisse, und deren Zuflüssen wurden, wo nur irgend ein Wassergefälle sich vorfand, Fabriken errichtet. So setzte Franz Elstner in Maffersdorf die erste Spinnmaschine in der Mühle Nr. 78 um d. J. 1818 in Betrieb und baute sodann nach einander die zwei Spinnfabriken am Proschwitzer Floß in „Prads Hölle“ und veranlaßte 1822 den Bau der Fabrik Nr. 228 neben der Neuwalder Mühle. Im J. 1824 baute Gottfried Hartig aus Reichenberg die Fabrik Nr. 117 neben der Proschwitzer Mühle, 1833 Joseph Trenkler die 1835 durch Philipp Schmidt in Betrieb gesetzte Tuchfabrik Nr. 42 in Proschwitz, im Brandelthale wurden einige Schleifmühlen in Fabriken umgewandelt.

Die Einführung dieser Spinnmaschinen erregte unter der Bevölkerung große Sorge. Die Bestürzung war eben so groß wie das Erstaunen, als man 60 und mehr und immer mehr Fäden auf einen Zug spinnen sah. Man glaubte nicht anders, als daß die Besitzer der durch jede Spinnmaschine entbehrlich gewordenen 59 Paar Hände zum Hungertode verurtheilt seien. Doch mit der vervollkommenen und vermehrten Produktion stieg auch der Waarenabsatz und alle Hände fanden auf diese oder jene Art leicht wieder Beschäftigung. Diese Erfahrung beruhigte anfangs die Gemüther, und dies um so leichter, als der Spinnerlohn, bevor eine hinreichende Anzahl Arbeiter eingeübt war, hoch stand und längere Zeit hindurch ein anständiger blieb.

Indessen wurde das Maschinenwesen immer mehr vervollkommen, die Krempeln und Spinnmaschinen vergrößert, die Scheermaschinen und Walken so eingerichtet, daß mit der gleichen Arbeitskraft das 10- bis 50fache geleistet wurde. Beim Tuchrauchen mit Handkarden (einer sehr anstrengenden Arbeit) hatten viele starke Männer von Radel und Reichenau Beschäftigung gefunden. Durch die Rauhmaschinen ward den meisten derselben ihr bisheriger Broderwerb abgeschnitten. Die Erfindungskraft ließ keine Gränze wahrnehmen. Wenn nun zeitweilig Geschäftsstockungen eintraten und Lohnherabsetzungen stattfanden, bekamen die Arbeiter Angst, die Maschinen möchten am Ende Alles von selbst machen und sie um ihren Erwerb bringen. Mit Einführung jeder neuen Maschine geriethen sie dann in heimliche Wuth und brüteten über Plänen zur gewaltsamen Vertilgung derselben. Hiezu kam, daß das Verhältniß zwischen ihnen und den Fabrikanten keineswegs geregelt war, Krankenkassen und andere das Loos der Arbeiter sichernde Anstalten waren beinahe gänzlich unbekannt.

So geschah es, daß die Fabriksarbeiter im Katharinberger Thale, als wiederum neue Maschinen eingeführt wurden, zur Selbsthilfe greifen zu müssen glaubten. Am 3. Juli 1844 rotteten sie sich zusammen, zerschlugen in einigen Fabriken von Althabendorf, Machendorf, Hammerstein und Rosenthal die neuen Maschinen, verwüsteten Waaren und verübten andere Gewaltthatigkeiten. Der Zug war lavinenartig bis zu 1000 Mann angewachsen, als ihnen auf der Rosenthaler Brücke das Reichenberger Schützencorps unter Hauptmann Karasel entgegentrat, sie vom Einzuge in die Stadt abhielt und zerstreute. Am 4. Juli rückten 2 Escadrons Hardegg-Kürassiere und am 5. Juli 4 Kompagnien Wellington Infanterie in Reichenberg ein zum Schutze der Fabriken. Bei der über den Aufruhr eingeleiteten Untersuchung wüthete der Stock erbärmlich unter den irregeleiteten Arbeitern.

Seither hat man sich über die Fortschritte des Maschinenwesens wieder vollkommen beruhigt, da man eingesehen hat, daß die durch Maschinen entbehrlich ge-



machten Hände bald wieder eine neue Beschäftigung finden, und daß gegenwärtig schon vielleicht mehr Maschinen im Gange sind, als früher einzelne Spindeln gedreht wurden. Als der Maschinen zu viel wurden für die vorhandenen Wasserkräfte, wurde die Dampfkraft zu Hilfe genommen. Der von Karl Herzig 1833 gegründete Kohlenbau-Verein schloß die Braunkohlenschähe des Zittauer Beckens auf für die Betreibung von Dampfmaschinen und die im J. 1859 eröffnete Eisenbahn erleichterte vollends die Zufuhr des Brennstoffs aus entfernteren Gegenden.

Eine Hilfsarbeit der Reichenberger Tuchindustrie ist dem Maffersdorfer Thale fast ausschließlich eigen — die Tuchleistenfabrikation (Zwisten) Hier und in Proschwitz leben eine Anzahl Familien von diesem Geschäfte und versorgen nicht nur die Tuchmacher von Reichenberg mit dem Garn für die Salbänder der Tücher, sondern manche führen es auch über die Gränze bis Görlitz, Sorau und Kottbus. Zu diesem Zwistengarn wird die geeignete starkhaarige Wolle aus Prag bezogen, zu manchen Sorten werden auch Ziegen- und Kälberhaare verwendet. Das Garn wurde früher ausschließlich auf Handrädern gesponnen, jetzt gibt man es mit Ausnahme der stärksten Sorten auch auf Maschinen. Es wird gezwirnt (gedoppelt), in Strähne (Stücke) zu 2 Pfd. geweißt und entweder roh oder gefärbt (meist hochgelb) zum Verkauf gebracht.

Während die Männer den Wollverkauf besorgen, geschieht der Vertrieb des Garns in die Stadt öfters durch Frauen, wodurch eine gewisse Gastfreundschaft zwischen ihnen und den Stadtfrauen unterhalten wird. Diese machen zur Sommerzeit mit ihren Kindern gern Ausflüge aufs Land, wo denn von ihren Lieferanten Alles aufgeboten wird, um die geehrten Kundschaften mit Milch, Obst und Kaffee angenehm zu bewirthten.

### Die Dofenfabrikation in Reichenau.

Reichenau war früher ein Spinnerdorf. Tausende haben hier von der Kindheit bis zum Greisenalter am Rocken ihren Lebensfaden ausgesponnen.

Als nun die Baumwollindustrie die Spinnerei verdrängte und das Garn kaum mehr galt, als der Flachs kostete; da kam für die Reichenauer eine recht harte, traurige Zeit. Die kleinen Wirthschaften gaben ihren Besitzern nur ein dürftiges Auskommen, das Korn, das einer etwa zum Verkaufe erübrigen wollte, mußte abgedarbt und dafür desto mehr Hafer zum Brode verwendet werden. Gewöhnlich bestritt man die unentbehrlichsten Ausgaben vom Ertrage der Viehzucht, indem man die Butter verkaufte, statt sie zu genießen. Die Häusler mit wenig oder gar keinem Grundbesitz fristeten ihre kümmerliche Existenz durch mühsame, in der Nähe oder in der Ferne aufgesuchte Tagelöhnerarbeit.

Es verdient daher jener Mann, welcher in diesem Orte eine neue gewerbliche Thätigkeit ins Leben rief, als Wohlthäter der Bevölkerung in dankbarer Erinnerung behalten zu werden. Dieser Mann war Johann Schöffel, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Reichenau die Dofenfabrikation einführte.

Schöffel gehört zu jenen Männern, welche bei Durchführung ihrer Pläne jederzeit mit außerordentlichen Schwierigkeiten, Hindernissen und Unfällen zu kämpfen haben. Schon sein Vater Johann Georg Schöffel hatte ein bewegtes Leben geführt. Früh verwaiset, stand er während der preussischen Kriege nacheinander in österreichischen, französischen, preussischen und endlich wieder in österreichischen Kriegsdiensten und ward dabei auf den Schlachtfeldern Deutschlands, der Niederlande und Italiens herumgetrieben. In seinem abenteuerlichen unstaten Leben war sein Weib Rosina stets seine treue Begleiterin. Als Invalid in seinen Heimatsort Reichenau zurückgekehrt, erhielt er von der Gemeinde ein Häuschen, worin er in Frieden sein Leben vollendete.

Nach seinem Tode trieb sich der 14jährige Johann während einer Theuerung



mit seiner vielgewanderten Mutter durch drei Viertel Jahre bettelnd in Oesterreich herum. Nachher kam er in Böhm.-Ramnitz zu einem Manne welcher aus Thon Figuren bildete und auch in Wachs pouffirte. Der Betteljunge, der längst alle Schüchternheit verlernt hatte, griff nach dem bereitliegenden weichen Thon und versuchte eine Nachbildung und da er hiebei Talent zeigte, so behielt ihn der Ramnitzer Künstler bei sich. Als Schöffel seinem Meister alles abgelernt hatte, was von ihm zu lernen war, beschloß er auf seine Kunst zu reisen. So kam er nach Zittau, wo er in einem Gasthause Quartier nahm und den Gästen seine Dienste in Anfertigung von Wachsportraits anbot. Allein, da Schöffel ärmlich gekleidet war, hielt man ihn für einen Vagabunden und niemand zeigte Lust, bei ihm sein Ebenbild zu bestellen; er diente vielmehr zur Zielscheibe des allgemeinen Wises. Endlich sprach die Magd des Hauses: Wenn er vier Groschen dafür nehmen wolle, möge er sie abkonterfeien, mehr werde seine Arbeit ohnehin nicht werth sein. Schöffel, dem es nur darum zu thun war, seine Kunstfertigkeit zu zeigen, gieng bereitwillig auf den Antrag ein, und als das Bildniß trefflich gelungen und bis auf die spöttische Miene der Magd täuschend ähnlich war, gieng die Verachtung der Spötter rasch in beifällige Bewunderung über. Zahlreiche gut bezahlte Bestellungen verschafften ihm bald die Mittel, neu gekleidet nach Dresden zu reisen. Dort lebte Schöffel in beständiger Ausübung seiner Kunst, worin er zu immer größerer Vollkommenheit gelangte. Er fertigte zahllose in Wachs pouffirte Portraits, darunter die vieler hochgestellter Personen, da er selbst in Hofreisen bekannt geworden war. Von den Portraits des Kurfürsten August III. von Sachsen und seiner Gemahlin, die ihm besonders gelungen waren, wurden zahlreiche Nachbildungen bei ihm bestellt. Am kurfürstlichen Hofe machte Schöffel auch die Bekanntschaft des Kammermädchens Katharina Beck aus Dobreschan in Böhmen, und verehelichte sich mit derselben. Viel Zeit verwendete Schöffel in Dresden auf Anfertigung von Formen zu mancherlei Menschen- und Thiergehalten. Als er aber nachher sein Glück weiter suchte, wurden ihm die vielen Thonformen zur Überlast, so daß er in Hamburg einige Kisten davon in die Elbe schüttete. Von nun an trieb er sich durch 18 Jahre unstät in allen Theilen Deutschlands umher, indem er überall seine Kunst nach Brot führte. Wie er nun seine Lust am Herumschweifen sattfam gebüßt, viel gesehen und viel erfahren hatte, und dabei älter geworden war, wandelte ihn die Sehnsucht an nach einer festen Existenz und geordneten Lebensweise. Er dachte an sein Heimatsdorf Reichenau, allenthalben in der Welt ist's schön, zu Hause aber am schönsten. Zur Ausübung seiner Porträtkunst war aber Reichenau nicht der Ort und er mußte auf eine andere Beschäftigung finnen. Da er mitunter auch in Papiermaché gearbeitet und die Verfertigung von Dosen aus diesem Stoffe gelernt hatte, so faßte er den Plan, in seiner Heimat, wo so viel Hände nach Arbeit verlangten, die Dosenfabrikation einzuführen.

Seine Geldmittel reichten hiezu jedoch nicht aus. Schöffel wandte sich daher bittweise an die Gutsherrschaft seines Heimatsortes und erhielt auch wirklich vom Grafen Philibert Emanuel Waldstein ein Darlehen von 300 fl. und nebstdem 500 Stämme Holz zum Bau eines Fabriksgebäudes. Mit einem ihm befreundeten Maler, Albert, und einem Kaufmanne, Griner aus Prag verbunden gieng Schöffel nun ans Werk. Während das Fabriksgebäude gebaut wurde, wurden vorläufig in vier anderen Häusern die Arbeiten aufgenommen. In einem dieser Häuser waren vier Drechsler, im andern 16 Schleifer, im dritten unter Alberts Leitung 6 Malerlehrlinge, im vierten aber wohnte und wirkte Schöffel selber. Aller Anfang ist schwer, dieser wars besonders, die ersten Versuche in dem neuen Geschäfte gelangen nicht nach Wunsch und die Ablieferung der Waaren verzögerte sich weit über die bestimmte Zeit hinaus. Der Credit gieng zur Neige, oft wiederholte Vertröstungen verloren endlich ihre Wirkung, die Arbeiter murrten wegen rückständiger Löhne und wurden lässig, eine zum Lachsteden erbaute Hütte



gieng in Flammen auf und so häuften sich die Verlegenheiten und Unfälle. Der Maler Albert gab seinen Compagnon verloren und gieng bei Nacht und Nebel davon, auch der Kaufmann Griner verlor die Geduld und zog sich aus dem Geschäfte. An Schöffels Seite stand jetzt nur noch sein Bruder Ignaz. Mit dessen Hilfe kam es endlich dazu, daß dieser die erste Dosenlieferung nach Prag abführen konnte. Allein dort kam er übel damit an. Die früher ungeduldig auf die Dosen gewartet hatten, mochten nichts mehr davon wissen, indem sie mancherlei Fehler daran auszustellen hatten. Ignaz Schöffel mußte die Dosen verhaufsieren und von dem Erlös konnte kaum der vierte Theil der dringendsten Schulden bezahlt werden. Nach mehren vergeblichen Versuchen endlich glückte es Schöffel, seine Dosen den Pragern Kaufleuten recht zu machen. Er hatte eine Partie seiner Dosen an den Mann gebracht und nachdem er die Träger nach Hause abgeordnet und dem einen 80 fl. zur Bestreitung der dringendsten Zahlungen mitgegeben hatte, reiste er selber nach Dux, um sich dort seinem Gönner, dem Grafen Waldstein vorzustellen und ihn durch persönliche Auseinandersetzung zu fernerer Geduld zu bewegen, da er ihm nun schon 3300 fl. schuldig geworden war. Allein ein unglücklicher Zufall vereitelte abermals seine Hoffnungen. Auf der Rückreise von Prag kehrten seine Träger zu Münchengrätz in der Kirche ein und dort wurde dem einen das anvertraute Geld aus der Tasche gestohlen. Nun wuchsen dem vom Mißgeschick geplagten Manne die Verlegenheiten über den Kopf. Die Arbeiter, die er nicht bezahlen konnte, ergossen sich in Schmähreden gegen ihn und er war kaum in seinem eigenen Hause vor Mißhandlungen sicher. Das Geschäft stockte, die ihm von der Herrschaft gewährte Frist verstrich, ohne daß Schöffel im Stande gewesen wäre, seine Zusagen zu erfüllen. Seine Habseligkeiten wurden gepfändet; er selbst griff zum zweitenmale zum Wanderstabe, um wieder zu porträtiren. In Warmbrunn traf er viele reiche Cavaliere aus Polen und Rußland, die ihm seine Arbeiten gut bezahlten. Das Geld, was er auf diese Weise erübrigte, schickte er von Zeit zu Zeit nach Hause, um seine Schulden zu bezahlen und seinen ehrlichen Namen zu retten. Den zweiten Sommer machte er eine Kunstreise nach Wien und gieng von dort nach Venedig, wo er drei viertel Jahr verweilte. Eben war er willens nach Rom zu reisen, und hatte seine Sachen schon gepackt, als er plötzlich erkrankte und zu seinem großen Verdrusse zurückbleiben mußte. Sein Aerger aber verwandelte sich bald in Freude, als er kurze Zeit nachher vernahm, das Schiff, auf welchem er absegeln wollte, sei mit Mann und Maus zu Grunde gegangen.

So gut Schöffel durch seine Kunst sich ernährte, so ließ ihm der Gedanke an sein Dofengeschäft doch keine Ruhe. Er kehrte über Wien nach seiner Heimat zurück, um seinen früheren Plan nun zur Ausführung zu bringen. Damals wohl ist es auch gewesen, daß er mit Kaiser Josef zusammentraf, welcher ihn zur Wiederaufnahme seines Planes mit 2000 fl. unterstützt haben soll.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat warf sich Schöffel mit erneuertem Eifer, reicher an Erfahrungen und Mitteln, auf das Dofengeschäft. Langsam und sicher gieng er dabei zu Werke und als er die erste Partie Waaren vollendet hatte, reiste er damit selbst nach Prag, um sie da zu verkaufen. Hier spielte ihm nun das Schicksal seinen letzten Streich. In Prag angekommen setzte Schöffel nämlich sein Waarenpaquet im Gasthause zu den drei Amseln ab und gieng in der Stadt herum, Abnehmer zu suchen. Bei seiner Rückkehr aber war das Paquet verschwunden und er mußte sich mit Grobheiten abfertigen lassen. Er hatte nicht einmal so viel Geld, als er zur Heimreise bedurfte. Rathlos schlenderte er daher durch die Straßen und wußte nicht was anzufangen. In dieser Noth brachte ihn der Zufall mit zwei Männern zusammen, die ihn nicht nur wichtige Vortheile in der Dosenfabrikation lehrten, sondern auch mit ihm sich verbanden. Der eine, Georg Schmidt aus Schwaben, legte seine Baarschaft von 60 fl. im Geschäfte an,



der andere war aus Oberstein und brachte das Grassieren zu größerer Vollkommenheit.

Jetzt kamen die Tage der Ernte für Schöffels mühevoller Ausfaat. In seiner letzten Lebenszeit konnte er sich an dem Gedeihen und Wachsen des von ihm begründeten Industriezweigs erfreuen, welcher sich besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts kräftig entwickelte. Schöffel starb am 7. April 1830, in einem Alter von 80 Jahren.

Nach seinem Tode übernahm sein Schwager Hofrichter das Geschäft, durch die Nachkommen seines Bruders Ignaz wurde die Dosenfabrikation weiter im Orte verzweigt.

Im J. 1864 waren bei der Dosenfabrikation in Reichenau 280 bis 300 Menschen beschäftigt welche des Jahres 12000 bis 15000 Duzend Dosen aller Formen, auch Futterale, Federbüchsen und andere Sachen aus Papperdeckel anfertigten, hauptsächlich unter den Firmen Ed. Schöffel, Josef Schöffel, A. Schöffel und F. Hofrichter. Der Markt für die Erzeugnisse dieser Industrie ist vorzugsweise Italien, Rußland und Amerika. Die Arbeitslöhne sind jetzt freilich sehr herabgedrückt. Für die Vollkommenheit der Erzeugnisse sprechen die Auszeichnungen, die ihnen bei der Ausstellung böhmischer Gewerbsprodukte in Prag 1836, bei der Weltausstellung in London 1852 und bei der allgemeinen deutschen Industrieausstellung in München 1854 zu Theil wurden.

Eine Hilfsarbeit der Dosenfabrikation, die Malerei, hat sich in Reichenau zur Selbständigkeit entwickelt. 50 bis 60 Maler fertigen nicht nur die Dosengemälde, sondern auch mancherlei andere Malereien auf Blech und Leinwand, Fahnen und Heiligenbilder.

Maffersdorf.

A. Jäger.

## M i s c e l l e n .

**Kaiser Mathias verleiht der Stadt Böhmisches-Biesenthal ein Stadtwappen d. d. Prag, 3. October 1616.**

Wir Matthias von Gottes gnaden Erwölter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hungern, Behaimb, Dalmatien, Croatien vund Slavonien etc. Rönig Erzherzog zu Osterreich, Herzog zu Burgundt, Marggraff zu Mähern, Herzog zu Luxemburg in Schlesien, zu Brabant, zu Steyer Cärndten, Crain, Wiertemberg vund Tegh etc. Fürst zu Schwaben, Marggraff zu Lausitz GEFÜRSTET Graff zu Habsburg, zu Tyrol, zu Pfierdt, zu Rhyburg vund zu Görz, Landtgraf in Elßaß, Marggraff des Heyligen Römischen Reichs ob der Enns vund zu Burgaw, Herr auf der Windischen March zu Porttenaw vund Salms etc. Bekennen öffentlich mit diesem Brieff vund thuen Ründt Allermenniglich Daß Vns die Ersamben vnsere liebe getreuen R. Richter vund Geschworne, sambt der ganzen Gemain des Perchtstädtleins Biesenthal auf Behmischer Seiten, vnderthenigst furgebracht vund zu erkennen geben wie daß durch die Gnad vund den Segen des Allmechtigen berüertes Perchtstädtlein Biesenthal nunmehr nicht allein an gebew vund Wohnheußern sondern auch an mennig des Volchs vund andern der massen auf vund zuegenomben, daß Sy neben andern erlangten Perchtwerchs freyhaiten auch aines Stadt Wappens vund Clainots bedürftig weren, Mit gehorsambster bitt, Ihnen aus Rhyser- und Röniglichen Gnaden dergleichen aines von neuen zuwerleyhen, vund Sy damit zu begaben vund zuuersehen, Wann Wir dann gnedigst angesehen solche Ihre vnderthenigste bitt, auch betrachtet haben den Rünfftigen nutz, so Vns vund vnserm Rönigreich Behaimb durch dieses Percht-



städtleins auffnehmen vund wolstandt entstehen than, so wol daß solches zu erhaltung guetter Policey Ordnung vund allerseits richtigkait dienstlich, welches alles Wir dann nach dem besten zubefurbern, ohne das in gnaden genaigt sein. Dero wegen aus wolbedachtem mueth, zeittigem vorgehabtem Rath vund rechter wissen, haben wir ermelten Perckhstädtlein Wisenthal diß hernach geschriebene Wappen vnd Clainot Mit Namben ainen nach der langs halb abgetheilten Schildt, darinnen im grundt oder Thal aine gruene Wiesen, dessen Schildts hinderlinckhes thail weiß oder Silber in mitten desselben ain Rotter Palcken oder Strassen vber Zwerch gehendt, Im vndern bemelten weißer feldt Schlegel vund Gysen, Kreuzweiß vbereinander geschrencht, Im Obern aber ain Roth oder Rubinfarbe doppelte Lysien erscheint, Das vordorthail aber Roth oder Rubin: in welchem auf bernertter halber Wiesen ain weiß oder Silberfarber Löw für sich auffrechts stehendt in seinen bayden vordern Pranchen ainen von ettlischen Metallen schein; oder glantz den Perck'offen vbersich haltendt, mit offnem Rachen, Roth ausgeschlagner Zungen vund zurüch auffgeworffnen doppelten Schwanz, Vund vmb obgedachten Schildt außwärts mit ainem gruenen außgeschnittenen Crantz gekiert, bayderseits auf ainem gruenen Feldt Zreene Perck Knappen gegenainander über stehendt erscheinen, welcher vorder ohne Barth vund der Ander in ainem braunen Knebel Barth, vund genanten Schildt, als der Aine zur Rechten: mit der lincken seitten mit der rechten handt halt: oder führendt, vund die andere bayde hände auf die hüfft setz: oder stügendt, angethan in braunen Klaidern auf Teutsche Manier, vornen mit gelben Knopfflein am Wammes, auch weißen Strümpfe, vund schwarzen Schuehen, umbgürtend mit ainem schwarzen Perckleider, vund auf den Köpffen weiße spizige Hauben habendt von schwarzen Pörtlein gebrant, Inmassen dann solich Wappen vund Clainot inmitten diß vnserß Khayser: vund Khuniglichen Brieffß gemahlet, vund mit Farben aigentlicher ausgestrichen ist, von newem gnediglich verliehen vund gegeben, Verleyhen vund geben Ihnen solches aus Römischer Khayserlicher, auch Hungerischer vund Behaimbischer Khuniglicher Macht vund vollkommenhait hiemit wissentlich in Crafft diß Brieffß, Mainen, setzen vund wollen, daß Sy sich dessen in allen vund Jeden Ihren offnen vund verschlossenen Brieffen, Contracten, Schlußhandlungen, Mißsuen Khundschaften, Ausschreibungen vund sonnst all andern Stadt Zierden, wie des namben haben, vund Sy für Erbar, Zimblich vund guet ansehen mag, gegen Meniglich hohes vund Rideres Standes, wie andere vnseres Khunigreichs Behaimb vund dessen Incorporirten Länner, Perckh vund andere Städte, so Wappens Privilegia haben, gebrauchen gemessen vund sich dessen erfreuen sollen vund mugen von Allermenniglich vnuerhindert, Vund gebietten darauf allen vund Jeden vnserß Khunigreichs Behaimb, sambt desselben Incorporirten Länden Vnderthanen, wes Burden, Standts, Ampts oder weiffens die sein hiemit Ernstlich vesttiglich, vund wollen, daß Sy nun hinfuro mehrermelte Inwohner vund ganze Gemain des Perckhstädtleins Wisenthal jetzige vund khunfftige an disem Ihren von Vnns redlich erlangten Wappen nicht hindern noch Irren auch solches niemandts andern von Ihrent wegen Zuthuen gestatten, sonndern Sy viel mehr darbey schutzen, schirmin, handthaben vund geruehiglich verbleiben lassen, Als lieb ainem Jeden sey vnser schwere Ungnad vund darzue ainen Peen nemlich Funff vund Zwainzig Markh Lottiges Goldts Zuvermeyden, die ain Jeder, so oft Er frauentlich hierwider thette, halb in vnser Cammer, vund den andern halben thail vielberuertten Inwohnern des Perckhstädtleins Wisenthal Jetzigen vund khunfftigen vnmachlesslich Zubezahlen verfallen sein soll. Doch andern, die vिलleicht disem vorgeschriebenen Wappen gar oder Zum thail gleichfuhreten, an Ihren Wappen vund Rechten vnuergriffen vund vnschledlichen Zu Brckhndt diß Brieffß besiegelt mit vnserm Khuniglichen anhangenden Innstegel, Geben auf vnserm Khuniglichen Schloß Prag den dritten Tag des Monats Octobris Nach Christi vnserß lieben Herrn vund Seeligmachers Geburt in Ain Tausent Sechshundert vund Sechtzehenden Jar, Vnserer Reiche des Römischen im



Zunfsten, des Hungertischen im Achten vund des Behaimbischen im Sechsten Jar.  
Matthias

mpr.

Pergamenturkunde, an welcher das kaiserliche Siegel fehlt, so wie die colorirte Abbildung des Stadtwappens von Wiesenthal, das in der Urkunde selbst beschrieben wird und zu welchem eine leere Stelle vorhanden ist. Wahrscheinlich kam dieses Diplom durch die Erulanten nach Zittau, wo dasselbe gegenwärtig in der Stadtbibliothek aufbewahrt wird.

Zittau.

Dr. C. U. Tobias.

### Ursprung der böhmischen Krönungssteuer.

Im J. 1472 verwilligten die Stände zur Krönung Vladislaws von jedem Kopf eines wirklich angeessenen Unterthanen zwei Groschen. Im J. 1509 wurde nach der Krönung Ludwigs dem Könige verwilligt, vom Herrn- und Ritterstand, auch von allen jenen, welche Capitalien auf Interessen gehabt, die Hälfte des jährlichen Zinses, von den Prager und andern Städten zwei Groschen von jedem Kopf zu geben. Im J. 1562 wurde dem Könige Max zu seiner und der Königin Krönung bewilligt, erstlich dem König der einer jeden Obrigkeit von ihren Unterthanen um S. Galli verfallene halbjährige Zins und der Königin ein Viertel dessen, also im Ganzen drei Viertel des halbjährigen verfallenen Zinses. Im J. 1575 bewilligte man dem Kaiser Rudolf die Hälfte des halbjährigen Zinses, insoweit es die begüterten Inwohner betraf, diejenigen, so keine Güter hatten, gaben die Hälfte der halbjährigen Interessen ihrer Capitalien. In den Jahren 1611 und 1617 hielt man es auf gleiche Weise bei der Krönung des Königs Matthias und des Königs Ferdinand. Zur Krönung Ferdinands des III. im J. 1637 bewilligten die Stände die Hälfte halbjährigen Zinses, so die Unterthanen ihren Obrigkeiten zu geben pflegten (ungefähr 200000 fl.). Aus dem Archiv des k. k. Staatsministeriums.

Wien.

J. B. Göhlert.

### Sagen aus Hirschberg.

#### Der Saukamm.

Mitten in der Stadt Hirschberg erhebt sich ein Hügel, der sogenannte Saukamm. Der Name wird von folgender Geschichte hergeleitet. Vor Zeiten lief ein Fußsteig über jenen Hügel und mündete in die Gasse aus, die jetzt „die Steingasse“ heißt. Dort mußte der Nachtwächter immer auf seinen nächtlichen Wanderungen hinübergehn. — Einmal kam er um Mitternacht an diesen Ort, da sah er plötzlich vor sich eine Sau, welche überall, wohin sie trat, feurige Spuren hinterließ. Als er näher kam, verschwand sie. Die Spuren ihrer Klauen konnte man, in den Stein eingedrückt, bis zum Jahre 1842 sehen, zu welcher Zeit die Stadt Hirschberg fast gänzlich niederbrannte.

Anmerkung. Sagen von einer gespenstigen Sau kommen vor: in Westfalen (Kuhn Westf. Sagen 1. 327 fg.) in Mähren (Bernaleken Mythen und Bräuche 135), wo ein feuersprühendes Schwein erwähnt wird, das an der Anhöhe Errow auf Erlösung wartet, wie die weiße Frau, ferner im preuß. Samlande, wo der Teufel als Schwein sich tragen läßt (Reusch, Sag. 93) in der Schweiz (Kochholz Naturmythen 72) und in vielen anderen Gegenden. (Siehe Wolf Beiträge 2, 407 ffg.)

#### Der Königstuhl.

Auf der Burg Bößig, die ungefähr eine Stunde von Hirschberg entfernt ist, hielt sich gern König Karl (Kaiser Karl IV.) auf, um dort zu jagen. Auf einer dieser Jagden hielt er ein Mittagmahl auf einem an der Straße zwischen



Hirschberg und dem Dorfe Haidemühle gelegenen Steine, der seit dem Königstuhl genannt wird. Dort soll auch noch jetzt der Geist dieses Königs um Mitternacht umgehen.

Anmerkung. König Karl kommt in böhmischen Sagen selten vor, Karl d. IV nur in der Sage vom blinden Jüngling (Grohmann, Sagenbuch, 1, 60).

### Der schwarze Pudel.

Am südlichen Ende der Stadt Hirschberg erhebt sich der Cepel, ein Felsen, an dessen Fuße ein Teich gleichen Namens liegt. Einst stand auf der Spitze des Felsens eine Kapelle, nach welcher, dem Stiftungsbrieft gemäß, jährlich eine Procession geführt werden sollte. Im Laufe der Zeit gerieth jedoch der Stiftungsbrief und die Procession in Vergessenheit. Zur Strafe dafür läßt sich jedes Jahr ein schwarzer Pudel am Teichdamme sehn und wenn dies geschieht muß jemand ertrinken.

Anmerkung. Die Sagen von gespenstigen schwarzen Hunden, deren Erscheinen einen Todesfall anzeigen, sind sehr allgemein vergl. Kuhn, Westf. Sagen, 1, 142 fg. Grohmann, Aberglauben, 1, 187. Die Heiden glaubten, der Todesgott schicke einen oder auch zwei Hunde aus, um die Seele des Menschen, welcher sterben sollte, abzuholen. Bei den Indern ist der eine dieser Hunde schwarz der andere scheckig (Atharva-Veda 8, 1, 9). Aus diesem heidnischen Glauben sind nun in christlicher Zeit die Sagen von den gespenstigen schwarzen Hunden entstanden.

### Das Buschweibchen.

Auf dem Schattenberge unweit Hirschberg hielt sich sonst das Buschweibchen auf, von dem man sich viele Geschichten erzählt. So gieng einmal ein Mädchen in den Wald, um Blätter und Streu einzusammeln. Schon wollte sie sich wieder auf den Heimweg begeben, als sie plötzlich das Buschweibchen vor sich stehen sah, das warf ihr eine Handvoll Buchenlaub in die Schürze, das Mädchen jedoch warf aus Furcht das Laub weg und lief nach Hause. Dort sah es an der Schürze etwas funkeln. Einige Blätter Buchenlaub waren daran hängen geblieben und hatten sich in Gold verwandelt. Von dem weggeworfenen Laube aber war keine Spur mehr zu finden. — Ein anderes Mal giengen zwei Leute von Hirschberg in der Nacht zum Fuße des Schattenberges, um einen Baum zu stehlen, den sie sich den Tag zuvor ausgesucht hatten. Als sie über den Kreuzweg schritten, der etwa 300 Schritte vom Schattenberge entfernt ist, sahen sie plötzlich ein schwarzes Pferd mit feurigen Augen, das sie anlockte. Die Männer erschrocken und liefen nach Hause. Das Buschweibchen hatte sich in das Pferd verwandelt, um den Holzfrevel zu verhindern. — Einst giengen einige alte Weiber in den Stadtwald um Holz zu sammeln. Da trat das Buschweibchen vor sie hin und sang:

Geht hinauf in den Schlattenberg,  
Und nehmt euch Holz so viel ihr wollt;  
Denn ich komm nicht mehr in dieses Land,  
Als bis es kommt in Fürstenhand.

Darauf verschwand es vor ihren Blicken und ward seither nicht mehr gesehen.

Anmerkung. Die Sagen vom Buschweibchen auch in der Gegend von Rumburg (Verzauberten, Mythen und Bräuche S. 242) die Abschiedsverse des Buschweibchens werden sonst in der Regel von den abziehenden Zwergen gesungen. (Grohmann, Sagenbuch. 1, 177.)

Hirschberg.

E. C.



# Geschäftliche Mittheilungen.

## Preisanschreibung.

Die vierte Section des Vereines hat, um zur Verwirklichung ihres im Feber 1864 veröffentlichten Programmes aufzumuntern, am 28. Juli 1864 den Betrag von 300 fl. ö. W. erlegt, mit der Bestimmung, daß hievon ein erster Preis von 200 fl. und ein zweiter Preis von 100 fl. für die besten als preiswürdig anerkannten Arbeiten ausgeschrieben werde, welche die Geschichte einer Kunst, eines Gewerbes, Handels- oder Industriezweiges in Böhmen zum Vorwurfe haben, gleichviel ob die Arbeit sich auf einen Ort oder Bezirk in Böhmen beschränkt oder das ganze Land Böhmen berücksichtigt.

Als Preisrichter hat die Section Hrn. Dr. Ant. Vanhans in Prag, Hrn. Prof. Dr. Fr. Makowiczka in Erlangen, Hrn. Handelskammer-Secretär Dr. Edmund Schebel in Prag, Hrn. Buchhändler Fried. Tempsh in Prag und Hrn. Prof. Karl Werner in Iglau erwählt.

Da die erwählten Preisrichter die Annahme des erwähnten Ehrenamtes zusicherten, so ergeht hiemit die öffentliche Einladung zur Konkurrenz um die vorstehenden Preise. Konkurrireren können auch Nichtvereinsmitglieder. Die Arbeiten sind in deutscher Sprache bis zum 14. Mai 1867 an den Ausschuß des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag Nr. 188 — I. mit einem Motto einzusenden, und sind die Adressen der Konkurrenten versiegelt beizulegen. Die Namen derjenigen, welchen die Preise zuerkannt werden, kommen binnen Jahresfrist nach Ablauf des Einsendungstermines zur Veröffentlichung. Die preisgekrönten Arbeiten wird der Verein gegen Zahlung eines angemessenen Honorars publicieren. Den Zeitpunkt der Publication behält sich der Ausschuß vor.

Das Programm der vierten Section ist im 5. Hefte des 2. Jahrg. der „Mittheilungen“ enthalten, kann auch im Vereinslokale eingesehen und auf Verlangen zugesendet werden.

Prag am 30. August 1865.

## Der Ausschuß.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen Ende Juli 1865.

#### Ordentliche Mitglieder:

- |   |  |
|---|--|
| Herr P. Fischer Ottomar, Cisterz.-Priester & Stiftskaplan in Marienthal in Sachsen. | Herr Neumann S. S., Kaufmann in Gablonz.                               |
| „ Gareis Adam, I. I. Bezirks-Vorsteher in Böhmen-Kamnitz.                           | „ Porthelm Rudolph von, Porzellanfabrikant in Unterchodau bei Elbogen. |
| „ Hartmann Rud., Baumeister in Osritz in Sachsen.                                   | „ Putschögel Emil, Th. & Ph. Dr., I. I. Gymn.-Professor in Budweis.    |
| „ Huzelmann Adolf, Oberkunstmeister und I. I. Bergrath in Buschtehrad.              | „ Richter Jos., I. I. Grundbuchführer in Wildstein bei Falkenau.       |
| „ Kolb Alois Jos., Privatier in Pilsen.   | „ Schöpfer Anton, Buchhändler in Reichenberg.                          |
| „ Krasnopolski Horaz, Jur. St. in Prag.   | „ Schubert Karl, I. I. Notar in Böhmen-Kamnitz.                        |
| „ Lippmann Alex., Banquier in Prag.   | „ Tuzina Joh., Professor an der Oberrealschule in Elbogen.             |
| „ Lippmann Jos., Banquier in Prag.  | „ Wolf Leopold, Buchhalter in Prag.                                    |
| „ Mallner Michael, Handelsmann in Budweis.  |  |

Vom 1. März bis Ende Juli 1865 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren.

- |  |
|--|
| Herr Anger C. W., Gutsbesitzer in Karlsbad.                                    |
| „ Claus E. F. Rob., Buchhalter in Prag. († 24. Juli 1865.)                     |
| „ Fiala Lambert, Bürger in Budweis.  |
| „ P. Handlos Ad., Cisterz.-Ordenspriester in Hohenfurth.                       |
| „ Herkner Andreas, Fabrikant in Reichenberg.                                   |
| „ Lohé Ant., Industrie-Direktor in Bilin.                                      |
| „ Mayer Joh. von, Med. & Chir. Dr. in Gelftschberg.                            |
| „ Nitsch Franz, Domkapitular in Budweis. († 19. Juni 1865.)                    |
| „ Perner Joh., I. I. Steuer-Einnehmer in Kaplitz.                              |
| „ Reichel Heinrich in Arnau.   |
| „ Sandhaas Georg, J. U. Dr., I. I. Univ.-Professor in Graz. († 2. April 1865.) |
| „ Schmalfuß Ant., Redakteur in Prag. († 1. Juli 1865.)                         |
| „ Schmidt Franz, Tuchfabrikant in Reichenberg.                                 |
| „ Seyfried Karl, Buchdruckereibesitzer in Prag. († 23. Juni 1865.)             |



## Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. Juni bis 31. Juli 1865 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke“).

**Alterthums-Verein in Wien.**

Herr **Becke Fr.**, Verlagsbuchhändler in Prag.

„ **Binder Karl**, Weinhändler in Prag.

**Deutsches Casino in Prag.**

**Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.**

Herr **Dominicus S.**, Verlagsbuchhändler in Prag.

„ **Doxauer Rich.**, Großhändler in Prag.

„ **Ehrlich Ludwig**, J. U. C. in Prag.

„ **Fritsch Friedr.**, Kanzellist der Handelskammer in Prag.

„ **Fürnstein Georg** in Falkenau.

**K. k. Geographische Gesellschaft in Wien.**

**Germanisches Museum in Nürnberg.**

**Geschichts- & Alterthumsforschende Gesellschaft des Oesterlandes in Altenburg.**

Herr **Goldschmidt Jak. S.**, Lederfabrikant in Prag.

„ **Goppold von Lobsdorf Heinrich** in Prag.

„ **Haase Rudolph**, J. U. Dr. in Prag.

„ **Höfler Const.**, Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag.

„ **Hübner J. A.** in Prag.

„ **Keindl Ottomar**, Kaufmann in Prag.

„ **Kloßek Joh.**, Hauptschullehrer in Friedland.

„ **Knothe Herm.**, Dr., Prof. beim königl. Cadettencorps in Dresden.

**Maatschapij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.**

Herr **Reumann Jos.**, k. k. Landesgerichts-Rath in Prag.

„ **P. Pelleter J. Ant.**, Ph. Dr. in Prag.

„ **Pickert Karl**, Ph. Dr. in Prag.

„ **Pyl R. Th.**, Dr. in Greifswald.

„ **Schebek Ed.**, J. U. Dr., Handelskammersekretär in Prag.

„ **Schmid Georg**, Ph. Stud. in Prag.

„ **Schneider Anton** in Prag.

„ **Steffan Friedrich** in Arnau.

„ **Tedesko L.**, Med. & Chir. Dr. in Prag.

**Histor. Verein für Krain in Laibach.**

**Histor. Verein für die Oberpfalz in Regensburg.**

Herr **Volkmann Wilh.**, Ph. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Prag.

„ **Wahlberg W. C.**, J. U. Dr., k. k. Univ.-Prof. in Wien.

„ **Wichowsky Alex.**, Ph. Dr. in Prag.

Da der bisherige Schriftführer des Vereines Herr Dr. **A. Wichowsky** am 1. Oktober d. J. in Prag ein deutsches Privat-Untergymnasium errichten wird und in Folge dessen seine eigenen Angelegenheiten seine Zeit fast ganz in Anspruch nehmen werden, so sah sich derselbe veranlaßt, sein Amt als Schriftführer und Hausverweser des Vereines niederzulegen, und es wurde Dr. **Karl Pickert** zu seinem Nachfolger erwählt.

Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 16. Mai beginnt, und dieselben werden ersucht, die Jahresbeiträge bis Ende Jänner 1866 einzuzahlen.



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

---

Vierter Jahrgang.

Drittes Heft.

---

## Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

### I.

O Germania, muneris repertrix,  
Quo nihil utilius dedit vetustas,  
Libros scribere quae doces premendo!  
Phil. Beroaldus.

Plutarch erzählt uns gelegentlich eine in mehrfacher Hinsicht interessante Anekdote. Als der Spartanerkönig Agesilaus zur nachdrücklicheren Förderung der politischen Interessen Sparta's i. J. 362 vor Ch. G. mit einer Söldnerschaar nach Aegypten gekommen war und in einen dort ausgebrochenen Thronstreit mit bewaffneter Hand eingreifen wollte, ersann er gegen die Muthlosigkeit seiner durch die Uebermacht des Gegners eingeschüchterten Krieger eine eigenthümliche List. Er ließ vom Priester eine Opferfeier bereiten, schrieb sich heimlich das Wort NIKH (Sieg) in rückläufiger Richtung mit Farbe auf die Flachhand, trat dann aus seinem Zelte zum Altar, ergriff die feuchte Leber des geschlachteten Opferthiers und hielt sie unter gehenschelter Spannung eine geraume Weile in der Hand. Plötzlich von der freudigsten Erregung ergriffen, zeigte er seinen aufjubelnden Soldaten die gebenedeite Leber, auf der ihnen der Himmel in deutlichen Schriftzügen die Bürgschaft des Sieges gewährte. Ein glänzender Waffenerfolg bewies der lebergläubigen Heerschaar die Wahrhaftigkeit der göttlichen Verheißung und sicherte dem von Agesilaus unterstützten Prätendenten Nektanabis gegen seinen von Persien begünstigten Nebenbuhler die ägyptische Herrschaft. <sup>1)</sup>

Dieses religiöse Possenspiel des Agesilaus muß für die Freidenker des Alterthums einen äußerst pikanten Haut-goût gehabt haben und wird von ihnen sicherlich mit lukianischem Behagen glossirt worden sein. Wir Spätgeborenen dagegen finden an dem Histröchen neben der pikanten auch eine ernstere und würdigere Seite; denn die Art, wie die farbige Leberinschrift entstanden, gemahnt uns so lebhaft an die Präudien der Typographie, daß gar mancher Leser der

---

1) Plutarchi Scripta moralia ed. Fred. Dübner. — Parisiis ap. Ambros. Firm. Didot 1841.  
4°. Vol. I. pag. 261 & 262.



plutarchischen Anekdote ausrufen dürfte: „Also fast vierthalhundert Jahre vor Ch. G. schon Spuren eines Druckversuches!“ Der unsichtbare Faden, der von der Leberinschrift zur Druckkunst hinüberleitet, offenbart sich freilich nur uns, vermöge unseres nach-gutenbergischen Standpunktes: Agesi laus dagegen konnte nicht einmal ahnen, in seinem schönen Trug schlummere der Keim zu einer für die Aufklärung und Sittigung der Völker, für die Propaganda der Wahrheit und Vernunft unabsehbar, wahrhaft göttlichen Erfindung.

Ähnlichen Anklängen an die Technik des Druckverfahrens begegnen wir im Alterthum noch öfter. So bestimmte z. B. zu Cicero's Zeiten ein Gesetz (die Lex Remmia), einem gerichtlich überwiesenen Verläumder solle auf der Stirne ein K (Kalumniator) eingebrannt werden.<sup>2)</sup> An derselben Stelle des Gesichtes stigmatisirte man in Rom ungetreue Sklaven zur Strafe für Flucht oder Diebstahl mit einem eingebrannten F (Fugitivus — Fur). Was war diese Brandmarkung anderes als ein Letterndruck durch metallene Stampillen? Nur tauchte man dabei die Stampille nicht in Farben, sondern in Feuergluten. Dagegen muß man offenbar an einen farbigen Abdruck denken, wenn Columella die römischen Landwirthe anhält, daß sie mittelst eines mit flüssigem Harz oder Pech bestrichenen Stempels allen Ferkeln einer Mutter denselben Buchstaben oder sonst ein gemeinsames Zeichen ausprägen, um einer Vermischung derselben mit anderen Ferkelfamilien vorzubeugen.<sup>3)</sup>

Sogar mit beweglichen Lettern überraschen uns mehrfache Aeußerungen der Alten. In Cicero's Buche „vom Wesen der Götter“ bemerkt der Stoiker Balbus: wer sich da einbildet, diese so harmonisch geordnete und wunderherrliche Welt sei durch ein rein zufälliges Zusammentreffen der Atome entstanden, der müsse auch glauben können, die 21 Buchstaben des lateinischen Alphabets würden, wenn man sie in unzähligen Exemplaren durch einander schüttelte und dann auf den Boden hinstreute, sich von selbst so gruppieren, daß die Annalen des Ennius, alsogleich lesbar, zum Vorschein kämen.<sup>4)</sup> Wen erinnert diese Stelle nicht an die Arbeit unserer Setzer? Was Cicero's Zufall nicht vermochte, das leistet der Setzer wirklich, wenn gleich seine Zeilen nur von rückwärts lesbar sind. — Der heilige Hieronymus ertheilt in einem Briefe vom Jahre 403 nach Ch. G. der edlen Römerin Lata den Rath, sie möge ihrem Töchterlein Paula zum Behuf des Lesenslernens Buchstaben, aus Buchsbaumholz oder Elfenbein geschnitten, als Spielzeug in die Hände geben, damit das Spiel selbst zum Unterrichte werde; auch solle sie die Reihenfolge der Buchstaben öfter ändern, weil dadurch nicht nur der Name, sondern auch die Gestalt der Lettern

2) Ein K und kein C. — Das graphische Zeichen K ist älter als C. Das letztere war ursprünglich die Abbreuiatur für Kentum (= 100), entstanden durch Abrundung zweier übereinander gestellten L (= 50), nämlich  $\frac{I}{L} = C$ .

3) Columella de re rust. VII, 9, 12.

4) Cicero de nat. Deor. II, 37.



sich kräftiger der Kindesseele einprägte.<sup>5)</sup> Wie alt die hier von Hieronymus anempfohlene Unterrichtsmethode war, geht daraus hervor, daß schon Quintilian († um 100 nach Ch. G.) in seiner „Anleitung zum Studium der Beredsamkeit“ elfenbeinerne Lettern als einen „bekanntem“ pädagogischen Behelf bezeichnet.<sup>6)</sup>

Wenden wir den Blick vom Alterthum auf das christliche Mittelalter, so tritt uns in der ersten Hälfte desselben nirgend eine Erscheinung entgegen, die auf das Wesen der Druckkunst anspielen würde; denn die sogenannten trockenen Abdrücke von Siegeln, Münzstempeln, Gemmen u. s. w. in Wachs oder Thon kann man für ein Analogon des Bild- und Schriftdruckes eben so wenig gelten lassen als die bei Kaisern, Fürsten und Notaren des Mittelalters üblich gewesene Fertigung der Urkunden durch Patronen.<sup>7)</sup> Siegel, Gemmen, Münzstempel lassen auf weicheeren Flächen kein farbiges Abbild zurück, sondern ein Haut- oder Basrelief; und Patronen liefern keinen Abdruck, sondern eine Urschrift, die allenfalls den Gegenstand eines Abdrucks bilden könnte.

Allein in der 2. Hälfte der 13. Jahrhunderts erhielt Europa vom fernen Osten her Andeutungen über eine Art von Druck. Der Franziskanermönch Ruysbroek, aus Brabant, unternahm auf den Wunsch König Ludwig's IX. von Frankreich, der die Tatarenländer gern dem Christenthume erschlossen hätte, im Jahre 1253 eine Reise in das Innere des mongolischen Großreiches und erreichte nächstes Jahr dessen Hauptstadt Karakorum, von wo er nach kurzem Aufenthalt (Juli 1254) wieder die Rückreise antrat, weil er bei dem Khan Mangu keine den Christen günstige Stimmung erzielen konnte. Er war der erste europäische Reisende, der über die Lage von Khat'ai (so hieß damals China bei den Mongolen), über die dortige Seidenfabrikation und das dort gebräuchliche Geld bestimmte Nachricht gab.

In seinem, Ludwig IX. zugeschickten Reisebericht mag nichts so auffallend geklungen haben als die Notiz: das Geld, dessen sich die Chinesen bedienen, bestehe aus — Baumwollenpapier, worauf sie gewisse Linie oder Züge drucken.<sup>8)</sup> Was unter diesem „Drucken“ zu verstehen sei, erfuhr man ge-

5) Sieh die Mauriner-Ausgabe der Gesamtwerke des heil. Hieronymus (Veronae 1734—1742. XI Bände in gr. Folio). Band I. Seite 675.

6) Quintilian. Instit. orator. I, 2: Non excludo autem, id quod est notum, irritandae ad discendum infantiae gratia, eburneas etiam litterarum formas in lusus offere.

7) Patronen waren schon den Griechen und Römern bekannt (*ὑπογραμμοί* — laminae interrasiles). Bei den Römern bekamen die Kinder beim ersten Schreibunterricht Täfelchen mit eingeschnittenen Buchstaben, damit ihr Griffel in den Einschnitten wie in einem sicheren Geleise auf- und ab- fortschreitend sich einen festen Zug angewöhne. Sie darüber Quintilian und Hieronymus an den oben citirten Stellen.

8) Da von Ruysbroek's Bericht an Ludwig IX. das lateinische Original bis auf den heutigen Tag nicht edirt ist, so will ich seine Worte in der Fassung des Roger Bacon, der in seinem Opus majus vielfache Excerpte aus jenem Bericht mittheilt, hier anführen: Et isto-



nau und ausführlich aus dem Reifewerke des berühmten Venezianers Marco Polo, der in Begleitung seines Vaters 18 Jahre nach Ruysbroek in dieselben Gegenden Asiens zog und die Gunst des Kublai Khan in so hohem Grade gewann, daß er von diesem nicht allein zu officiellen Sendungen nach China verwendet, sondern sogar mit der Würde eines Statthalters der Provinz Kiang-Nan bekleidet wurde. Die einschlägige Stelle seines Reifewerkes ist so merkwürdig, daß ich sie hier ohne Kürzung anführen will: „In der Stadt Kambalu befindet sich die Münze des Großhan's, von dem man in Wahrheit sagen kann, daß er das Geheimniß der Alchymisten besitze, da er die Kunst versteht, Geld auf folgende Weise zu verfertigen. Es läßt die Schale von solchen Maulbeerbäumen abstreifen, deren Blätter zum Futter der Seidenwürmer dienen, und nimmt davon die dünne Rinde, welche zwischen der rauheren Borke und dem Holze des Baumes sich befindet. Diese läßt er einweichen und darauf in einem Mörser zerreiben, bis sie zu Brei geworden ist; daraus wird das Papier gemacht, welches dem aus Baumwolle gefertigten gleicht, aber ganz schwarz ist. Ist dieses fertig, so wird es in Geldstücke von verschiedener Größe zerschnitten, fast viereckig, aber zuweilen etwas länger als breit. Von diesen gilt das kleinste einen kleinen Pfennig (un denaro d'un picciolo tornese), dann ein etwas größeres einen Venezianischen Silbergroschen, ein anderes zu zwei Groschen, dann zu fünf und zu zehn, wieder andere für einen, zwei, drei bis zehn goldenen Byzantinen, und all dieses Papier wird mit großem Gepränge und Aufsehen gemacht, als wenn es lauter löthig Silber und klares Gold wäre; denn auf jedes Stück schreiben eine Anzahl Beamte, die dazu besonders angestellt sind, nicht allein ihre Namen, sondern drücken auch ihr Siegel darauf, und wenn dieses in regelrechter Weise von allen vollzogen ist, so taucht der oberste Münzmeister, der von Sr. Majestät dazu bestellt ist, das ihm anvertraute Siegel in Zinnober und stempelt damit das Stück Papier, so daß die Form des Siegels zinnoberroth darauf abgedruckt ist; auf diese Weise erhält es volle Kraft als giltige Münze, und wenn es einer nachmachen wollte, so würde er als Kapitalverbrecher gestraft werden“ u. s. w. 9) — Liegt in den durchschossenen Worten nicht ein deutlicher Hinweis auf die drei Grunderfordernisse des Buchdruckes: Stempel, Farbe, Papier?

Wenn nun das Alterthum schon einige Anläufe zur Druckkunst genommen; wenn die Idee derselben auch dem Mittelalter noch vor dem Schluß der Kreuz-

---

rum Cathaïorum moneta vulgaris est carta de Gambasio, in qua imprimunt quasdam lineas. — Sieh Roger Baco's Opus majus (Venetiis 1750. Fol.) Seite 175.

9) Sieh: Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Deutsch mit einem Kommentar von August Büch. Leipzig 1855. 8°. Seite 324 ff.

Was übrigens Marco Polo oben im Widerspruch mit Ruysbroek über den Stoff des chinesischen Papiergeldes sagt, ist jedenfalls als das Richtige anzusehen, da ihm sein 20jähriger Aufenthalt im Großhanat, und besonders seine begünstigte Stellung eine viel bessere Gelegenheit boten, sich über die chinesische Geldfabrikation zu unterrichten als dem Ruysbroek sein flüchtiger Besuch bei Mang u.



züge so nahe gelegt ward: warum ließ doch die Erfindung der Typographie so lange auf sich warten? Warum blieb sie dem 15. Jahrhundert vorbehalten?

Der Grund ist unschwer einzusehen. In den beiden erstgenannten Zeitaltern war das Maaß des aufzuzeichnenden Stoffes so bescheiden, daß die Leistungsfähigkeit der Feder allen an sie gestellten Anforderungen leicht gerecht werden konnte. In Hellas und Rom herrschte als allgemeinstes und beliebtestes Gedanken-Beihel das — lebendige Wort. Schon die lächelnde, der Brutalitäten unseres nordischen Klima's unfähige Milde des Himmels ermöglichte den Griechen und Römern in der Agora oder auf dem Forum, unter den Säulenhallen oder vor den Tempelpforten so viel persönliche Begegnungen und Berührungen, daß dabei tausend öffentliche und private Angelegenheiten mündlich erledigt wurden. In die Einsamkeit des Gemaches zog sich — meist auf kürzere Zeit — nur der Dichter, Denker, Geschichtschreiber und Redner zurück, um die Eingebungen seiner Muse, die Erkenntnisse seiner Vernunft, die Schilderungen des Wechsels der Völkergeschicke und die Entwürfe seiner gerichtlichen Reden dem Griffel anzuvertrauen. — Nach dem Zusammensturz des Römischen Reiches hatte die Schreibekunst unter den halb-barbarischen Völkern des christlichen Europa anfangs eine sehr enggezogene Aufgabe: der Mönch in seiner Zelle kopirte auf Pergament gottesdienstliche Bücher und daneben die Klassiker des heidnischen Rom. Damals bot das Schreibepult — statt Anstrengungen zu beanspruchen — eher eine angenehme Erholung. Erst als die neueren Völker neben dem exklusiven Latein — dem Idiom der gelehrten Kaste — ihre eigenen Sprachen zu kultiviren unternahmen und nationale Literaturen schufen; als die Scholastik, die fruchtbare Mutter unfruchtbarer Spitzfindigkeiten, mit ihren dünnen Abstraktionen und thöricht-scharfsinnigen Aporemata ganze Reihen dickleibiger Folianten füllte; als die wachsende Zahl der Hochschulen den Bedarf an literarischen Grundlagen und Hilfsmitteln des Studiums wie überhaupt so insbesondere in Deutschland außergewöhnlich steigerte; als die durch Italien vermittelte Bekanntschaft mit den Reichthümern der griechischen Geisteswelt seit Boccaccio's Tagen auch in Deutschland stätig zunahm; als in Europa jener schöne Geisterfrühling, der später Kunst und Wissenschaft nach langem Winterschlaf mit frischem Blüten schmuck umwand, dem Weckruf des Humanismus allmählig entgegenkeimte: erst da scholl die Fülle des auf schriftliche Aufzeichnung angewiesenen Materials so gewaltig an, daß ihrer selbst der angestrengteste Eifer der Schreibergilden, trotz aller römischen Noten, Abkürzungen und Ligaturen kaum mehr Herr werden konnte. Jetzt warf die Erfahrung ein Schlaglicht auf den Satz: die Schreibekunst sei ihrem Wesen nach geeigneter, den Gedanken zu fixiren als das einmal Fixirte zu — vervielfältigen.

Diese Unzulänglichkeit der Schreibekunst, damals vielleicht nirgend so hart empfunden als in dem emsigen Deutschland, lenkte den nach rascher Abhilfe umherspähenden Blick auf die — Briefmaler, die bereits seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eines, wenn auch unvollkommenen, Vervielfältigungsmittels für Schriften sowohl als Bilder sich bedienten.



Der zahlreiche, zünftig organisirte Stand der Briefmaler befaßte sich, wie der Name andeutet, mit der Anfertigung von Briefen. Der Ausdruck „Brief“, entstanden aus dem lateinischen breve, nämlich breve scriptum, bezeichnete im Gegensatze zu ganzen Bücherhandschriften oder Codices (deren Herstellung Sache der sogenannten Scriptoren war) kurze, oft nur auf ein einziges Blatt beschränkte, mit rohen Randzeichnungen oder Malereien verzierte Schriftstücke für den gemeinen Mann, z. B. Gebete, heilige und weltliche Lieder, Abecedarien, tabellarische Kalender, weiter aber auch Heiligenbilder und Spielfarten. Die Briefmaler waren demnach dasselbe für das Volk, was die Scriptoren für die gelehrte Welt. Als Werkzeug diente den Briefmalern bei Texten- oder Bilderkontouren ursprünglich die Feder. Nun waren aber auf den Jahrmärkten, wo die Briefmaler ihre Erzeugnisse feil zu bieten pflegten, die Nachfragen nach einem und demselben Artikel meist so zahlreich, daß sie nur zum kleinsten Theil befriedigt werden konnten. Hunderte frommer Christen wollten das Bildniß ihres gemeinsamen Namenspatrons oder ein und dasselbe Loblied auf die Jungfrau Maria besitzen. Doch wie langwierig wäre nicht die Massenproduction eines solchen Artikels gewesen! Um daher von jedem einzelnen Erzeugniß ihrer Feder nicht allein einen zureichenden Vorrath, sondern denselben auch leichter und schneller zu beschaffen als es auf dem mühsamen und zeitraubenden Wege wiederholter Kopirung möglich war, schnitten die Briefmaler, der Eingebung irgend eines glücklichen Kopfes folgend, das Schriftstück oder Bild in eine Holzplatte verkehrt als Haut-relief, bestrichen die hervorragenden Stellen mit einer Farbe, breiteten darüber ein befeuchtetes Blatt Papier, ließen über dessen Rückseite die Hand, eine Bürste oder einen Lederballen (Reiber genannt) hin und hergleiten und erzielten durch diesen mechanischen Druck einen „Abdruck“ der eingeschnittenen Figuren oder Schriftzeilen, die nicht mehr verkehrt, sondern in der rechten, d. h. ursprünglich beabsichtigten Lage dem Auge erschienen. Durch fortgesetztes Auflegen neuer Papierblätter konnte eine „Auflage“ von 100 und mehr vollkommen gleichförmigen Exemplaren binnen kurzer Zeit fertig gedruckt werden: welcher Fortschritt, welcher Gewinn! Ohne Widerrede war mit dem Tafeldruck einer der wichtigsten Marksteine auf der Bahn kulturgeschichtlicher Entwicklung erreicht.

Die Briefmaler erhoben sich durch Anwendung der Holztafeln zu Briefdruckern oder Printers. Der Zeitpunkt, wann der Tafeldruck und die ihm dienstbare Formschneidekunst aufgekommen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Auf einem Mainzer Bannbrief v. J. 1356 erscheint unter den Zeugen schon ein Drucker, Namens Hartwich, und auf einem andern Bannbrief v. J. 1409 ist Arnold der Junge, als Drucker gefertigt; das Steuerbuch der Stadt Nördlingen führt i. J. 1428 einen gewissen Wilhelm Regler als „prüfstrucker“ an. Eine sorgfame Durchforschung der Bürger-, Zunft- und Steuerbücher in den Archiven der ehemaligen deutschen Reichsstädte würde möglicherweise ein noch über 1356 zurückreichendes Alter des Tafeldruckes sicherstellen.



Indeß, so entschieden auch der Holztafeldruck dem langsameren Naturell der Feder überlegen war, so litt er doch an einem nicht unwesentlichen Mangel: er eignete sich nur für kürzere Schriften und mußte voluminöseren Werken aus dem Wege gehen. Denn welche Opfer an Zeit und Müß hätte es nicht gekostet, eine mehre Folianten umfassende Handschrift Seite für Seite in Holztafeln zu schneiden! Wie viel tausend Holztafeln, zumal wenn man die Eventualität der Abnützung mit in Anschlag bringt, wären dazu nicht erforderlich gewesen! Und doch lagen dem Text aller Tafeln, man mochte sich ihrer noch so viele denken, immer nur dieselben 24 oder 25 wiederkehrenden Buchstaben des Alphabets zu Grunde!

Dieselben 24 oder 25 wiederkehrenden Buchstaben? Ja wohl, sie lehrten immer wieder, aber auf keiner Holztafel (oder Druckform) selbständig sondern überall nur innerhalb ganzer Worte, also gleichsam echt mittelalterlich an die Scholle des Wortganzen festgebannt: *litera glebae adscripta!* — Dieser Schattenseite des Tafeldruckes sann Gutenberg's rastloser Geist eben nach, als in ihm der Gedanke aufblitzte, die Holztafeln so zu zersägen, daß die einzelnen Lettern der eingeschnittenen Texte von einander abgesondert, somit des Wortverbandes ledig und selbständig würden. Gedacht, gethan! Aus ihrer ehedem unverrückbaren Stellung erlöst und zu jeder beliebigen Zusammensetzung befähigt, genügten die einfachen Elemente des Holzalphabetes nicht allein für den Wechsel der verschiedenartigsten Texte, sondern sie ließen auch den größeren Umfang eines Werkes nicht mehr als Druckhinderniß erscheinen, da einzelne Buchstaben in jeder dem Bedarf angemessenen Anzahl sich viel schneller in Holz schneiden ließen als ganze Schrifttexte. Durch Gutenberg's Genie mit einer neuen Errungenschaft — den beweglichen Lettern — bereichert, feierte die Druckkunst den Uebergang vom Tafel- zum Lettern- oder Typendruck, also zur eigentlichen Buchdruckerei oder Typographie. Seiner Erfindung, dem glor- und segensreichsten Ereigniß der Weltgeschichte, die Krone der Vollendung aufzusetzen, vertauschte Gutenberg die Holz- mit den dauerhafteren, gleichförmigeren und schärferen Metalltypen, die anfangs geschnitten, später gegossen wurden.

Jetzt erst nahte der Schreibekunst eine Ketterin in der Noth: die Typographie. Und es war hohe Zeit! Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hart genug bedrängt, hätte die Schreibekunst der Last ihrer Verlegenheiten bald darauf erliegen müssen. Die Typographie nahm sowohl der Schreibekunst als dem Tafeldruck eine Aufgabe ab, zu deren Durchführung den beiden letzteren die Kräfte abgingen, nemlich die Aufgabe einer raschen Vermittlung des geistigen Verkehrs, der in der Folge zu ungeahnter Großartigkeit sich entfalten sollte. Zwischen Schrift, Tafel- und Lettern- und Typendruck herrscht dasselbe Verhältniß wie zwischen Floß, Ruderschiff und Dampfboot. Das Floß wird von dem raschern Ruderschiff überholt, aber beide läßt der fliegende Dampfer weit hinter sich zurück. Wie der Dampf der räumlichen Bewegung Fittige leiht, so die Typographie der Ideenverbreitung.



## Skizzen aus dem Böhmerwalde.

### III. Prachatitz.

Am klaren sternbesäeten Nachthimmel zieht der Mond und übergießt mit seinem Silberlichte das waldumgürtete Thal, und die kleine altersgraue Stadt zu unsern Füßen; — in lautloser Stille ruht Wald und Flur, nur von ferne tönt manchmal aus den an den Bergabhängen zerstreuten Gehöften das Bellen eines wachsamem Haushundes, oder von leisem Windhauch getragen, dringt vom Thale herauf das Rauschen des Baches, der sich zwischen erlumbüschten Ufern durch die Wiesen hindurchwindet, zu unserm Ohre. — Vom Thurme der alten ehrwürdigen Jakobskirche herab, verkündet in tiefen klangreichen Schlägen die Glocke die 10. Stunde, und kaum verflingt der letzte Ton, so schallt ein schrilles Läuten von der Stadt zu uns herauf, und versetzt uns zurück in die ferne Vergangenheit.

Als noch der „goldene Steig“, mitten durch die unwegsamen Wälder der Grenzgebirge sich schlängelnd, eine der belebtesten Handelsstraßen war, und zahlreiche Händler von Passau her Salz in die reiche Handelsstadt brachten, von wo sie mit ihren mit Malz beladenen Thieren wieder nach Passau zurückkehrten, — wurde diese Glocke, die jetzt noch sogenannte „Saumerglocke“ täglich durch eine volle Stunde, und zwar um 10 Uhr Abends geläutet, um denen, die sich zu so später Stunde noch in den weiten Forsten befanden, zur Richtschnur zu dienen, und sie an ihr Reiseziel zu leiten. — Wie oft mag manche Saumthierkaravane, die in den unwegsamen Waldungen von der Nacht überrascht, vom Wege abgeirrt war, ängstlich den rettenden Klängen der Saumerglocke gelauscht haben? — Nun ist freilich alles anders geworden; statt des engen Saumpfades führen gebahnte Straßen durch die gelichteten Gränzwälder, aber der Handel hat längst andere Bahnen eingeschlagen, die stolze Handelsstadt ist zum einsamen Gebirgsstädtchen herabgesunken, und weitab von dem stillen Gebirgsthale braust das Dampfroß, und leucht unter der Last der ihm aufgebürdeten Güter; — hier aber lebt noch immer das Andenken an die vergangenen besseren Tage, und nächtlich erinnert die Saumerglocke an Prachatitz's versunkene Größe.

Jetzt verklingen dahinsterbend die letzten Töne der Glocke, und wieder lagert die frühere Stille über dem Gefilde. Wie friedlich liegst du hier, gebettet im tiefen Thalgrunde, du arme kleine Stadt! nach so wechselvollem Schicksal, nach so furchtbaren Stürmen, die über dich dahin getobt, hast du endlich die ersehnte Ruhe gefunden? —

Dort das altergraue zinnengefrönte Gebäude neben dem piseker Thor, ist die altberühmte Pitteratenschule,<sup>1)</sup> welche der Sage nach, auch Johannes Huß<sup>2)</sup> und

1) Schon im 14. Jahrhundert blühte dieselbe, damals nur eine Abtheilung einer größeren Lehranstalt, an welcher Künste und Wissenschaften überhaupt gepflegt wurden. — Seit Wilhelm von Rosenberg 1551—1592 ist diese Pitteratenschule lediglich eine Sängergesellschaft zur Verherrlichung des Gottesdienstes; sie besitzt ein sehr interessantes Gedebuch, das die eigenhändig von Wilhelm von Rosenberg gefertigte erneuerte Stiftungsurkunde enthält, und in welchem die neu eintretenden Mitglieder sich eigenhändig eintrugen; es finden sich darin viele böhmische, lateinische und selbst griechische Gedeksprüche von den Eintretenden eingezeichnet. Ann. d. Verf.

2) Johannes Hußens Geburtsort Husinec ist beiläufig 1 Stunde von Prachatitz entfernt. Sein Geburtshaus wird noch jetzt in Husinec den Fremden gezeigt. Daß Huß in Prachatitz eine besondere Verehrung genossen habe, zeigt eine in dem Hofstügel des Rathhauses in der Höhe des II. Stockwerkes angebrachte Inschrift: A. d. 1571 na den mistra Jana Husa spadl jeden Vlach veza koleček z této výše. Ann. d. Verf.



Johann Žizka von Trognow besucht haben sollen. — Wie schlecht hat dir der alte Hussitenführer dafür gelohnt! Schon wälzen sich seine blut- und beutegierigen Schaaren gegen deine Mauern, <sup>1)</sup> vergebens ist die verzweifelte Tapferkeit deiner Bürger, über die erstiegenen Wälle ergießen sich die wilden Sieger in die friedlichen Straßen, sengend, plündernd, und mordend. — In dem Heiligthume der ehrwürdigen Jakobskirche suchen die Fliehenden Schutz; — eitles Hoffen! Die Ärte der Taboriten erbrechen das gothische Eingangsthor, — noch heute sieht schauernd der späte Enkel die Spuren jenes Schreckenstages, — nicht Alter nicht Geschlecht schützt vor der mörderischen Waffe; dort in der Sakristei stehen 85 Bürger Kopf an Kopf eng zusammengepfercht, das Todesloos ist über sie ausgesprochen, taub für alles Bitten und Flehen überschütten die Hussiten die armen Opfer mit Stroh und Pech, zünden es an, und vertilgen so die Eingeschlossenen, die in der Todesangst die starken Fenstergitter krumm biegen, um aus dem Flammenmeere zu entkommen. — Noch heute verkünden die verbogenen Eisenstäbe den Martertod der 85 Prachatiger und die Blutgier des wilden Hussitenführers.

Zweihundert Jahre sind dahin gerollt, der Protestantismus hat feste Wurzeln gefaßt, <sup>2)</sup> am prager Schlosse haust der Winterkönig, die Spuren der Verwüstung sind längst verwischt, von neuem ist in der alten Handelsstadt Glanz und Reichthum emporgeblüht. — Noch wiegt sie sich in trügerischer Sicherheit, und doch ist das Verderben schon nahe.

Von Wodňan und Barau her naht des Grafen Buquoi und des Baiernherzogs mächtiges Heer, kaum faßt das enge Blanitzthal die Menge der reisigen Schaaren; in weiten Ringen umgeben sie im Waffenglanz die zur Gegenwehr gerüstete Stadt; auf dem Punkte, auf dem wir stehen <sup>3)</sup>, führt Graf Buquoi seine Feuerschlünde auf, sie schleudern Tod und Verderben in die geängstigte Stadt. <sup>4)</sup> Unter der Wucht der alles zermalmenden Geschosse stürzen die Mauern, der trotzig böhmische Löwe, mit dem Schlüsselpaar in der mächtigen Pranke <sup>5)</sup> sinkt in den Staub, und abermals überschwemmen feindliche Schaaren die Stadt, und hallen die Straßen wieder von dem Getöse des Kampfes, dem Gebrüll der entfesselten Soldateska, und dem Angstgeschrei der Flüchtenden; mit übermenschlicher Anstrengung thuen endlich Graf Buquoi und der edle Freiherr von Harrach dem Morden Einhalt, und retten den Überrest der geängstigten Bevölkerung. <sup>6)</sup>

Und wieder sind 200 Jahre entschwunden, die alte Größe ist unwiederbringlich verloren, und mühsam nur ringen sich deine Bürger zu einigem Wohlstand empor. Die Kriegsstürme haben ausgetobt, Friede ruht auf dem einsamen Waldthale, die sinkende Sonne beleuchtet ein Bild von Arbeit, Emsigkeit und Gedeihen — weh! da zuckt gefräßig die helle Flamme empor, ein starker Südwind facht sie an, und trägt die Flammenzungen fort über ganze Gassen und Häuserreihen, überall zündend, bald ist jede Hoffnung auf Rettung verloren, und die ganze Stadt von dem entfesselten Elemente ergriffen, mit übermenschlichen Anstrengungen

1) Nach Hájek und Schaller am 8. September, nach Palach am 12. November, nach dem Chronisten Laurenz von Březova am 21. November 1420. Ann. d. Verf.

2) Zur Zeit der Eroberung Prachatitz durch die kaiserlichen und bairischen Truppen befanden sich hier nur 88 Katholiken, denen zu ihren gottesdienstlichen Übungen die kleine Seitentapelle der heil. Barbara angewiesen war. Ann. d. Verf.

3) Die Skalka, eine Felsengruppe oberhalb der „Untervorstadt“, welche die ganze Stadt beherrscht. Ann. d. Verf.

4) Nach Peregrin, einem deutschen Mönch, am 27. September, nach Martin Zigl, einem winterberger Bürger und Augenzeugen der Belagerung, am 28. September 1620. Ann. d. V.

5) Dieses Wappen wurde der Stadt Prachatitz als Grenzfestung im Jahre 1493 vom Kaiser Friedrich verliehen. Ann. d. Verf.

6) Nach Peregrin wurden bei dieser Erstürmung 1500, nach Zigl 1817 Personen getödtet, jedenfalls eine bedeutende Menge für eine so kleine Stadt. Peregrin führt den Baron Harrach an, als „qui forte a Caesare ad Buquoium commissarius advenerat, elementissimus, ardensque affectus.“ Ann. d. Verf.



wird die ehrwürdige Jakobskirche gerettet, und schützt ihrerseits die hinter ihr liegenden Häuser, die ganze übrige Stadt aber fällt als Opfer der wüthenden Flammen, und die aufgehende Sonne des 14. April 1832 sendet ihre Strahlen auf einen qualmenden Trümmerhaufen.<sup>1)</sup> —

Und abermals stehen wir auf der Skalka, — vor dem hellen Lichte des Tages sind die Erinnerungen trüber Vergangenheit entflohen, und im hellen Sonnenglanz liegt die Stadt, rings umgeben von üppigen Wiesen und Feldern, rings umschlossen von hohen bewaldeten Bergen, welche nur gegen Osten eine schmale Öffnung freilassen, durch welche der Zivnybach sich durchschlängelt, und durch welche namentlich von dem, auf dem östlichen Abhang des Libin oberhalb der Stadt gelegenen Badhause, sich dem Auge eine reizende, im Hintergrund durch die pifeker Waldungen abgeschlossene Fernsicht über das schmale, mit Ortschaften besäete Blanikthal darbietet.<sup>2)</sup>

Wir betreten die Stadt durch das wohlerhaltene pifeker Thor, von dessen Höhe herab das Bild des mächtigen Gönners und ehemaligen Besitzers der Stadt, Wilhelms von Rosenberg, in voller Rüstung auf einem weißen Pferde dahin sprengend dem Beschauer entgegenglänzt. — Je alterthümlicher der Anblick der Stadt von außen, desto mehr wird man im ersten Augenblicke bei Betretung des Ringplatzes enttäuscht; — Baufälligkeit in Folge hohen Alters und der bei dem großen Brande erlittenen Beschädigungen hat die Abtragung mancher prächtiger Giebel und Erker veranlaßt, und eine auf Irrwege gerathene Verschönerungssucht zur Übertünchung alterthümlicher Malereien geführt, und dadurch den Ringplatz zu seinem Nachtheil stark modernisirt.

Nichts desto weniger hat derselbe, nebst einem wenigstens theilweise erhaltenen Privathaus, zwei prachtvolle Reliquien alterthümlicher Bauweise und Prachtliebe aufzuweisen, nämlich das Rathhaus — jetzt k. k. Bezirksamt — und das Bräuhäus. — Letzteres, das kleinere von beiden, prangt mit der in kühnen Umrissen entworfenen Darstellung eines blutigen, erbitterten Kampfes, — ersteres aber enthält auf der Frontmauer vom Gesims des Daches über beide Stockwerke hinab eine Fülle von Bildern und Inschriften.<sup>3)</sup> Es wurde im Jahre 1571 von der

1) Dieser furchtbarer Brand brach am 13. April 1832 gegen 7 Uhr Abends aus, binnen einer halben Stunde standen 137 Häuser, darunter auch das alterthümliche Rathhaus in Flammen. Gerettet wurden nur die Kirche, mit Ausnahme des Thurmes, dessen Dach abbrannte, dann 11 Privathäuser. Anm. d. Verf.

2) In dem jüngst in der prager Zeitung erschienenen Aufsatz: „Kleinmünzberg im Böhmerwalde“ wird dieses Badhaus irrthümlich Grünschädel genannt. Grünschädel, richtig Grindschädel, ist ein nahe bei Sablau, heilkräftig 2 Stunden von Prachatitz entferntes Bad, dessen Wasser besonders für Hautauschläge u. dgl. heilkräftig sein soll. Anm. d. Verf.

3) Es dürfte bei dem hohen Alter dieser Malereien und Inschriften nicht uninteressant sein, dieselben als einen Beitrag zur Beleuchtung damaliger Sitten, Gebräuche und Anschauungen hier vollständig mitzutheilen.

Am Gesimse unter dem Dache befinden sich 8 allegorische weibliche Figuren, nachstehende Tugenden vorstellend:

1. Die Geduld (im Schatten eines Baumes mit einem Lamme zu ihren Füßen).
2. Die Klugheit (mit einem in einen Spiegel schauenden Basilisken).
3. Die Mildthätigkeit (mit 2 Kindern neben sich).
4. Die Gerechtigkeit (mit Schwert und Waage).
5. Der Glaube (mit Kelch und Kreuz).
6. Die Hoffnung (gefesselt, mit einem Anker).
7. Die Tapferkeit (mit einem angeletteten Löwen).
8. Die Mäßigkeit (mit einem bei einer Schüssel mit Wasser stehenden Hunde)

Diese 8 Figuren wurden bei dem Brande im Jahre 1832 beschädigt, und sind renovirt worden. — Hierauf kommen nachstehende noch in ihrer Ursprünglichkeit vorhandenen Darstellungen: 1. Das Urtheil Salomo's. 2. Der Überfall der Susanna im Bade. 3. Die Verurtheilung der beiden jüdischen Alten, die Susanna verläumdeten. 4. Eine Versammlung von 12 Richtern. 5. Ein Richter, der wegen eines Vergehens auf Befehl des Königs lebendig geschunden wird. 6. Mit dieser Haut wird der Richterstuhl überzogen. 7. Ein Riese im



prachatischer Stadtgemeinde, an Stelle des von Wilhelm von Rosenberg der Stadt geschenkten rosenbergischen Schlosses erbaut, und ist trotz der bei dem Brande im Jahre 1832 erlittenen Beschädigungen von Außen fast vollkommen wohl erhalten. Oberhalb des Thores trägt dieses hochinteressante Gebäude die Jahreszahl seiner Erbauung 1571. Außerdem befindet sich am Ringplatze noch ein merkwürdiges Gebäude — merkwürdig nicht wegen seiner Bauart, denn diese ist äußerlich wenigstens ziemlich modern, sondern der wichtigen Rolle wegen, welche dasselbe in den früheren goldenen Zeiten Prachatis spielte, — es ist dieß das mit dem Bilde Wilhelms von Rosenberg geschmückte ehemalige Salzmagazin, nunmehr theils Privatbesitz, theils zu Fleischframstellen verwendet; es trägt an sich noch ein Stück Mittelalter, nämlich ein eisernes forbähnliches Gestell, in welches die zur Stadtbeleuchtung sonst dienenden Pechpfannen hineingesetzt wurden, und das sich nun neben den eleganten Petroleumlaternen ziemlich sonderbar ausnimmt.

Mehr Spuren des Alterthümlichen finden sich in den Seitengässen, wenn gleich mit dem ebenerwähnten Rathhause und Bräuhaus nichts im Entferntesten verglichen werden kann. — Hohe Dachgiebel, Fenster in der verschiedensten Größe und wunderlicher Vertheilung, hie und da noch ziemlich erhaltene oder renovirte

Mund ein Schwert und eine Lilie, in der rechten Hand einen Säckel, mit der linken Geld ausstreuend. 8. Das rosenbergische Wappen, — die fünfblättrige rothe Rose mit 2 Bären als Schildhüter mit der Umschrift: Wilhelmus a Rosenberg 9. Ein feulenschwingender Riese (Herkules), der ein zu seinen Füßen liegendes Ungeheuer zu tödten im Begriffe ist. 10. Ein Richter, welcher im Rechtsprechen begriffen, von einer der vor ihm stehenden Parteien, ein Geschenk annimmt; hinter ihm steht ein Gerippe, welches den Knochenarm nach dem Richter ausstreckt.

Zuschriften finden sich nachstehende vor:

Respublicae nomen universae civitatis est, pro qua mori, et cui nos totos dare, et in qua omnia nostra ponere, et quasi consecrare debemus.

Eo omnis vitae nostrae ratio est transmittenda, ut magnam nominis nostri famam, ex maximis in rempublicam meritis collatis posteris relinquamus.

Ad rempublicam plurima veniunt commoda, si moderatrix omnium rerum praesto est sapientia; tunc ad ipsos, qui eam adepti sunt, laus, honor, dignitas convenit.

Est boni magistratus, commoda civium defendere, non divellere, atque omnes aequitate eadem continere.

Civis est is, qui patriam diligit, atque bonos omnes, salvos, incolumesque esse desiderat.

Civem oportet, aequo et pari cum civibus jure vivere, neque submissum neque abjectum sese efferentem; tum in republica velle, quae tranquilla et honesta.

Millies perire est melius, quam in sua civitate sine armorum praesidio vivere non posse; praesidium charitate et benevolentia civium, oportet non armis.

Illa non est civitas, cum leges in ea nihil valent, cum jura nocent, et cum mores depravantur.

Nihil est tam aptum ad jus conditionemve naturae, quam lex, sine qua nec hominum ullum genus stare, nec rerum natura omnis, nec etiam ipse mundus stare potuerit.

In omni civitate sunt tres species hominum, scilicet: divites, mediocres et pauperes, inter quos mediocres sunt optimi, quia medium semper est optimum.

Arbores vetulae et invidiae arbusculas subnascentes, nonnunquam suis ramis impediunt, nec efflorescere sinunt.

Multorum improbitate depressa veritas tandem emergit in lucem. Sit faciunt quidam senes in magistratu, cum vident bonae indolis juvenem invidia capti variis modis deprimunt, nec eluctari sinunt.

Kdož pro daři krjivny saudjś chudeho,  
Wytrhnu tě z saudu i lidu měho.  
Nemuzete práva osudu zbíti  
Gehož, čož živé gest, nemuz ugijti.  
Bohatij chytře, wida zlé, vyhne se  
Chudij, před se gda, w štodu uvalj se.  
Práwem kazdy nevinnyj býwá datwen  
Strz dary býwá wimnyj pomsty zbawen.  
Práwo pawučině se přirownáwá  
Gij brauk prorazi, mussta w ni zstáwá.



kleinere Malereien, endlich bei vielen Häusern deutliche, durch die im Geschmack der Pöppzeit vorgenommene Übertünchung hindurch erkennbare Spuren der früher die ganze Wand bedeckenden Malereien, denen die Erlösung von ihrer unwürdigen Kalkhülle und ihre Wiederherstellung durch eine geschickte Hand zu wünschen wäre, zeigen, daß einst Reichthum und Geschmack hier herrschte.

Jahreszahlen sind bei den Malereien an Privathäusern beinahe keine zu finden; nur auf einem neben der Dechantei gelegenen Hause ist das letzte Abendmal mit der Jahreszahl 1563 in grauer Farbe ausgeführt zu sehen. — Eine auf der äußern Kirchenwand befindliche schon sehr beschädigte Malerei, darstellend die Kreuzigung Christi in Gesellschaft der beiden Schwächer, deren Seelen in Gestalt von kleinen Kindern über den Häuptern der Gekreuzigten schweben, und von denen die links von einem ganz kleinen abenteuerlich aussehenden Teufel in Empfang genommen, die rechts aber von einem eben so kleinen Engel gegen Himmel geführt wird, scheint — so weit eine Erkennung möglich ist, — die Jahreszahl 1416 zu tragen. — Ein elegisches Gefühl beschleicht uns, wenn wir diese wenigen Überbleibsel einstiger Größe, die Spuren früheren Reichthums und großer Bedeutung der Stadt überblicken.

Ihr Verfall datirt sich von der Eroberung durch die kaiserlichen Truppen im Jahre 1620. Der bedeutende Menschenverlust bei der Belagerung, der Verlust der Eigenschaft einer königlichen Stadt, die Wegnahme ihrer sämtlichen Besitzungen, von denen sie die Herrschaft Helfenburg nie mehr, den spärlichen Überrest aber erst bedeutend später zurück erhielt, die in den Jahren 1623 — 1626 durchgeführte Bekehrung der Stadt zum katholischen Glauben, aus welchem Anlaß sie abermals mehre ihrer Bürger, die freiwillig oder gezwungen auswanderten, verlor, der durch das Einströmen des gmundner Salzes nach Böhmen über Linz schwer beeinträchtigte und immer schwächer werdende Salzhandel von Passau, und die dadurch bedingte Abnahme des Absatzes von Malz und Branntwein dahin, alles dieß wirkte zusammen, daß sich Prachatitz von diesem Schlage nicht mehr erholen konnte, und noch im Jahre 1654 soll man 26 ganz herrenlose Häuser und 41 andere in Ruinen liegende gezählt haben, deren Besitzer nicht im Stande waren, sie wieder herzustellen. — Durch die im Jahre 1639 unter Ferdinand dem III. erfolgte Erhöhung des Zolles auf Salz, so wie die Errichtung einer kaiserlichen Niederlage Gmundner Salzes in Prachatitz, wurde der Salzhandel auf dem goldenen Steige immer mehr verringert, und erlitt endlich im Jahre 1692 durch das Verbot Kaiser Leopolds I., in Städte, wo sich kaiserliche Salzniederlagen befanden, fremdes, d. i. bairisches Salz einzuführen, den Todesstoß, nachdem er historisch nachweisbar über 600 Jahre gedauert, und durch mehr als 500 Jahre der Grund des Gedeihens und des Reichthums Prachatitz gewesen war.

Damit in Verbindung hörte auch der Malzhandel auf, und nur die Erzeugung des seinerzeit in Böhmen eines guten Rufes sich erfreuenden prachatitzer echten Kornbranntweins dauerte bis in dieses Jahrhundert fort, und existirt selbst jetzt noch, obwohl in einem äußerst geringen Maßstabe, weil die fabrikmäßige Erzeugung des Alkohols, so wie die Verwendung wohlfeilerer Stoffe als des Kornes, dem einzelnen Privaten die Konkurrenz beinahe unmöglich macht. — Gegenwärtig wird in Prachatitz hauptsächlich eine auf ziemlich hoher Stufe befindliche Oekonomie, dagegen außer Strumpfwirkerei, Zündhölzchen- und Stärkefabrikation endlich Erzeugung von Posamentierwaaren für den aus Prachatitz gebürtigen, in Wien ansässigen Posamentierwaarenfabrikanten Pachelhofer, kein Industriezweig in größerer Ausdehnung mehr betrieben, und die Stadt erhält eine höhere Bedeutung jetzt nur dadurch, daß sie durch ihre günstige Lage am Fuße des Hochgebirges des Böhmerwaldes, den Verkehr des Flachlandes, welches seine Feldprodukte dort an die Gebirgsbewohner absetzt, in sich konzentriert, und dadurch abermals zu einer Art Stapelplatz namentlich für den Getreidehandel geworden ist; auch muß anerkannt werden, daß Pra-



chätiz durch die Bemühungen seines energischen Bürgermeisters, des M. Dr. Ernst Mayer, der für Eröffnung neuer Verkehrswege und Postverbindungen und für Verschönerung der Stadt vieles bereits bewirkt, eine Sparkasse, eine Mädchenschule und ein Realgymnasium ins Leben gerufen hat, in den letzten Jahren sich eines raschen Aufschwunges rühmen kann.

Ein besonderes Interesse gewährt Prachatiz durch seine Lage an der Grenzscheide zweier Nationalitäten. Es läßt sich zwar von einer scharfen Scheidung der 2 Landessprachen in dieser Gegend nicht reden, weil es einestheils Dörfer mit gemischter Bevölkerung giebt, wie z. B. Geisbühel, Grilling, Drislawitz, Soletin, Kliftau u. s. w., und weil anderentheils es an der Sprachgrenze Ortschaften giebt, deren Einwohner meistentheils beider Sprachen kundig sind, z. B. Altprachatiz, Wostrow, Wossek, Gahau u. a. m. Die beiläufige Sprachgrenze im prachatizer Amtsbezirke beginnt an der Grenze des budweiser Kreises bei Großsmietsch, geht über Klenowitz, Frauenthal, Rohn, Prachatiz, Hummelberg, Sedlmín, Repešchin und tritt dort in den winterberger Amtsbezirk über. Die Stadt Prachatiz wird von der Sprachgrenze so zu sagen, durchschnitten, indem auf der „untern“ Vorstadt beinahe Alles wohnt, was von českischem Elemente in Prachatiz vorhanden ist. — Nachdem böhmische Ortschaften nördlich und östlich bis an die Thore der Stadt reichen, mehre von ihnen dahin eingepfarrt und eingeschult sind, und nachdem daher die Städter mit den Nachbarn českischer Zunge in stetem Verkehr stehen, ja selbst die mehre Meilen ins Flachland hinein liegenden Ortschaften, die großen prachatizer Getreidemärkte besuchen, so ist es natürlich, daß beinahe jeder Prachatizer auch der böhmischen Sprache mächtig ist; nichts desto weniger ist die Stadt deutsch, und die Einwohner bedienen sich unter einander stets der deutschen Sprache, und sprechen böhmisch nur mit jenen, die sich dieser Sprache nicht bedienen können oder wollen. — Das českische Element ist in Prachatiz numerisch nicht bedeutend, und von Eingebornen dürften sich darunter sehr Wenige, oder vielleicht gar Keiner befinden; es besteht vielmehr größtentheils aus Fremden, die durch ihren Beruf nach Prachatiz geführt wurden, z. B. Beamte, Lehrer, Geistliche u. s. w., oder aus den aus böhmischen Ortschaften eingewanderten Gewerbsleuten, die sich hier niederließen, oder endlich aus Gesellen, Tagelöhnern und Dienstoffoten, die sich zeitweilig hier befinden. — In Folge dessen blieb Prachatiz von den leidigen Nationalitätsstreitigkeiten, die sich anderwärts im Laufe der letzten Jahre in schönster Blüthe entwickelten, bisher so ziemlich verschont, denn bei dem českischen Landvolke existirt keine Spur von Animosität gegen seine deutschen Landsleute, und jene Fraction, die es sich zum Geschäfte macht, Nationalitätshader ins Leben zu rufen und zu entwickeln, ist hier vielleicht entweder gar nicht vorhanden, oder wenigstens so schwach vertreten, daß die Klugheit sie nöthigt, sich in vollkommener Ruhe zu halten.

Prachatiz nebst Umgebung gehört übrigens zu den spätesten Erwerbungen des Deutschthums in Böhmen. Nicht nur sind viele Namen von Bergen und Bächen böhmisch, z. B. Libin, Vejrov, Probošovice, Skalka, der Bach „Živny“ die „mršina“, ein sumpfiges, an die Stadt stoßender Wiesenthal, u. s. w. — sondern auch viele jetzt ganz deutsche Ortschaften haben ihre eigenen böhmischen Namen, z. B. Hummelberg Tremšín, Rohn Leptač, Wihorschen Lhota hlásná, Oberhaid Zbitiny, — ja selbst solche Ortschaften, welche durch ihre Namen deutlich die Spuren einer Anlage durch deutsche Ansiedler zeigen dürften, haben auch selbstständige böhmische Namen: z. B. Tonnettschlag Rohanov, Blochetschlag Blažejovice, Schreinettschlag Skřiměřov, Perlettschlag Perlovice, Oberschlag Milejšice, Peteretschlag Petrovice, u. s. w.

Was die Stadt Prachatiz selbst anbelangt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sie frühzeitig auch schon eine wenn gleich bedeutend in der Minderzahl befindliche deutsche Bevölkerung besessen habe, und es ist dieß nichts Befrem-



des, sondern etwas ganz der Natur der Dinge Angemessenes, wenn erwogen wird, daß Prachatitz durch mehre hundert Jahre in lebhafter Handelsverbindung mit Deutschland stand, und diesem Verkehr seine damalige Größe und seinem Reichthum verdankte; es kommen auch wirklich in den verschiedenen alten Urkunden und Gedenkbüchern Namen rein deutschen Ursprunges schon seit dem 14. Jahrhundert vor, deren Träger mitunter auch zu dem Rathspersonale gehörten, so z. B. Kern, Weißenregner, Frumsgut, Mayer, Rhornstuf, Ziegl, Strobl, Stieber, Scharfl, Neuhauser, Schwarzauer, Glaser, Haidl, Mühlberger (ein um Prachatitzs Handelsverbindungen durch seine Reisen nach Passau, Salzburg, Nürnberg u. s. w. hochverdienter, und auch dafür geehrter, und durch die Wahl zum Rathsherrn wiederholt ausgezeichnete Mann), ferner: Scheffer von Schefferthal, Fürst, Dragler, Kurz, Reisinger, Stögbauer, Frühauß u. a. m. Am Kirchhofe findet sich auch unter andern Grabsteinen, einer vor, der in die Kirchenwand eingemauert, noch vollkommen lesbar ist, und also lautet: „Anno Domini 1578 den 7. Februar ist „gestorben der Erbr: Georg Rosenthaler, Argenist und Burger zu Prachatitz, dem „Gott sey genedig; und an dem jüngsten Tage Auferstehung. Amen.“

Jedenfalls war aber diese deutsche Bevölkerung sehr in der Minderzahl, denn die officiellen Sprachen, in denen auch alle nachweisbar ältern Inschriften verfaßt sind, und welche auch die im modernen Sinne fogenannte „Amtssprache“ waren, sind die böhmische und subsidiarisch die lateinische. Die ersten Spuren des Deutschen als Amtssprache sind erst im Jahre 1630 nachweisbar, in welchem Jahre bezüglich der Salzmann deutsche Berichte an den Kaiser Ferdinand III. erstattet wurden. Auch alle ältern Urkunden und Privilegien, so weit wenigstens uns bekannt ist, sind in böhmischer Sprache abgefaßt; die erste deutsche uns bekannte Urkunde ist ein Privilegium, welches die Fürstin Anna von Eggenberg, eine geborne Markgräfin von Brandenburg, im Jahre 1652 der prachatitzer Fleischhauerszunft verlieh. Sonderbarer Weise wurde dieselbe über Ansuchen dieser Zunft vom strakonitzer Magistrate ins Böhmische übersetzt, mochten nun die ehrsamten Meister sothaner Zunft deutsch nicht verstehen, was mit Rücksicht auf das bereits Gesagte höchst unwahrscheinlich ist, oder mochte es damals schon Leute geben, die als Vorläufer ihrer jetzt lebenden Enkel, trotzdem daß sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren, ein Schriftstück deshalb anzunehmen verschmähten, weil es deutsch abgefaßt war. — Ein bemerkbarer Fortschritt des deutschen Elementes in Prachatitz zeigt sich erst in dem letzten Decennium des 17. Jahrhunderts; — das im Gemeindhause aufbewahrte Gedenkbuch, welches bis zum Jahre 1692 abschließend in böhmischer Sprache geführt wurde, überspringt einen Zeitraum von 2 Jahren, und beginnt sodann im Jahre 1695 plötzlich mit Aufzeichnungen in deutscher Sprache, welche von da an sich im Alleinbesitze behauptet. — Während in der Gottesackerkirche zu Sct. Peter noch im Jahre 1660 eine böhmische Inschrift einen Stuhl als dem ehrsamten Müllerhandwerke gehörig bezeichnet, ist bereits vom Jahre 1696 eine deutsche Inschrift auf der Rückseite des Hochaltars des Inhalts: Im Jahre 1696 haben zu Ehren der Allerheiligsten und Ungetheilten Dreyfaltigkeit wie auch der aller Seligsten und gebenedeytesten Mutter Gottes Mariä, dann des heyl. Petri und Pauli und aller lieben Heyl. Gottes die Pellykanische Erben, Nemblich Johann, Mattieg und Josef Pellykan wie auch Carl Frieauf, Burger und Fleischhaher in der hochfürstl. Eggenberg. Statt Prachatitz dieses Altar auf ihre eigene Unkosten und Speßen, machen, anfrichten und anhero setzen lassen.“

Nichts desto weniger scheint das tschechische Element nur Schritt für Schritt zurückgewichen sein, denn z. B. das Protokoll, in welches die bestandene Fleischhauerszunft die neu aufgenommenen Meister verzeichnete, enthält die ersten deutschen Aufzeichnungen erst im Jahre 1734, und zur Alleinherrschaft gelangte das Deuthum in demselben erst seit dem Jahre 1791. — In den Tauf-, Sterbe- und



Populirbüchern wurde das Cechische im Jahre 1675 von der lateinischen Sprache verdrängt, welche ihrerseits im Jahre 1784 der deutschen Platz machte, und in den bei dem k. k. Bezirksamte befindlichen alten Grundbüchern (das älteste ist vom Jahre 1710) sind schon so viele deutsche Urkunden eingetragen, daß zwischen damals und jetzt fast kein Unterschied in dieser Beziehung besteht. Aus allen diesen Daten, — die übrigens selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen — glauben wir den berechtigten Schluß ziehen zu dürfen, daß das einheimische deutsche Element in Prachatis sich bis in das 17. Jahrhundert hinein, in entschiedenster Minorität befunden habe, sodann in den letzten 2 Jahrzehenden dieses Jahrhunderts rasch zu erstarken anfang, und erst im 18. Jahrhundert nach und nach zu einem entschiedenen Übergewicht gelangte, welches es bis jetzt behauptet, wenn gleich das czechische Element seit dem Erwachen der nationalen Bewegung in Böhmen bedeutende Anstrengungen macht, um in Prachatis wieder festen Fuß zu fassen, und den kaum verlorenen Boden dem Deutschthum wieder abzuräumen.

Was den Charakter der Bewohner Prachatis und des angrenzenden deutschen Gebirges anbelangt, so ist er in seinen Hauptzügen, in allen Licht- und Schatten-seiten derselbe, wie wir ihn schon in den vorangehenden Skizzen als den Charakter der deutschen Böhmerwaldbewohner überhaupt geschildert haben, die Extreme natürlich durch das städtische Leben und den stets wachsenden Fremdenverkehr bei den Prachatigern gemildert und abgeschliffen.

Aus der Gemüthlichkeit und Aufrichtigkeit des deutschen Gebirgsbewohners, gefördert durch den Umstand, daß Prachatis früher viele Jahre lang abseits von jedem Verkehrswege gleichsam abgeschlossen von der Welt in dem stillen Waldthale lag, daß der Zuwachs an fremder Bevölkerung ein verschwindend kleiner war, indem selbst die wenigen Gemeindebeamten größtentheils Eingeborne waren, und daß so zu sagen die ganze Bevölkerung, namentlich aber die Glieder der erban-geseffenen Bürgerfamilien einander gegenseitig von Kindheit auf kannten, und durch zahlreiche Wechselheirathen unter einander verbunden waren, — entsprang ein Ton von patriarchalischer Ungebundenheit und Familiarität, der in früherer Zeit in Prachatis allgemein herrschend, sich vielleicht in keiner zweiten Stadt mit einer Bevölkerung von vierthalbtausend Einwohnern vorfand, und die ganze Bürger-schaft fast als Glieder einer großen Familie erscheinen ließ. — Die Neuzeit, den patriarchalischen Zuständen überhaupt abhold, hat auch hier große Veränderungen hervorgebracht, und namentlich hat der gesteigerte Verkehr und der Zuwachs an fremder Bevölkerung einen großen störenden Einfluß ausgeübt; nichts desto weniger überraschen selbst die Trümmer dieser bestandenen Fraternität Feden, der Prachatis besucht, noch jetzt im hohen Grade, und wer sich einmal an die etwas rauhe Außenseite der prachatiger „Gesellschaft“ gewöhnt hat, wird anderwärts das unge-zwungene, freundliche, aufrichtige Entgegenkommen, das er in Prachatis gefunden, gewiß ungern vermissen, und zwischen demselben und dem geglätteten, hohlen For-malismus der feinen Welt Vergleiche anstellen, die nicht immer zu Gunsten der letztern ausfallen werden.

L...r.

## Uralte Sympthiemittel aus Böhmen.

Nirgends haften die alten Anschauungen des Volkes zäher als auf dem Ge-biete des medicinischen Uberglaubens. Ganz natürlich: Ist es doch selbst unserer wissenschaftlichen Medicin noch nicht gelungen, das geheimnißvolle Dunkel, welches über der Natur so vieler Krankheiten lagert, zu zerstreuen und wie langsam finden selbst die richtigeren Begriffe von dem Baue des menschlichen Körpers und der Entstehung der Krankheiten unter unserem Volke Verbreitung. Von den Nerven



z. B. hat der Landmann heute noch keine klare Vorstellung und den Magen verwechselt er häufig noch mit dem Herzen. Wenn beim Magenkrampf Wasser erbrochen wird: so schreibt er das einem Wurme zu, der im Herzen seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und sagt: „Der Herzwurm hat mich befecht.“ Solche Vorstellungen sind nun freilich ein fruchtbarer Boden, auf welchem der medicinische Aberglaube wuchern und die üppigsten Blüten treiben kann.

Wenn daher in unseren nordböhmischen Dörfern jemand erkrankt ist: so wird in den meisten Fällen nicht etwa ein verständiger Arzt zu Rathe gezogen, beiseite, da ist immer zuvor eine gute Nachbarin bei der Hand, welche augenblicklich weiß, was dem Kranken fehlt, und die vornehmsten und bewährtesten Hausmittel dagegen angibt, oder man schiebt gar zu einer „weisen Frau“, die in einem entfernten Orte wohnt, und die durch ihre Segen und Sympthiemittel schon vielen geholfen hat. Wie immer, sind auch hiebei die Frauen hauptsächlich die Trägerinnen des Aberglaubens. Die Frauen üben ja vorzugsweise das Amt der Krankenpflege; sie finden im Wochenbette, bei Erziehung ihrer Kinder und am Krankenbette ihrer Angehörigen tausendfache Gelegenheit, sich wirklich eine Menge von Erfahrungen in diesen Dingen zu sammeln. Aber die Weiber sind auch in steter Opposition gegen alles Neue. Während der Mann in seinem Verkehre mit der Welt in Städten und Märkten vieles von seinen abergläubischen Meinungen aufgibt und sich eher eine bessere Kenntniß von den natürlichen Dingen aneignet: ist die Frau an das Haus gebannt und an den engen Horizont ihres Dorfes: sie hält daher viel fester wie an dem alten bäuerlichen Herkommen so auch an dem alten Aberglauben, den sie von ihren Eltern und Großeltern ererbt hat. Da gibts keine Widerrede: „Der Großmutter hat das Mittel geholfen,“ oder „die alte „Berone“ hats gerathen,“ das sind immer die letzten Argumente, mit denen die Weiber alle Bedenklichkeiten zu überwinden wissen. So wird der Aberglaube von Generation zu Generation fortgepflanzt und es nimmt daher nicht Wunder, wenn wir heute noch unter dem Volke auf Segensformeln und Heilmittel treffen, welche von unseren Voreltern noch in den Zeiten des Heidenthums angewendet wurden. Aber das wird den wenigsten bekannt sein, daß es bei uns noch Sympthiemittel gibt, welche vor mehr als 3000 Jahren bereits bei den alten Indern im Gebrauche waren. Ich will einige Beispiele davon anführen: Das erste davon stammt aus Braunau. Dort herrscht nämlich noch der Aberglaube, daß man seinem Feinde für Zeit des Lebens ein böses Bein anthun kann, und zwar auf folgende Weise: Wenn der Feind einmal barfuß auf kothigem Wege gegangen ist, so erhebt man seinen Fußtapfen aus der Erde und stellt denselben mit Nägeln, Nadeln und Glascherben in einem neuen Topfe, wohl verschlossen zum Feuer solange, bis der Topf zerspringt. Dabei sagt man eine Verwünschungsformel, die ich leider nicht erfahren habe.<sup>1)</sup> Auf diese Weise bekommt der, dessen Fußtapfen man gekocht hat, ein böses Bein, an welchem er sein Leben lang zu kuriren hat. (Grohmann, Aberglauben S. 200.) In dem Atharva-Veda, einem der vier heiligen Bücher der Inder, kommt nun ebenfalls ein Spruch vor, welcher gleichfalls gegen die Feinde gerichtet ist. Man will durch den Spruch einem seiner Feinde an der Gesundheit Schaden zufügen, ihn krank machen, oder ihn gar tödten, gerade so wie in dem Braunauer Aberglauben. Zu diesem Ende zündete man, wie aus dem Spruche selber hervorgeht, ein heiliges Feuer an und ließ den ausgehobenen Fußtapfen seines Feindes unter Recitirung der Beschwörungsformel darin verbrennen.<sup>2)</sup> Ist die Ähnlichkeit des

1) Ist die Verwünschungsformel nirgends mehr aufzutreiben?

2) Atharva-Veda 2, 12. Da dieser merkwürdige Zauberspruch noch nirgends übersetzt ist, so erlaube ich mir wenigstens die letzten zwei Verse mit etwas freier metrischer Übersetzung hier mitzutheilen:



böhmischen und indischen Aberglaubens nicht frappant? Und doch sind die Zaubersprüche des Atharva-Veda gegen 1500 Jahre vor Christo entstanden, zur selben Zeit etwa, wie Moses die Israeliten aus Agypten nach der Wüste führte.

Ebenso überraschend ist die Übereinstimmung zwischen einem böhmischen und einem indischen Sympthiemittel, welche zur Vertreibung des Fiebers gebraucht werden. Wenn jemand das Fieber hat, so fängt man in Böhmen vor Georgi einen grünen Frosch, näht ihn in einen Beutel und hängt ihn dem Kranken, ohne daß er es weiß, um den Hals. Sodann muß der Kranke neun Tage hindurch vor Sonnenaufgang neun Vaterunser beten, den neunten Tag aber unter Gebet zum Flusse gehen, und das Beuteltchen ins Wasser werfen und dann unter Gebet und ohne sich umzuschauen, nach Hause zurückzukehren. (Grohmann, Aberglaube 1, 166.) Auch diesen Aberglauben habe ich in den heiligen Büchern der Inder wiedergefunden. Die neun Vaterunser allerdings konnte der alte Inder vor 3000 Jahren noch nicht beten, das versteht sich; wenn er aber das Fieber hatte, so band er ebenfalls, wie unsere Landsleute, einen Frosch mit einem blauschwarzen und einem rothen Bande in den Saum des Untergewandes und sprach dazu einen Spruch, durch welchen die Krankheit auf den Frosch übertragen werden sollte.<sup>1)</sup>

Ich könnte diese Beispiele noch durch eine hübsche Anzahl vermehren. So wurde schon bei den Indern das Wasser, das aus verschiedenen Orten zusammen getragen war, für besonders heilkräftig gehalten,<sup>2)</sup> wie in unserem nördlichen Böhmen zur Heilung von Krankheiten gern neuerlei Wasser verwendet wird. Ich will aber nur noch ein Beispiel hinzufügen: Wiederum in Braunau vertreibt man die Schwindsucht, indem man einmal bei Neumond und das anderemal bei Vollmond ins Freie tritt und spricht:

Das neue alte (alte) Licht, das ich ansah, das nehme zu an Mark und Bein, an Fleisch und Blut. Und ebenso mußte der Schwindsüchtige in Indien in der Neumondsnacht oder auch bei Neumond und bei Vollmond ein Opfer bringen<sup>3)</sup> und die Sprüche, durch welche die Auszehrung vertrieben wurde, lauten nicht nur ähnlich unseren deutschen, sie enthalten sogar dieselbe Formel: „Mark und Bein, Fleisch und Blut.“<sup>4)</sup>

Man sieht ein, daß die Braunauer diese Sympthiemittel nicht direkt von den Indern gelernt haben können: so weite Reisen machen unsere Braunauer nicht und dann würde es auch mit der Sprache beiderseits etwas gehappert haben: diese Sympthiemittel haben unsere Vorfahren bereits aus Asien gebracht, als sie vor tausend und aber tausend Jahren aus jener gemeinsamen Völkerheimat nach Europa eingewandert sind. Seit jener Zeit haben sich diese Mittel alle Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt bis auf unsere Tage. Millionen von Menschen haben schon ihre Zuflucht zu ihnen genommen, jederzeit vergebens, und doch ist der Glaube an sie nicht erschüttert worden, weil eben dieser

Das Mark und jede Lebenskraft zerreiß ich Dir durch mein Gebet,  
Zu Yamas Wohnung fahr hinab, gerüstet ist das Opfer hier.  
Deine Fußstapfen übergeb der Glut des Jätavedas ich,  
Das Feuer dringe Dir ins Haupt, ans Leben gehe Dir mein Wort.

- 1) Ath. 7, 116. Den Spruch habe ich in den „Indischen Studien“ Leipzig 1865 S. 414 übersetzt und erklärt. Das Ceremoniell findet sich nach einer gütigen Mittheilung des Hrn. Prof. Weber in Berlin Kauçikasutra 32.
- 2) Atharva-Veda 1, 6. Der Spruch ist übersetzt in den „Indische Studien“ 4, 398.
- 3) Die Vorschrift dafür findet sich in Taittiriya-Sanhita 2, 2, 5, wo sie durch folgende Erzählung erläutert wird. Der Herr der Geschöpfe (Prajapati) hatte dem Mond (Soma) seine 32 Töchter verheiratet; der Mond aber wohnte nur der einen, der Rohini, bei. Die anderen Frauen beschwerten sich bei Prajapati und dieser strafte den Mond damit, daß er die Schwindsucht über ihn schickte. Erst als der Mond seine verschmähten Frauen um Rettung anflehte, wurde er wieder geheilt. (Das Ab- und Zunehmen des Mondes.) Ähnlich Taittiriya Sanhita 2, 5, 6, wo die Neumonds- und Vollmondsnacht die von Soma verschmähten Frauen sind.
- 4) Ruhn, Zeitschrift für vergl. Sprachforschung 13, 63 ff.



Glaube jederzeit, wenn auch nicht Hilfe, so doch Trost und Beruhigung gesendet hat. Durch die gewaltigen Veränderungen in der Sprache und der Religion der Völker haben auch diese Zauberformeln und Gebete manche Umgestaltung erfahren, ihr Kern aber hat den Stürmen der Jahrtausende widerstanden und ist heute noch erkennbar geblieben. Ist es nicht etwas Wunderbares um die Fähigkeit, mit welcher der menschliche Geist das, was er einmal erfasst hat, festhält und den nachfolgenden Geschlechtern überliefert?

Aber nicht jeder Hokusfokus, den unsere alten Weiber mit den Kranken treiben, hat ein so ehrwürdiges Alter aufzuweisen. Auch in christlicher Zeit sind neue abergläubische Meinungen und neue Sympathiemittel entstanden und haben willigen Glauben gefunden. Der Aberglaube gleicht dem Unkraute auf unseren Feldern, er ist gewachsen, er wächst und — wir mögen jäten wie wir wollen — er wird auch in Zukunft wachsen, weil der Samen hiezu eben in der Luft herumfliegt. Wenn man in der Gegend von Trautenau einem Kinde, das nicht sprechen will, zur Heilung dieses Mangels Wein aus Christnachtsmesse zu trinken gibt<sup>1)</sup> oder wenn man den ausgezogenen Zahn in das Kirchhofkreuz schlägt, um sich für immer von Zahnweh zu befreien, wie das im Erzgebirge geschieht: so ist das christlicher Aberglaube und mit dem Alterthume ist's in der Regel nicht weit her. Viele von den Volksheilmitteln sind auch den veralteten Kräuterbüchern und den medicinischen Büchern früherer Jahrhunderte entnommen und es ist seltsam, daß man gerade zu diesen verrotteten alten Scharteken, in denen so viel Unsinn zu Markte getragen wird, viel mehr Zutrauen hat, als zu dem Arzte des Ortes, der bei weitem bessere Bücher im Kopfe mit sich herumträgt.

So hat Dr. Flügel im benachbarten Frankenwalde noch des Alberti magni sechs Bücher in den Händen des Volkes gefunden und unter dem böhmischen Landvolke dünkt sich jeder glücklich, der einen Herbar im Hause hat. Durch diesen neuen medicinischen Aberglauben und durch diese Kräuterbücher sind jene uralten Heilgebräuche mit ihren Segen und Zauberformeln vielfach verdrängt worden. Und doch sind gerade sie für den Alterthumsforscher die interessantesten. Wir können lächeln über den Gebrauch, der von ihnen heute noch gemacht wird: wir können uns ärgern darüber, weil jährlich tausende von Menschen ihnen zum Opfer fallen; aber wir können uns nicht entschlagen, sie trotzdem mit einer gewissen Ehrfurcht zu betrachten, als wunderbar erhaltene Reliquien einer alten, längst verschwundenen Zeit, einer Zeit, wo unsere Vorfäter auf zweiräderigen Karren mit ihren Pferden und Röhren die Landschaften Asiens durchzogen und in den Urwäldern Europas noch nie ein deutscher Laut erklingen war.

Rostock bei Prag, im August 1865.

Dr. J. B. Grohmann.

## Joseph Sebastian Gruner.

(Biographie.)

Die Herausgabe der vorliegenden Biographie, welche der deutsche Geschichtsverein bereits im Januar vorigen Jahres beschlossen und deren Bearbeitung mir, der ich mit dem Dahingeshiedenen persönlich bekannt war, übertragen hatte, wurde durch allerlei unliebe Zufälligkeiten hinausgeschoben: erstens waren von mehreren Seiten Beiträge zugesagt worden, welche lange auf sich warten ließen; Dann hielten mich überhäufte Geschäfte und zuletzt andauerndes Unwohlsein von allen

6) Mitgetheilt von A. Schüller, Gemeindevorsteher in Altenbuch bei Trautenau.



literarischen Arbeiten ferne, bis der Eintritt dieser Herbstferien die gewünschte Muße herbeiführte.

Der um seine Vaterstadt hochverdiente, in ganz Deutschland durch seinen vertrauten Umgang mit Göthe wie durch seine eigenen schriftstellerischen Leistungen bekannte Joseph Sebastian Grüner entstammt einem uralten, in Eger ansässigen Altbürgergeschlechte, welches schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts genannt wird: die Grüner besaßen um das Jahr 1200 die Güter Köttschwitz und Großlehenstein, später zwischen 1487 bis 1500 das Gut Wogau, Besitzungen in der Nähe von Eger gelegen. Mehrere Glieder der Familie bekleideten angesehenere Ämter, so war Georg Grüner um 1501 Rath und Geschwornener des Landrechts. Im Verein mit der Familie Bachmann oder Daniel, welche beide das gleiche Wappen führten, stifteten die Grüner das vielbewunderte gothische Sakramentshäuschen in der S. Nikolaus- oder Hauptkirche zu Eger, wie die beiderseitigen dort angebrachten Wappen darthun, und hatten in dieser Kirche ihre Ruhestätte.

Der Vater unseres Grüner, mit Vornamen Siegmund, war Bürger und Hutmacher zu Eger, betrieb sein Gewerbe in großer Ausdehnung, indem er mit seinen Erzeugnissen auswärtige Märkte, sogar die Frankfurter Messe regelmäßig bezog, von wo aus die damals sehr beliebten egerländischen Hüte weiterhin in Handel gebracht wurden und in Westfalen wie in der Schweiz, ja sogar in Paris reichlichen Absatz fanden. Siegmund Grüner vermählte sich frühzeitig mit Margaretha Becker aus Eger, welche Ehe mit sechs Kindern gesegnet war, denen die sorgfältigste Erziehung zu Theil wurde. Unter diesen Kindern zeigte sich Joseph Sebastian (geb. am 16. Februar 1780) schon in frühesten Jugend als das talentvollste; er wurde in allen Schulen mit Prämien ausgezeichnet und ließ sowohl, wie seine schwächliche Körperanlage veranlaßte die Eltern ihn den Studien zu widmen. Der Knabe kam an das Gymnasium zu Eger, welches damals mit Professoren aus dem aufgelösten Jesuitenorden besetzt war.

Auch hier gewann er rasch die Liebe aller seiner Lehrer. Vor allen andern aber war es Vater Anton Grassold, der auf den Bildungsgang des jungen Grüner einen großen Einfluß nahm. Grassold war nicht allein der lateinischen, sondern auch, was damals in Oesterreich selten war, der griechischen Sprache in bewunderungswürdigem Grade mächtig und besaß ein so außerordentliches Gedächtniß, daß die ganze Weltgeschichte immer wie aufgeschlagen vor seinem Geiste ausgebreitet war und er in Bezug auf chronologische Ordnung und Jahreszahlen niemals fehl griff. Das Lieblingsstudium Grassolds war die Geschichte von Eger und dem Egerlande und diese Vorliebe hat er auf seinen Schüler Grüner redlich übertragen. Grassold besaß übrigens nicht allein ungewöhnliches Wissen, sondern einen in jener Zeit sehr seltenen kritischen Sinn für Geschichte und Alterthumskunde, wie seine auf uns gekommenen schriftstellerischen Arbeiten, darunter „eine Beschreibung der Burg von Eger“, „die Religionsnachrichten des egerischen Gebietes“, welche letztere in dem von Riegger herausgegebenen Archiv der Geschichte und Statistik von Böhmen Th. I. S. 170 bis 395 veröffentlicht wurde, dann eine „Geschichte des deutschen Hauses,“ in anerkennenswerther Weise bestätigen. Leider wurden die werthvollen Manuskripte dieses Gelehrten, der es verschmähte seine Arbeiten herauszugeben, im Jahre 1809 ein Raub der Flammen, als ein Theil der Stadt, darunter auch die Dachungen der S. Nikolauskirche und die angrenzenden Gebäude abbrannten.

Während unser Grüner die dritte Gymnasialklasse besuchte, starb sein Vater. Von den sechs Kindern, die er hinterließ, war noch kein einziges mündig geworden. Da trat denn zum erstenmale die Sorge an den Knaben heran und oft zweifelte er, ob er seine Studien zu Ende führen würde. Indes, als er mit dem besten Erfolge das Gymnasium zurückgelegt, faßte er den kühnen Entschluß, die Universität in Prag zu beziehen und dort seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen:



mit vier von seinen Schulkameraden machte er sich im Herbst 1797 zu Fuße auf den Weg, mit 40 Gulden und einem alten Golddukaten in der Tasche.

In Prag angekommen machte der Anblick der großen Stadt, welche er zuerst von der Schloßstreppe aus vollständig übersah, einen unbeschreiblichen Eindruck auf den siebzehnjährigen Jüngling und er fragte sich selbst, wie er in diesem Häusermeere unter den zahllosen Menschen ohne Freunde und nähere Bekannte sich zu rechtfinden und durchbringen wolle. Indessen tröstete er sich mit den Worten des heiligen Augustin „Potuerunt hi et hae, cur tu non posses, Augustine?“ und mit diesem Spruche auf der Zunge schritt er muthig in die Stadt, wo er nur mit vieler Mühe eine billige Wohnung bei einem Musiker finden konnte, welche er sofort mit einem seiner Kameraden bezog. Er erzählte später oft, wie seine Garderobe nicht für den Winter eingerichtet gewesen und er gezwungen war, sich auf dem Tandelmarkt einen Rock zu kaufen, wobei er die unliebsame Erfahrung machte, daß nach dem ersten Regen der linke Armel um eine ganze Handbreite kürzer wurde.

Die Prager Universität war damals sehr besucht, wie sich daraus entnehmen läßt, daß im ersten Jahrgange des philosophischen Courses gegen 500 Hörer eingeschrieben waren. Nachdem Grüner sich eingerichtet und einige Häuser gefunden hatte, wo er Knaben unterrichtete, besuchte er die Vorträge der Professoren Seibt und Meißner, von denen der erste allgemeine Philosophie, der andere römische und griechische Literatur vortrug: Mathematik hörte er bei Widra und Geschichte bei Poklet. Nach absolvirten philosophischen Studien war Grüner längere Zeit unschlüssig, welchem Fache er sich widmen sollte. Seine naturwissenschaftlichen Studien, seine Vorliebe für Mineralogie und Botanik, machten ihm Lust Medizin zu studiren. Ein geachteter Arzt aber, dessen Sohn Grüner unterrichtete, rieth sehr von dieser Berufswahl ab, und wie es scheint nicht mit Unrecht: denn trotz seiner Vorkenntnisse in den naturhistorischen Fächern hatte unser Josef Sebastian keine Neigung für Anatomie und verwandte Studien, weshalb es ihn auch nie gereut hat, den Gedanken an Medizin aufgegeben und die Rechtswissenschaft gewählt zu haben.

Im ersten Jahrgange seines juridischen Studiums machte er Bekanntschaft mit einem Rheinländer, einem aus Landau gebürtigen ehemaligen Theologen, der nach Prag gekommen war, um hier Medizin zu studiren: beide Studenten wurden bald befreundet und studirten mit einander Kant'sche Philosophie, welche damals nicht öffentlich vorgetragen werden durfte. In ihrem Verkehr erklärte Grüner einmal gelegentlich, daß er während der nächsten Ferien eine Rheinreise machen wolle, was den Mediziner so erfreute, daß er Grünern sein Portrait übergab, um es seiner in Manheim verheirateten Schwester zu überbringen, und an letztere das Ersuchen stellte, sie möge seinen Freund gut aufnehmen.

Diese Ferienreise, welche Grüner selbst in höchst anziehender Weise beschrieben hat, scheint den Grund zu der Weltgewandtheit und dem leichten Verkehr mit allen Menschenglassen, dessen der Besprochene in hohem Grade mächtig war, gelegt zu haben: er ging als besangener etwas pedantischer Student und lehrte als Weltmann zurück, der das Erlebte und Gesehene sich zu Nutzen gemacht hat. Die nun folgende Beschreibung der Reise, welche den Charakter Grüners genau bezeichnet und die zugleich ein interessantes Bild der damaligen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse liefert, soll in einem gedrängten Auszuge aus seinen Aufzeichnungen und größtentheils mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden.

Ich reiste mit meinem Bruder zu Fuß bis nach Würzburg, besah dort die Merkwürdigkeiten der Residenz, untern andern die aus Moos gefertigten naturgetreuen und schönen Bilder des berühmten Plank, wurde dem alten Seibold vorgestellt, welcher damals so wichtige Kuren und Operationen vorgenommen hatte; besuchte die Kranken- und Irrenanstalten, dann die Festungswerke, in deren Nähe der Reisten- und Steinwein wächst und trug, um auch etwas Verdienstliches zu



thun, in einem Gefäße Sand auf die sogenannte Kappl (zum Bau der Dreifaltigkeitskirche).

Mein Bruder wanderte von Würzburg weiter nach Frankfurt am Main und ich bestieg mit einigen Akademikern, Handlungscommis und Andern das Marktschiff. Der junge Schiffer, welcher in ein an Bord befindliches Mädchen verliebt war, verfehlte in seiner Zerstreuung die richtige Wasserbahn und wir geriethen in der Gegend von Gmunden auf eine Sandbank, von welcher wir das Schiff nur mit großer Mühe, — es wurden 24 Pferde vorgespannt, — wieder flott machen konnten. — Wegen der unzähligen Krümmungen, die der Main bis Wertheim macht, ging die weitere Fahrt nur äußerst langsam von statten. Nachdem wir in Wertheim gelandet hatten, benützte ich die kurze Zeit, um dort das merkwürdige „fromme Käthchen“ zu besuchen und nahm mir einige Flaschen Kreuzwerthheimer auf die Reise mit, dessen Qualität jener des Steinweins am meisten ähnlich war.<sup>1)</sup>

Vor Aschaffenburg erlitten wir in der Nacht einen heftigen Sturm von häufigen Blitzen und Donnerschlägen begleitet und erreichten zum Glücke hohes Ufer, wo wir ankern konnten. Nach weiterer Fahrt landeten wir in Hanau, wo ich die wenigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm und war nicht wenig überrascht, daß ich als Fußgänger auf der dortigen Promenade außerhalb der Stadt „eine Brückenmauth“ bezahlen mußte.

Endlich trafen wir in dem langersehnten Frankfurt ein und ich überzeugte mich bei meinen ersten Excursionen, daß ich mir von der alten berühmten freien Reichsstadt, wo die römischen Kaiser gekrönt wurden, einen viel zu hohen Begriff gemacht hatte. In Frankfurt am Main war damals in öffentlicher Hinsicht, namentlich für Verschönerung der Stadt gar nichts gethan worden; aus den stehenden Gewässern und faulen Schilfen der Stadtgraben entstiegen schädliche Dünste, in der Judenstadt herrschte die größte Unreinlichkeit, unmittelbar vor dem Brückenthurm am rechten Mainufer waren Schutt und Scherben in Haufen aufgeschüttet; das Pflaster in den Fahrstraßen der innern Stadt ist von den hölzernen Schleifen, auf denen die Waaren transportirt werden, förmlich glatt polirt worden, keine Monumente zierten die Stadt, nur vor dem Neuthor stand ein Denkmal aus Granitblöcken „den Hessischen Helden“ gewidmet.

Von Künsten und Wissenschaften war zu jener Zeit in Frankfurt kaum die Rede und außer den größtentheils ausdruckslosen Bildern römischer Kaiser, die im Römer gezeigt wurden und den in den Gewölben dieses Gebäudes aufgespeicherten schönen Waarenvorräthen, fand ich wenig Sehenswerthes. Neu und interessant war aber für mich das Gewühle von Menschen und die außerordentliche Thätigkeit von Käufern und Verkäufern, welche während der eben abgehaltenen Herbstmesse stattfand. Das Theater war damals ziemlich gut besetzt und der Komiker Lux ein besonderer Liebling des Publikums. Als das bedeutendste Banquierhaus, wo ich große Geldmassen abwägen sah, galt schon damals Bethmann, die vorzüglichsten Hotels waren zum „Englischen Hof“ und „Römischen Kaiser“.

Mein Ausflug nach dem benachbarten Sachsenhausen war wenig lohnend, denn es glich dieser Ort einem unreinen Dorfe mit sehr unansehnlichen Häusern, vor welchen große Gefäße mit unreifem Obst standen, woraus Most bereitet wurde.

Nach einigen Tagen Aufenthalt bestieg ich wieder ein Marktschiff, um weiter nach Mainz zu fahren. Bei dem Dorfe Kostheim, welches durch das Bombardement fast ganz in Asche gelegt war, mahnte der Schiffer die Reisenden, welche nicht mit guten Pässen versehen wären, dort auszustiegen und bis nach Castell zu Fuße zu gehen. Da ich nur durch ein lateinisches Attest des Professors Kopez über den zurückgelegten ersten Jahrgang der Rechtswissenschaft legitimirt war, so eilte ich der Mahnung zu folgen und ging unbeanstandet über die Schiffbrücke

1) Das schöne Käthchen war ein großes Weinsäß, wie die viel bekannte Frau Rose in Bremen.



nach Mainz, wo ich bei einem Freunde meines Vaters liebevolle Aufnahme fand. Auf meinem Wege dahin hatte ich Gelegenheit die mannigfaltigen Umgehungen der strengen französischen Rheinsperre zu beobachten und es unterhielt mich insbesondere, wie auf den Köpfen von Knaben und Erwachsenen unsere egerischen Hüte nach Mainz eingeschmuggelt wurden.

Mainz war (1801) für mich eine andere Welt. — Ich kam aus einem katholischen Lande, war streng religiös erzogen, hier nun sah ich zum erstenmale eine Gesellschaft, welche mit allen Begriffen, die ich bisher von Staat und Religion gehabt hatte, in Widerspruch gerathen war. Insbesondere machten die Religionspötereien der Franzosen auf mich einen peinigenden Eindruck. Jedes Christusbild, den die Republikaner auf ihrem Marsche beikommen konnten, ward verunstaltet, in der Domkirche fochten diese übermüthigen Leute mit Stöcken und störten während des Gottesdienstes durch unzüchtige Bemerkungen die Frauen in ihrer Andacht. Auf dem Marktplatz waren die rothen Freiheitsmützen aufgestellt, bei denen zwei Soldaten Wache hielten und Wehe dem Vorübergehenden, der vor diesen Emblemen nicht das Haupt entblößt oder der eine spottende Miene gemacht hätte! — Die armen Mainzer mußten auf hohen Befehl den zehnten Tag (die Decade) als Feiertag halten und da sie auch die gewöhnlichen Sonntage feierten, so wurden ihnen innerhalb zehn Tagen zwei Feiertage für die Arbeit entzogen, was für Handel und Industrie sehr nachtheilige Folgen hatte. In den Gasthäusern sah man nur französische Kalender auf Pappendeckel an den Wänden aufgehängt, aus welchen alle Heiligen verbannt und statt derselben die Festtage der Revolution aufgeführt waren. Unter den Militärs wurde trotz der strengen Subordination im Dienste die „Egalité“ überall zur Schau getragen und ich bin selbst Zeuge gewesen, wie ein gemeiner Soldat seinen Major, der aus einem Fenster in der Schusterstraße herabsah, mit „bon jour citoyen“ anrief und letzterer herabkam, um sich mit seinem Kameraden auf der Straße freundschaftlichst zu unterhalten.

Durch meinen Hausherrn erfuhr ich, daß eben ein Kriminalprozeß vor der Jury öffentlich verhandelt werde und erhielt durch denselben eine Einlaßkarte. Ich fand den kleinen Saal des Tribunals mit Menschen überfüllt; auf der einen Seite dieses Sitzungssaales war die „Liberté“, gegenüber die „Egalité“ und oberhalb des Präsidentensitzes das Bild des Brutus angebracht. Der Sitz des Präsidenten stand auf einer Erhöhung und hatte die Form eines Katheders, daneben stand auf der rechten Seite der Defensor, links der Legislator; unterhalb saßen die Jurymitglieder, welche durch ein hölzernes Gitter von dem Publikum abgeschlossen waren.

Der Prozeß betraf die Nachahmung von Stempelpapieren und wurde gegen zwei Inquisiten geführt, die längst aus ihren Gefängnissen entwichen waren. Was mich befremdete, das war, daß die Geschwornen bei der Anklageakte sich ganz gemüthlich unterhielten. Unmöglich konnten sie deren Inhalt noch die Motivirungen des Defensors aufgefaßt haben und dennoch geschah es, daß sie nach sehr kurzer Berathung das „Schuldig“ aussprachen, und die Verbrecher in Contumaciam verurtheilten. 1)

Hierauf besuchte ich mit meinem Wirth die Festungswerke und besichtigte das Denkmal des Drusus. Auch die Stelle, wo Cäsar die Brücke über den Rhein geschlagen haben mochte, bemühte ich mich wiederzufinden. Nach Frankfurt zurückgekehrt, theilte ich meinem dort noch anwesenden Bruder mit, daß ich in Prag das Versprechen gegeben hatte, am ersten September in Manheim einzutreffen und

1) Warum dieser und einer Menge ähnlicher Prozesse so leicht behandelt wurden, ist jetzt allbekannt: die Geschwornen, welche nicht selten den neuen französischen Einrichtungen abgeneigt waren, sprachen in Fällen solcher Art, wo Niemand unter dem Urtheilsprüche litt, das Schuldig mit leichtem Herzen aus, um den Regierungsbefehlen nachzukommen. Bei andern Gelegenheiten zeichnete sich das Mainzer Tribunal durch sehr gründliche Untersuchungen aus.



schlug mit seinem Einverständnisse und von ihm mit dem nöthigen Reisegelde versehen, den Weg dahin ein; wanderte zu Fuße nach Darmstadt, wo ich von einem Professor, mit dem ich dort übernachtet hatte, dringend aufgefordert wurde, ihn nach Worms zu begleiten. Eingedenk meines Versprechens ließ ich mich aber von meinem Reiseziel nicht abhalten, besah in aller Eile die Merkwürdigkeiten der Stadt und pilgerte weiter nach Mannheim, das ich, wie ich mir vorgenommen hatte, am 1. September Abends 9 Uhr nach einigen Unannehmlichkeiten glücklich erreichte.

Bei dem Eintritte in die Stadt rief mich ein Sergeant mit den Worten an „den Paß!“ und ohne verlegen zu sein, gab ich ihm mein lateinisches Studienzeugniß in die Hand, das er, wie ich bemerkte, nicht lesen konnte und mir wieder zurückstellte, indem er weiter nichts zu sagen wußte, als „Gut, Passirt.“ Die eingetretenen Folgen meiner angestregten Fußreise, ich hatte in einer Tour fast neun Meilen zurückgelegt, nöthigten mich spirituose Umschläge zu brauchen und ich konnte anfänglich nur gekrümmt und auf meinen Stock gestützt meine Wanderungen unternehmen. Darauf besuchte ich die Schwester meines Prager Freundes und übergab ihr das Portrait, beruhigte sie über sein gutes Auskommen und war glücklich, derselben eine recht große Freude gemacht und mein Versprechen getreulich erfüllt zu haben.

Ein alter Geschäftsfreund meines Vaters, Philipp Müller, an den ich empfohlen war, warnte mich meine Reise ohne eine ordnungsmäßige Legitimation fortzusetzen, er begleitete mich daher in das französische Polizeibureau, übernahm für mich Bürgschaft und ich wurde hierauf mit einem französischen Passe ausgerüstet, dessen Schreiber, weil ich bei seiner strengen Musterung von den Füßen bis zum Kopfe lächelnd den Mund verzog, im Signalement mich u. a. mit „bouche large“ zu klassifiziren für gut fand.

Der Aufenthalt in Mannheim war mir besonders durch die Bekanntschaft mit mehreren Akademikern angenehm gemacht worden, welche mich zu allen Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend geleiteten. Die ungewöhnliche Regelmäßigkeit der Stadt, welche damals aus elf geraden Hauptstraßen, die von zehn Quergassen rechtwinklig durchschnitten wurden, bestand, macht es möglich, sogleich einen Überblick zu erlangen. Von den wenigen großartigen und alterthümlichen Gebäuden zeichnete sich die Maxkaserne aus; das Schloß war unbewohnt, die Sternwarte mannigfaltig beschädigt, dagegen das Theater gut gebaut und eingerichtet. Einen imposanten Eindruck machte auf mich die Bildergalerie, namentlich der große Saal beim Eingange mit seinen reichen Verzierungen und breiten goldnen Rahmen; an den Kunstgemälden selbst, von denen mehrere Meisterwerke aus verschiedenen Schulen waren, konnte ich nur den Fleiß, die Geschicklichkeit und Phantasie der Künstler anstaunen, ohne eine eigentliche Kritik darüber auszusprechen, für welche mir die Sachkenntniß und Erfahrung fehlte.<sup>1)</sup>

Außerhalb der Stadt zeigten sich noch überall die deutlichen Spuren des Krieges; alle Gärten waren rasirt, die schöne vierfache Allee nach der Neckarau fand ich beinahe gänzlich umgehauen; deren herrliche Bäume haben dem Feinde als Brennholz dienen müssen. Trotz allen diesen Zerstörungen, welche unter andern auch in den einst berühmten Gartenanlagen von Schwetzingen zu sehen waren, konnte man sich doch von der Pracht und dem ehemaligen Umfange der Parkanlagen, welche eine Zierde der Stadt bildeten, eine Vorstellung machen.

Meine Begleiter veranlaßten mich hierauf, mit ihnen Heidelberg zu besuchen, wo sie mich bei den dortigen Akademikern einführen wollten und ich war halb entschlossen ihrer Aufforderung zu folgen. Meine Aufnahme war dort eine über-

1) Den Eindruck, welche eine Bildergalerie auf den Reutling macht, hat Grüner in diesen Worten unübertrefflich gezeichnet, vielleicht ohne daß er es wußte und wollte.



aus freundliche, ich mußte meinen Namen in das Gedenkbuch eintragen, bei dessen Durchblättern ich gewahr wurde, daß ich der erste Studirende der Prager Universität war, der sich darin als Jurist eingeschrieben hat. Ich wurde unter andern auch bei Professor Surow aufgeführt, welcher sich zu jener Zeit durch die Herausgabe eines naturwissenschaftlichen Handbuchs einige Berühmtheit erworben hatte. Der gute Mann schien mir übrigens einen hohen Grad von Eigendünkel zu besitzen, er empfing mich ziemlich kalt und fand es nicht der Mühe werth, sich um die Professoren der Prager Universität zu erkundigen, deren Namen unter den Heidelberger Akademikern, besonders den Juristen bekannt und geachtet waren. Wir besichtigten dann die berühmte Schloßruine, welche vor wenigen Tagen die Dichterin Wilhelmine Maiß verlassen hatte, und erfreuten uns an der herrlichen Aussicht ins Neckarthal. Das so sehr angerühmte Heidelberger Faß hatte auf mich, nachdem ich vor Kurzem die großen Fässer in den Kellern des Würzburger Schlosses sah, keinen besondern Eindruck gemacht. Kaum hatte ich den Kastellan mit einem anständigen Trinkgelde honorirt, so forderten mich meine Freunde auf, mit ihnen ein ganz vorzügliches Ölgemälde zu besichtigen. Ich hatte bereits meine kleine Münze ausgegeben und war daher in Verlegenheit, wie ich ein Geschenk für diesen Kunstgenuß aufbringen sollte, ohne meine schwache Kasse empfindlich zu beeinträchtigen. Nach kurzem Besinnen fand ich einen Vorwand, diesem Antrag auszuweichen, was mich aber nachträglich doch sehr ärgerte, weil ich mir sagen mußte, meine freundlichen Begleiter können nun denken: „Seht, der Böhme wollte nur das große Faß, nicht aber das ausgezeichnete Gemälde sehen!“ — Nach beendigter Besichtigung der Merkwürdigkeiten Heidelbergs wurde mir zu Ehren ein großer Comers gegeben, in welchem ich übrigens nicht als Fremdling auftrat, weil mir die Studentenlieder aus den Prager Comersen bekannt waren. Auch durch mein Billardspiel erregte ich die Aufmerksamkeit der Studenten, indem ich nicht allein diese, sondern auch den besten Marqueur zum großen Jubel aller Anwesenden in jeder Partie besiegt hatte. Der Comers hatte bis nach Mitternacht gedauert, ich nahm aber dennoch von meinen freundlichen Commilitonen, welche an meine Abreise nicht glauben wollten, freundlichen Abschied und wanderte in der Frühe um fünf Uhr fort gegen Straßburg, welches ich mir als Reiseziel vorsteckte.

Auf der Straße nach Durlach gesellte sich zu mir ein Bilderhändler, welcher in der dortigen Gegend sehr bekannt war und dessen ernstern Mahnungen, bei den kritischen Zeiten und der enormen Theuerung die Weiterreise nach Straßburg aufzugeben, ich Folge leistete, und meiner Wißbegierde die Grenze zog: ich kehrte daher über Neckarmünde nach Würzburg, erhielt dort von einem alten Freunde meines Vaters frisches Reisegeld, wanderte nach allerlei bestandenen Abenteuern und Mühseligkeiten nach Wiesenbrunn, wo ich mich bei einer bekannten Familie, deren Tochter Friederike ich erst vor Kurzem in Prag große Gefälligkeiten zu erweisen Gelegenheit hatte und die in ihre Heimat zurückgekehrt war, einige Zeit aufhielt. In Nürnberg angekommen, dessen wenige Sehenswürdigkeiten <sup>1)</sup> mich nicht befriedigten, reiste ich bald weiter über Sulzbach, Amberg nach Regensburg, besuchte dort den schönen ehrwürdigen Dom, dann den Saal, wo die ehemaligen Reichstage abgehalten worden waren, und eilte endlich meiner Vaterstadt zu, wo ich meine sehr besorgten Angehörigen, die von mir seit längerer Zeit keine Nachrichten erhalten hatte, durch die Erzählungen über meine Reisen und Erlebnisse um so mehr in freudiges Staunen versetzte, als sie wohl wußten, daß ich weder mit einem Passe noch mit ausreichenden Geldmitteln versehen war.“ —

Nachdem Grüner einige Tage in seiner Heimat ausgeruht und die Ferien mittlerweile abgelaufen waren, kehrte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Prag

1) Von Nürnberg hat Grüner späterhin eine ganz andere Ansicht gewonnen: der junge Mann war bereits zu ermüdet, um neue Eindrücke aufnehmen zu können.



zurück, wo er sich immer mehr eingebürgert und sich eine ziemlich sorgenfreie Existenz geschaffen hatte. Während der drei Jahre, in denen Grüner dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, wurde seine Familie durch schwere Unglücksfälle betroffen, die ihn tief beugten. Er trat nun in die Kanzlei des damals hochgeachteten Advokaten Dr. Wohlrab ein, dessen persönliches Wohlwollen er gewann und vollkommen rechtfertigte. Grüner hatte ein reichliches Auskommen gefunden, konnte eine größere Wohnung miethen und einen mittellosen Studirenden aus Eger darin ohne irgend eine Vergütung aufnehmen. Die juridischen Studien absolvirte er mit glänzendem Erfolge und beeilte sich sodann, seine appellatorischen und Staatsprüfungen abzulegen. Um diese Zeit wurde er durch eine Deputation seiner Vaterstadt mit der Aufforderung überrascht, die in Erledigung gekommene Sekretärstelle bei dem Egerer Magistrate anzunehmen.

Trotz der günstigen Situation, die er sich in Prag geschaffen, entschloß er sich den ihm zugeordneten Posten anzunehmen, welchen er aber nur sehr kurze Zeit inne hatte, indem er bereits 1807 von der Landesbehörde zum Magistrats- und Kriminalrath der Stadt Eger ernannt wurde. Mehr als 40 Jahre hindurch diente Grüner in dieser Eigenschaft und war bereits seit mehreren Jahren als Bürgermeister und Kriminalgerichtsvorstand thätig, als die Organisation der Gerichtsbehörden und beziehungsweise die Auflösung des bis dahin bestandenen Magistrats erfolgte, wodurch die amtliche Thätigkeit Grüners ihren Abschluß fand. Um seine Stellung gehörig zu würdigen, sei hier angeführt, daß durch die Organisation vom Jahre 1808 der Magistrat aufgehört hatte, ein städtisches Amt im gewöhnlichen Sinne zu sein, denn die Bürgermeister und Räte wurden von nun an durch die k. k. Landesregierung eingesetzt. Vincenz Tokauer war der letzte von der Bürgerschaft 1806 gewählte Bürgermeister, Sebastian Grüner der erste von der Regierung eingesetzte Rath. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 wurde eine neue Organisation der Magistrate herbeigeführt, oder wenn man will, das ursprüngliche Verhältniß wieder hergestellt.

Grüners Thätigkeit erstreckte sich über alle Theile der Rechtspflege und Verwaltung nicht allein der Stadt Eger, sondern des ganzen egerischen Gebietes, sein Eifer und seine Umsicht wurden nicht allein von den vorgesetzten Behörden, sondern auch von auswärtigen Civil- und Militärautoritäten anerkannt und ein ganzes Convolut von Belobungsdekreten gibt ein glänzendes Zeugniß über die im Laufe von beinahe fünfzig Dienstjahren bewiesene Berufsthätigkeit. In den Kriegszeiten wurde Grüner als Regierungskommissär verwendet und erfreute sich in dieser schwierigen Stellung wegen der Umsicht die er bezüglich des Transportes und der Verpflegung der Truppen an den Tag gelegt hatte, der allgemeinsten Anerkennung. Eben so sehr wurden seine erpriesslichen Verfügungen belobt, die er zur Vinderung des Nothstandes getroffen, als er während der Hungersnoth 1816 und 1817 in das Erzgebirge als Kommissär entsendet wurde. Der Energie und aufopfernden Thätigkeit dieses Mannes hat man es auch zu danken, daß die dortigen Gegenden, namentlich die abgelegenen Schlupfwinkel des Kulmer- und Kaiserwaldes von Räuberbanden, welche sich im Verlaufe der Kriegsjahre dort eingemistet hatten, gesäubert und das Land von dem Drucke der Unsicherheit befreit wurde. Oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr drang Grüner mit den Streifwachen in die entlegensten und gefährlichsten Punkte vor, brachte die Rädelsführer zu Stande und entwickelte bei solchen Gelegenheiten eben so viel Umsicht als persönlichen Muth.

Die größten, nicht genug zu würdigenden Verdienste erwarb sich jedoch Grüner durch sein Wirken für die Begründung und Verschönerung des Kurortes Franzensbad, wo zahlreiche Denkmale seinen Namen der Nachwelt überliefern. Im gemeinschaftlichen Zusammenwirken mit dem Bürgermeister Tokauer wurden durch diese beiden Stadtrepräsentanten die Gründe für die meisten Badeanlagen und den Park erworben, die Quellen neu gefaßt und überhaupt die bis dahin unge-



ordnete Beschaffenheit des Bades zu der heutigen Bedeutung erhoben. Für seine Vaterstadt Eger, für die Bürger und Bauern des ganzen Landes war Grüner stets der freundlichste Rathgeber und Wohlthäter; sein Name war in jeder Bauernhütte bekannt und geachtet, so wie auch er alle Einwohner bis zum letzten Tagelöhner kannte. Dieses völlige Hineinleben in seine Vaterstadt war Ursache, daß ihm Beförderungen oder Auszeichnungen, welche ihn seinem liebgewordenen Wirkungskreise entrückt hätten, nicht wünschenswerth erschienen: sein ehemaliger Lehrer Grassold hatte zu dieser Heimathsliebe den Grund gelegt und der Schüler hielt daran fest bis zum letzten Athemzuge. Auch die in der Jugend gewonnene Liebe für wissenschaftliche Nebenbeschäftigungen begleitete unsern Grüner durchs Leben und diese war es auch, welche ihn ein freundschaftliches Verhältniß mit Göthe anknüpfen ließ. Diese Bekanntschaft, welche Grünern für gar manches Unge- mach entschädigte, wurde eingeleitet, daß Göthe am 26. April 1820 in Eger seinen Paß visiren lassen mußte, und zu seiner nicht geringen Verwunderung in dem Polizeidirigenten Grüner einen Mann von großer geistiger Regsamkeit, der sich mit Sprachstudien, Mineralogie, Botanik, Musik und Geschichte beschäftigte, und der damals gerade die Materialien zu einer Geschichte von Eger zusammenstellte, kennen lernte. Die außerordentlichen Lokalkenntnisse Grüners scheinen den großen Dichter zuerst angezogen zu haben; bald entstand zwischen beiden ein intimes Verhältniß, in Folge dessen Grüner nach Weimar eingeladen wurde und sowohl mit dem dortigen Hofe, wie mit vielen Gelehrten in enge Verbindung trat. Göthe munterte seinen Freund auf, die mineralogischen Studien eifrig fortzusetzen und hat durch diese Anregung seinen anerkannten Scharfsinn bewährt, denn Grüner hat wirklich Außerordentliches geleistet, wie seine hinterlassenen Schriften und besonders die von ihm angelegte prachtvolle Mineraliensammlung des Fürsten Metternich beweisen; dieser Staatsmann schätzte den Gelehrten sehr und gab ihm viele Beweise seiner Zuneigung. Die im Schlosse zu Königswart befindliche Sammlung enthält Asaspise, Rauchtopase, Andalusiten und überhaupt die im Erzgebirge, Böhmerwalde und dem Fichtelgebirge vorkommenden Mineralien in solcher Reichhaltigkeit und Schönheit der Exemplare, wie sie schwerlich wieder getroffen werden. Auch für sich selbst hat er ein interessantes Naturalienkabinet angelegt, aus welchem Göthe manches Stück durch Tausch an sich brachte.

In den Jahren 1821 und 1823 brachte Göthe seinen Geburtstag (den 28. August) bei den Grafen Josef von Auersperg auf dessen Schlosse Hartenberg in Gesellschaft mit Grüner zu, welcher den Dichterstürsten mit dem Grafen bekannt gemacht hatte. Bald darauf wurde Grüner mit der großherzoglich sachsen-weimarschen Gelehrtenmedaille am Bande des Falkenordens bedacht, welche ihm Göthe im Jahre 1824 übergab. Schon um jene Zeit versicherte Göthe seinen viel jüngern Freund, daß er seit Jahren mit Niemanden auf so vertrautem Fuße gewesen, als mit ihm (Grüner). Bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar, 3. September 1825, erfreute sich Grüner der mannigfachsten Auszeichnungen und wohnte als Gast bei Göthe.

Sein freundschaftliches Verhältniß zu Göthe hat Grüner in einem anziehenden Werke beschrieben, welches den Titel führt „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Göthe und dem Rathe Grüner.“

Dieses beifällig aufgenommene Buch bildet eine wichtige Bereicherung der Götheliteratur, erzählt den Anfang der Bekanntschaft und die daraus entstandene Freundschaft; es werden die von beiden vorgenommenen mineralogischen Exkursionen in der egerer Gegend, besonders die von Göthe gemachte Untersuchung des sogenannten Kammerbühl beschrieben und 42 Briefe, welche Grüner von Göthe erhalten, veröffentlicht. Von diesen dürfte der letzte, datirt vom 15. März 1832, also sieben Tage vor dem Tode des Dichters geschrieben, wohl der interessanteste und geeignet sein, in vollständigem Wortlaute hier Platz zu finden.



„Euer Wohlgeboren Schreiben und Sendungen sind mir höchst angenehm, denn sie bringen mir die schönen Tage wieder lebhafter vor die Seele, wo wir unter freiem Himmel in vertraulich belehrender Unterhaltung so manche Stunde behaglich verlebten und davon immer die entschiedensten Vortheile zu gewinnen wußten. Lassen Sie mich also jetzt, da die wiederkehrende Sonne das Frühjahr ankündigt, auf Ihre Zusendung einiges erwidern, womit Sie mich in den tiefsten Wintertagen erfreut haben.

„Zuvörderst will ich großen Dank an Herrn Professor Dietrich abstaten für die übersendete Dissertation, worin ich die Einführung meiner Farbenlehre in die Reihe der übrigen physikalischen Kapitel auf das freundlichste anzuerkennen hatte. Es ist dies ganz in meinem Sinne und meinem ältern Wunsche nach bequem; denn die Natur wird allen verständlich, wenn man die verschiedensten, isolirt scheinenden Phänomene in methodischer Folge darzustellen bemüht ist, da man dann wohl begreifen lernt, daß es kein Erstes und kein Letztes gibt, sondern daß alles in einem lebendigen Kreise eingeschlossen, anstatt sich zu widersprechen, sich aufklärt und die zartesten Bezüge dem forschenden Geiste darlegt.“

„Möge ein solcher Antheil auch bei Ihnen und den werthen geistesverwandten Männern immerfort lebendig und wirksam verbleiben; denn allerdings muß ich mich höchlich freuen, wenn ich meine Arbeit, mit der ich es so ernst wie mit jeder andern viele Jahre genommen, mitten in einem katholischen Lande anerkannt und an die rechte Stelle gesetzt finde, mittlerweile die protestantischen Universitäten und Akademien, welche sich so großer Liberalität und Pressfreiheit rühmen, mein Werk in Verruf gethan, weil es ihren Beschränktheiten widerspricht, und solches dergestalt beseitigt, daß gleich einem verbotenen Buche ein Exemplar nirgend vorgewiesen werden darf und freieren jüngern Geistern jede Aussicht versperrt und dadurch gar manche praktisch nützliche Kenntniß verhindert wird. Dieses weiter auszuführen, trage Bedenken und sage nur so viel, um zu zeigen, wie sehr ich Ursache habe, jene in Prag geschehenen Vorschritte zu schätzen und anzuerkennen.

„Sämmtliche Exemplare der frühern sowohl als der letzten Sendung sind mir höchst werth und willkommen, selbst diejenigen, wovon ich schon einiges besitze, sind vorzüglicher als meine bisherigen. Die Zeiten waren gar zu schön, wo wir dem Andalusit auf die Spur kamen und den pseudovulkanischen Problemen eifrigst nachgingen. Nicht unerwartet war mir daher, da Sie sich selbst die Angelegenheit so klar zu machen suchten, daß Sie auch Andern einen leichten Weg in dieses herrliche Feld zu eröffnen sich gedrängt fühlen mußten. Alles was Sie mir deshalb mitzuthellen und zu melden geneigt sind, wird mir durchaus angenehm sein, sowie Ihre Enthüllung der archivirischen Schätze auf unserer großherzoglichen Bibliothek einen würdigen Platz gefunden hat.

„Was Sie von der Cholera melden, ist dem bisherigen Verlaufe bei uns völlig gleich, im Anfange Apprehension, allgemeine Aufregung, Furcht, Angst, Sorge. Abwehrungsanstalten, Heilungseinleitung, so war alles horchend, lesend, denkend, zweifelnd in voller Thätigkeit, die Anstrengung ging zuletzt in Gleichgültigkeit über und wir lebten endlich völlig sorglos, jeder nach seiner Weise.

„Indem ich das Gegenwärtige abschliesse, um nicht länger allzu sehr Ihr Schuldner zu sein, bedaure ich freilich, daß die herantretende günstigere Jahreszeit mir nicht auch eine Reise zu Ihnen ankündigt.

„In meinen Jahren entschließt man sich schwer, alte Gewohnheiten, die erst willkürlich, dann zum Bedürfniß werden, zu unterbrechen und sich jenen Zufälligkeiten auszusetzen, die man bei einer Ortsveränderung immer zu erwarten oder auch wohl zu befürchten hat. Unsere dieses Jahr nach Böhmen reisenden Badegäste entlasse ich nicht ohne Brief und Sendung,

treu freundlichst

J. W. Goethe.“



Die Herausgabe dieses Briefwechsels besorgte Grüner im Jahre 1853 und das Werk erschien im Verlage der Buchhandlung von Gustav Mayer in Leipzig: es ist der verehrten Frau Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, gewidmet und wurde in den weitesten Kreisen verbreitet. Für die Ueberreichung wurde der Verfasser von Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. mit der goldnen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet.

Audere von Grüner verfaßte wissenschaftliche Werke sind:

1. Beiträge zur Geschichte der Stadt Eger und des Egerischen Gebietes, aus Urkunden zusammengestellt, im Jahre 1843 bei Calve in Prag erschienen.

2. Sitten, Gebräuche der Egerländer, nebst Liedern in egerländischer Mundart.

Von dieser bisher noch nicht veröffentlichten Sammlung über die vielen Eigenthümlichkeiten des Egerlandes ist um so mehr eine baldige und richtige Herausgabe zu wünschen, als bereits einige Bruchstücke in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Die Ehre, auf diese Eigenthümlichkeiten zuerst hingewiesen und derartige Studien veranlaßt zu haben, gebührt jedenfalls diesem Gelehrten, wenn jetzt auch andere in der von ihm angebahnten Richtung fortarbeiten.

3. Gespräche über Mineralogie, in Form eines Katechismus abgefaßt. Eine vortreffliche Anleitung, welcher jedoch eine zeitgemäße Fassung zu wünschen ist. Wie Grüner gegen mich äußerte, wollte er auch dieses Werk in der von der Buchhandlung Gschihay gewünschten Weise überarbeiten, verschob's aber von einem Tage zum andern, bis er von hinnen gerufen wurde. Dagegen wäre das von ihm zusammengestellte, aber nicht veröffentlichte

4. mineralogische Lexikon ein sehr brauchbares Buch, welches über die egerer Gegend, das Fichtel- und Erzgebirge, dann den nördlichsten Theil des Böhmerwaldes und die Fundorte der Mineralien wichtige Aufschlüsse gibt.

5. Endlich hat er auch einen bis in die ältesten Zeiten zurückgehenden Geschichtskalender verfaßt.

Mit dem berühmten Naturforscher und Bergwerkskundigen, dem Grafen Kaspar von Sternberg unterhielt Grüner einen sehr lebhaften Briefwechsel über Geognosie und Mineralogie, welcher werth wäre, allgemeiner bekannt zu werden: die sämtlichen Briefe befinden sich unter Grüners hinterlassenen Papieren. Mit den meisten Gelehrten Deutschlands persönlich bekannt und mit vielen in brieflichem Verkehr stehend, begabt mit regem Sinn und Verständniß beinahe aller wissenschaftlichen Gebiete, waren doch Geschichte und Mineralogie die Fächer, in denen er sich am liebsten erging und auf welche er in seiner Unterhaltung gerne überzugehen pflegte. Auch in der Münzkunde besaß er große Kenntnisse: er erwarb die bedeutende Münz- und Antiquitätenammlung des bekannten Chronikenschreibers und ehemaligen egerer Scharfrichters Karl Fuß für den Hof- und Staatskanzler Fürsten von Metternich, in dessen Schlosse Königswart Grüner ein oft und gerne gesehener Gast war.

Als die k. k. Central-Commission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale gegründet wurde, empfahl der damalige Statthalterei-Vice-Präsident Graf von Forgach den Rath Grüner mit den Worten zum Mitgliede: „Grüner hat vielseitige Kenntnisse der historischen Denkwürdigkeiten des in dieser Hinsicht sehr interessanten Egerlandes.“

Auf Grund dieses Vorschlages wurde Grüner mittelst Dekretes vom 18. Juli 1854 zum Konservator für den Egerer Kreis ernannt, und hat in diesem Wirkungskreise eine rege Thätigkeit entwickelt, indem er die Zwecke der Central-Commission nach besten Kräften zu fördern suchte, Gönner und Freunde für archäologische Forschungen zu gewinnen verstand und die Commission von allen in dieses Gebiet einschlägigen Ereignissen unterrichtete. Er wirkte mit Eifer der Verwahrlosung und Zerstörung historisch wichtiger Baudenkmale entgegen und ließ sich,



wie es vorauszusetzen war, mit besonderer Vorliebe die Erhaltung der Egerer Burg und der darauf befindlichen Doppelpelle angelegen sein. Im Jahre 1856 wurde Grüner von dem damaligen Kreispräsidenten Grafen von Rothkirch in das Comité zur Konstituierung eines Vereins für Restauration der Egerer Dekanalkirche berufen und von dieser Zeit an stand er in amtlichem und freundschaftlichem Verkehr mit dem Verfasser dieser Biographie, nachdem derselbe bereits im Jahre 1846 die Bekanntschaft Grüners gemacht hatte. Unter den an die k. k. Central-Commission eingesandten Nachrichten ist besonders ein Artikel, „Die Ruinen der ehemaligen Juden-Synagoge zu Eger“, interessant und im ersten Bande der Mittheilungen, p. 89 ff., veröffentlicht worden.

Neben den Auszeichnungen, die Grünern von Seite des Weimar'schen Hofes und Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich zu Theil geworden, waren es auch die verstorbene Königin Theresia von Bayern und König Otto von Griechenland, welche den Gelehrten mit besonderm Wohlwollen ehrten.

Grüner starb am 16. Januar 1864 im Alter von 84 Jahren an einer Lungenlähmung, als emeritirter k. k. Magistrats- und Kriminalrath, Conservator der Baudenkmale für den Egerer Kreis, Mitglied der mineralogischen Gesellschaft in Petersburg, der naturforschenden Gesellschaft zu Cassy, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen, Assessor der mineralogischen Gesellschaft in Jena, Curator der Wiener-Versorgungsanstalt und geschmückt mit den schon aufgezählten Orden.

In einem Nachlasse befindet sich unter andern eine werthvolle Mineraliensammlung von circa 3000 Exemplaren; die Grundlage dieser Sammlung rührt von Göthe her, der seinen Freund damit im August 1822 überraschte.

In seinem Auftreten war Grüner ungemein anspruchslos und beinahe etwas zurückhaltend, der Beamte und insbesondere der Kriminalrichter war ihm in keiner Weise anzusehen, wohl aber konnte man im ersten Augenblicke bemerken, daß man es mit einem Manne von ungewöhnlicher Bildung und sehr feinen Manieren zu thun habe. Er war trotz des vorgerückten Alters, in dem ich ihn kennen lernte, noch schlank zu nennen, etwas über Mittelgröße hoch und bewegte sich in seinem achtzigsten Jahre mit solcher Lebhaftigkeit, daß er mir bei Besichtigung der Egerer Burg, als ich ein Gemäuer bestieg, seinen Arm zur Hilfe anbot. Obwohl seine Haare gebleicht waren, konnte man leicht erkennen, daß er brunett gewesen und eine dunkle Gesichtsfarbe gehabt habe.

Die Familienverhältnisse Grüners waren ausgezeichnet glücklich zu nennen; er hatte sich am 28. Juli 1811 mit Theresia Zembisch, der Tochter eines angesehenen Egerer Magistratsbeamten<sup>1)</sup> vermählt, mit welcher er im Jahre 1861 im Kreise aller seiner Kinder und im Besitze der vollsten Geistes- und Körperkräfte die goldene Hochzeit feierte. Seine ungeschwächte Gesundheit ließ damals noch die lange Erhaltung seines Lebens hoffen, allein als ihm im folgenden Mai 1862 die treue Lebensgefährtin, die beste Gattin und Mutter nach kurzem Krankenlager durch den Tod entrisen wurde, gingen auch seine Kräfte an zu schwinden. Sein Dasein war umdüstert, und die Schatten des Todes umgaben ihn, wenn er auch noch einige Zeit hindurch sich in gewohnter Weise beschäftigte. Aus dieser glücklichen Ehe gingen fünf Kinder hervor, die ihre Eltern überlebten, eine Tochter, die sorgfältigste und aufopferndste Pflegerin der Eltern, welche beiden bis zu ihrer letzten Stunde zu Seite stand, und vier Söhne, von denen drei im österreichischen Staatsdienste angestellt sind. Der älteste wirkt als k. k. Generalkonsul und Geschäftsträger in Leipzig, der zweite als Statthaltereirath und Kreishauptmann in Budweis, der dritte bekleidet dermal die Stelle eines k. k. Postoffizials in Prag und der vierte ist Apotheker in Sieghartskirchen in Niederösterreich.

1) Mütterlicherseits entstammte Frau Theresia Grüner dem Geschlechte der Werner von Wernherr, einer weitverzweigten Familie, nahe verwandt mit den von Sternfeld und von Gabler.



Mit Joseph Sebastian Grüner wurde ein Stück der Egerer Geschichte begraben, er hat unter den schwierigsten Verhältnissen 44 Jahre hindurch seiner Vaterstadt treue und ersprießliche Dienste geleistet. Eine gemauerte Gruft auf dem Friedhofe zu Eger umgibt nun die treuen Gatten; sie ruhen im Schatten eines schönen Baumes, den der Verbliebene selbst vor vielen Jahren gepflanzt und damit seine künftige Ruhestätte bezeichnet hatte. Wohl Denjenigen, von welchen die Nachkommen nur Gutes zu sagen wissen!

Wappen der Familie Grüner, wie es auf dem Tabernakel in der Nicolikirche zu Eger



ums Jahr 1400 abgebildet und seitdem unverändert beibehalten worden ist.

Prag im August 1865.

**Bernhard Grueber.**

## N e k r o l o g.

Den 7. August 1865 starb in Krutanitz Herr P. Lambert Mayer, Ritter des Franz-Josephs-Ordens, Inspektor der Stifts-Tepler Domäne Krutanitz und pensionirter Direktor des Osnauer Polytechnikums. Derselbe war in der Stadt Tepl den 26. Sept. 1795 geboren. Nach absolvirten philosophischen Studien trat er 1814 in das Prämonstratenser-Stift Tepl. Als er im Jahre 1819 die Priesterweihe erhalten hatte, schickte ihn der damalige Stiftsabt Karl Reitenberger behufs weiterer Ausbildung in den von ihm mit Vorliebe betriebenen mathematischen Wissenschaften nach Prag, wo er dem Direktor der Sternwarte Alois David, einem Tepler Stiftsmitgliede, zur Seite stand. Nachdem er sich daselbst innerhalb zweier Jahre, während welcher er auch die strengen Prüfungen aus der Mathematik und Physik ablegte, gründlich ausgebildet hatte, wurde er 1821 Eleve und 1827 Adjunkt an der Wiener Sternwarte und Professor der praktischen Astronomie. Im Jahre 1835 wurde er zum Direktor der k. k. Sternwarte zu Osen ernannt und versah auch die mit dieser Stellung verbundene Professur der höheren und praktischen Astronomie an der Pester Universität. Während der Wirren der stürmischen Jahre 1848 und 1849 verharrete er in treuer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus auf seinem Posten, bis er endlich gezwungen wurde, mit Hinterlassung aller seiner Habseligkeiten das nackte Leben zu retten. Er lebte hierauf einige Zeit im Stifte Tepl. Nach der Pacification Ungarns kehrte er an seinen Bestimmungsort zurück, fand aber seine geliebte Sternwarte am sogenannten Blazberge nicht mehr. Bald jedoch wurde eine seinen Kenntnissen entsprechende Beschäftigung für ihn gefunden und er im Jahre 1851 zum provisorischen Direktor der Industrieschule und 1857, nachdem er 1853 durch den Titel eines Doctors der Philosophie an der Pester Universität ausgezeichnet worden war, zum Director des k. k. Josephs-Polytechnikums in Osen ernannt. Die umsichtige und erfolgreiche Wirksamkeit an diesem Institute, das unter seiner Leitung organisiert in kurzer Zeit den ältern Anstalten dieser Art ebenbürtig geworden war, wurde allerhöchsten Orts durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josephs-Ordens gewürdigt. 1861 trat er nach 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand und kehrte im Frühjahr 1862 in sein geliebtes Stift zurück. In den letzten zwei Jahren seines Lebens leitete er als Inspektor die ökonomische Verwaltung der Stifts-Tepler Domäne Krutanitz, wo der würdige Priester und Mann der Wissenschaft am 7. August l. J. in einem Alter von 70 Jahren sein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes, geräuschloses, aber thatenreiches Lebens gottergeben beschloß. Friede seiner Asche!



# Geschäftliche Mittheilungen.

## Kurzer Bericht

### über die Thätigkeit der Sektionen.

#### Erste Sektion.

Obmann: Prof. Dr. C. Höfler.

Obmannstellvertreter: bis Mai Professor B. Scheinpflug und seitdem Franz Theumer, Rathsefkr. d. k. k. Handels-Ver.

In der 1. Sektion (für allgemeine Landesgeschichte) fanden vom April bis Juni d. J. drei Sitzungen (zwei ordentliche und eine außerordentliche) statt, und in diesen wurden über nachstehende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Bericht über mehrere böhmische und sächsische Archive“ von Dr. Herm. Hallwich. 2. „Sitten und Gewohnheiten unserer Dorfbewohner vor einem Jahrhundert“ von A. Jäger. Letztere Abhandlung wurde von der Sektion dem Redakteur der „Mittheilungen“ zur Veröffentlichung empfohlen und ist im 1. Hefte des 4. Jahrganges mit einigen Kürzungen abgedruckt worden.

In der außerordentlichen Sitzung, welche im April stattfand, stellte Dr. Ludwig Schlesinger einen Antrag wegen Durchforschung der böhmischen Archive, worauf die Sektion beschloß, beim Ausschusse die Einberufung einer Plenarversammlung aller Sektionen zur weiteren Berathung und Beschlußfassung über diesen Gegenstand zu beantragen.

In der Juni-Sitzung wurden die Wahlen für das neue Vereinsjahr vorgenommen und zum Obmann Prof. Dr. C. Höfler, zum Obmannstellvertreter Rathsefkr. Franz Theumer, zum Schriftführer Dr. Karl Pickert gewählt. Für die Zeit der Ferienmonate wurden die Sitzungen vertagt.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. Karl Pickert,  
d. 3. Schriftführer d. 1. Sektion.

#### Dritte Sektion.

Obmann: Prof. Dr. W. Volkmann.

Obmannstellvertreter: Dr. J. B. Grohmann.

Seit April d. J. wurden 4 ordentliche Sitzungen gehalten. Der von Dr. Schebel in der Sitzung am 23. März eingebrachte Antrag, eine Geschichte der Musik in Böhmen und

ein Lexikon böhmischer Tonkünstler herauszugeben, wurde in der Sitzung am 20. April dahin erledigt, daß der Ausschuß des Vereins die Abfassung von einschlägigen Monographien entweder für die Mittheilungen oder zur selbstständigen Drucklegung veranlassen möge.

In der Sitzung am 18. Mai wurde die von J. A. Hübner eingesandte „Hundsmasse“ vorgelesen und die Arbeit des Heinrich Gradl „Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel“ einem Referenten übergeben. Die von Prof. Petters eingebrachte Kritik über Kants „Forschungen über die Sprachalterthümer des Böhmerwaldes“, welche Arbeit zuerst in der wissenschaftlichen Beilage zur Wiener Zeitung erschien und dann zum Theile in den Mittheilungen nachgedruckt wurde, wurde dem Redakteur zur Aufnahme in die „Mittheilungen“ empfohlen.

In der Sitzung am 22. Juni hielt Prof. Grueber einen Vortrag über den Stand der gegenwärtigen deutschen Alterthumsforschung, welcher Aufsatz dem Ausschusse zur Veröffentlichung empfohlen wurde.

In der Sitzung am 13. Juli wurde eine Arbeit des Dr. Rutschka „der Dialekt in den Bezirken Neuhaus und Neubistritz“ einem Referenten und ein Manuscript, das eine Biographie des verstorbenen Rathes Grünler enthielt, nebst einigen ergänzenden Mittheilungen des Prof. Grueber dem Redakteur zur Aufnahme in die „Mittheilungen“ übergeben.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. A. Thurnwald,  
d. 3. Schriftführer d. 3. Sektion.

#### Plenarversammlung aller Sektionen.

Am 3. und 24. Mai d. J. wurden Plenarversammlungen aller Sektionen abgehalten und in denselben über den Antrag des Dr. L. Schlesinger wegen Durchforschung der böhmischen Archive berathen. In der ersten Sitzung wurde nach eingehenden Erörterungen der Antrag des Dr. L. Schlesinger angenommen, welcher lautete, es solle ein Comité gewählt werden, welches eine vollständige Instruktion für die Durchfor-



schung der böhmischen Archive auszuarbeiten hat. In das Comité wurde von der Plenarversammlung nur der Antragsteller gewählt und ihm die Wahl von zwei andern Comitémitgliedern überlassen. Derselbe wählte die Doktoren A. Vanhans und K. Pichert, und die von diesem Comité in der 2. Plenarversammlung vorgelegte Instruktion wurde unverändert angenommen und dem Ausschusse übergeben, damit dieser die weiteren Schritte zur Durchführung dieser Angelegenheit veranlasse.

In der 2. Plenarversammlung wurde außerdem von Prof. Dr. E. Höfler der Gedanke angeregt, eine populäre Geschichte von Böhmen herauszugeben, welcher Gedanke vielfache Zustimmung fand, ohne daß jedoch in jener Sitzung ein bestimmter Beschluß darüber gefaßt wurde.

Am 15. Oktober 1865.

Dr. Karl Pichert.  
d. Z. Schriftführer des Vereines.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnisse.

Geschlossen am 19. Oktober 1865.

#### Ordentliche Mitglieder:

- |  |  |
|--|--|
| Herr <b>Böhm</b> Benzel, Grundbuchsführer in Böh.-Kamnitz.   | Herr <b>Kittel</b> Ignaz, Gastgeber in Böh.-Kamnitz.                   |
| „ <b>Büchse</b> Eduard, Ökonom in Böh.-Kamnitz.  | „ <b>Knappe</b> Franz jun., Handelsmann in Böh.-Kamnitz.               |
| „ <b>Büchse</b> Josef, Kaufmann in Böh.-Kamnitz.   | „ <b>Kögler</b> Joh., Webwaarenzeuger in Böh.-Kamnitz.                 |
| „ <b>Büchse</b> Robert, Glashändler in Böh.-Kamnitz.   | „ <b>Laube</b> Benzel, k. k. Bezirksamts-Kanzellist in Böh.-Kamnitz.   |
| „ <b>Dittrich</b> Gustav, Baumeister in Böh.-Kamnitz.  | „ <b>Mentschel</b> Anton, Zuckerbäcker in Böh.-Kamnitz.                |
| „ <b>Fischer</b> Josef, k. k. Bezirksamts-Aktuar in Böh.-Kamnitz.  | „ <b>Magelholz</b> Karl, Kondukteur der Kaiser Eisenbahn in Wien.      |
| „ <b>Fleck</b> Josef, Gürtlermeister in Böh.-Kamnitz.  | „ <b>Pichler</b> W. Wilh., J. U. C. in Prag.                           |
| „ <b>Fuchs</b> Josef, k. k. Bezirksamts-Kanzellist in Böh.-Kamnitz.  | „ <b>Preuß</b> Eduard, Apotheker in Böh.-Kamnitz.                      |
| „ <b>Gahler</b> K. F., Lehrer der Stenographie in Reichenberg.   | „ <b>Reinhold</b> Julius, Buchhändler in Böh.-Kamnitz.                 |
| „ <b>Gundling</b> Julius, Schriftsteller in Prag.  | „ <b>Renger</b> Julius, Fabrikant in Böh.-Kamnitz.                     |
| „ <b>Habermann</b> Otto, Benediktiner-Ordenspriester, Th. Dr., Professor in Klagenfurt.                    | „ <b>Rubin</b> E., Lederhändler in Böh.-Kamnitz.                       |
| „ <b>Henneberg-Spiegel</b> , Gottlieb Freiherr von, k. k. Kämmerer, Major etc. in Hartenberg bei Falkenau. | „ <b>Schindler</b> Karl, Zuckerbäcker in Böh.-Kamnitz.                 |
| „ <b>Horn</b> Eduard, Apotheker in Böh.-Kamnitz.   | „ <b>Schmid</b> Josef, Kleriker des ritterl. Kreuzherrnordens in Prag. |
| „ <b>Junker-Oberconrent</b> , Freiherr, königl. Regierungs-Direktor in Gumbinnen in Ostpreußen.            | „ <b>Würzner</b> Josef, k. k. Steuer-Einnnehmer in Böh.-Kamnitz.       |

Das Verzeichniß der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. August bereichert haben, kann diesmal wegen Mangel an Raum nicht veröffentlicht werden und wird im nächsten Hefte nachgetragen.



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

---

Vierter Jahrgang.

Viertes Heft.

---

### Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

#### II.

Sum cuique!

Das unsichere Zwielicht, welches die gesammte Genesis der Gutenberg'schen Erfindung für unser Aug' umbämmert, ist auch von chronologischer Seite nicht hinreichend aufgehellt. Den Ursprung der Typographie verlegt man gewöhnlich in das Jahr 1440, und diese Zeitbestimmung dürfte, wofern man den Druck mit beweglichen Holzlettern im Auge hat, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Meint man jedoch die Druckkunst in ihrer bis zum Guße metallener Lettern oder zur Schriftgießerei vorgerückten Entwicklungsphase, also die Buchdruckerkunst im eminenten Sinne: dann möchte man nicht so arg irren, wenn man sie etwa vom Jahre 1450 datirte. Denn die erste größere Frucht der Erfindung des Letterngußes, die sogenannte 42-zeilige oder Mazarin'sche Bibel, entstand unter den Händen Gutenberg's und seines Genossen Johann Fust innerhalb 1451—1455. Gleichwie die Altmutter Eva die Ahnenreihe der Menschheit eröffnet, so steht, vom mythischen Nimbus der typographischen Urzeit umflossen, die Gutenberg-Fust'sche Bibel an der Spitze der gesammten nachgeborenen Bücherwelt. Die Persönlichkeit ihrer Urheber, das ehrwürdige Grau ihres Alters und das Monumentale ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung erheben diese Bibel für jeden Gebildeten zu einem Schätze, dessen Werth durch nichts aufzuwiegen ist.<sup>10)</sup> Aber auch alle jene Drucke, die, wenngleich

---

10) Sie heißt die Mazarin'sche, weil man sie zu Paris in der Bibliothek des Cardinals Mazarin zuerst entdeckt hat. Man kennt von ihr nur 6 Pergament- und 9 Papierexemplare, die sich auf Paris, Berlin, Rom, Leipzig, London, Dresden, Wien u. s. w. vertheilen, Doch gerade dort, wo diese Bibel dem Pressapparat entstiegen, d. i. zu Mainz, gerade dort ist von ihr nichts weiter vorhanden als ein — einziges Blatt in der Stadt (ehedem Universitäts-) Bibliothek. Trauer und Scham muß heute den Mainzer darob anwandeln, daß seine Vaterstadt auch die letzten 2 Exemplare, die sie im vorigen Jahrhundert noch aufzuweisen hatte, gegen Fremdlingsgelüste so schlecht zu wahren verstand. Eines der beiden Exemplare, dem Benediktinerstifte gehörig, ließ sich der Abt i. J. 1767 abschwindeln — und zwar durch einen französischen Benediktiner, den in Deutschland berühmten Bücher-Exporteur Dominique Mangerard, der es namentlich auf die Mainzer



nicht aus Gutenberg's Presse, so doch aus Gutenberg's Jahrhundert herrühren, erfreuen sich seitens der Bibliophilen einer pietätvollen Hochschätzung und führen als Reliquien einer noch in ihren Anfängen begriffenen Kunst zum Unterschied der späteren, mit dem J. 1501 beginnenden Druckwerken den Namen: Inkunabeln oder Paläotypen, d. i. Wiegen- oder Erstdrucke. Demgemäß heißt die Typographie während der ältesten, bis 1500 reichenden Periode ihres Bestandes: Paläotypie.

Die stolze Freude, sich im Glanze des Namens „Gutenberg“ zu sonnen, mußte Deutschland zu wiederholtenmalen und von mehr als einer Seite her getrübt sehen. China, Holland, Italien und England nahmen den Ruhm der Erfindung des Buchdruckes ein jedes für sich in Anspruch und verwahrten sich feierlichst gegen Deutschlands „Anmaßung.“ Den vielstimmigen Chorus der Proteste verstärkte auch Böhmen, nur mit dem Unterschiede, daß — während die anderen Völker Gutenberg's Palme für ihre eigenen Prätendenten reklamirten — von Böhmen aus Gutenberg selbst mit Beschlag belegt wurde. Eine Beleuchtung aller dieser widerstreitenden Ansprüche kann man nur einer umfassenden Geschichte der Typographie zumuthen; wir dagegen wollen unser Augenmerk ausschließlich auf Böhmen richten und bei dem hier wiederholt hervorgetretenen Gelüft gewisser Herzen nach — Gutenberg ein wenig verweilen.

Der böhmische Latinist Bohuslaw Hassenstein aus dem fürstlichen Geschlechte der Lobkowitz (geb. 1462, gest. 1510) ruft in einem seiner lateinischen Gedichte (*De propriis Germanorum inventis*), nachdem er das Lob des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst gesungen, der Welt mit pathetischen Worten zu, sie möge des Dankes, welchen sie den Deutschen für die beiden Erfindungen schulde, stets eingedenk bleiben. Diese Mahnung scheint der Herausgeber seines poetischen Nachlasses, Thomas Mitis, Lehrer an der Prager Hochschule, (blühte um 1570), nicht sonderlich beherzigt zu haben; denn er bemerkt mit unverkennbarer Beziehung auf Hassenstein's erwähntes Gedicht: „Ich habe aus dem Munde unseres Landsmannes, des Dichters und Chronisten Martinus Ruthenus (gebürtig aus der Bergstadt Kuttenberg, woher Böhmen in dem seit der Erfindung der Typographie laufenden Säkulum die ersten Drucke, den Aesop und die Bibel, erhielt) gar oft vernommen, daß die Erfinder des Buchdruckes oder doch wenigstens deren Gehilfen Böhmen gewesen seien, da die Böhmen, durch geweckten und erfindungsreichen Geist hervorragend, ehedem sehr zahlreich nach Mainz zu kommen pflegten, theils um der Studien willen, theils zur Erlangung geistlicher Weihen.“<sup>11)</sup>

Erstdrucke abgesehen hatte. Mangerard verkaufte i. J. 1788 die Mainzer Bibel an den reichen königl. Domänen-Verwalter Geneffe in Metz, dessen ausgezeichnete Büchersammlung später der königl. Bibliothek in Paris einverleibt wurde. Auch um das 2. Exemplar kam Mainz durch einen Franzosen, Merlin von Thionville, der i. J. 1793 nach Mainz als französischer Regierungscommissaire entsendet, die Gelegenheit benutzte, die Gutenberg-Bibel aus der Mainzer Universitätsbibliothek zu entlehnen und nach Frankreich fortzuschleppen. Er hatte die Stirn, sie als sein Eigenthum an den Londoner Buchhändler Nicol zu verkaufen, der sie i. J. 1825 öffentlich versteigern ließ, wobei sie dem Londoner Brauer Perkin um das Meistgebot von 504 Pfund Sterling zugeschlagen wurde.

11) Sieh: *Illustris ac generosi D. D. Bohuslai Hassensteinii a Lobkowitz Farrago*



Ruthenus († 1564), bekannt durch seine lateinischen Verse ohne Poesie und seine czechische Landeschronik ohne geschichtlichen Werth, dieser unkritische und unverlässliche Ruthenus ist es also, auf dessen Autorität hin der Prager Professor die Fabel von der böhmischen Abkunft Gutenberg's in Umlauf gesetzt hat: eine Fabel, die nur dadurch entstehen konnte, daß Ruthenus einmal durch die irrige Meinung, Böhmens älteste Drucke stammten aus Kuttenberg, und dann durch den Namen des Erfinders der Typographie zu der Annahme verleitet worden, die Druckkunst sei überhaupt von Kuttenberg ausgegangen. Auf dieses Combinationspiel seiner Phantasie mochte Ruthen um so bereitwilliger eingegangen sein, als es nicht bloß seinem Localpatriotismus, sondern auch seinem Nationalgefühl schmeichelte; denn daß er bei dem Ausdrucke „Bohemi“ an Böhmen slawischer Zunge dachte, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Ob schon Ruthen's Einfall aller Begründung und Beglaubigung entbehrte, fand er doch in Böhmen vielen Anklang und weckte hier unter den slawischen Gelehrten zahlreiche (übrigens auch von einzelnen deutschen Schriftstellern unterstützte) Versuche, den Gutenberg zu — nostrificiren. So sprachen sich z. B. des Mitis Zeit- und Berufsgenosse Petrus Codicillus (1576), dann der Jesuit Crugerius in seinem unter dem Titel „Pulveres Sacri“ 1669 zu Leitomischl erschienenen historischen Kalender ganz im Sinne des Ruthen aus.<sup>12)</sup>

Im Laufe der Zeit gewann Ruthen's Hypothese an Popularität und Ansehen, damit aber auch an Sicherheit: sie streifte allmählig ihre nebelhafte Hülle ab und wagte statt unbestimmter Andeutungen concretere Angaben. Man ersieht dies aus den „Staré Paměti Kuttno-Horšké,“ d. i. Alte Denkwürdigkeiten Kuttenbergs (gedruckt zu Prag 1675), deren Verfasser Joh. Korjnek sich in der Widmung etwa so vernehmen läßt: „Wie einst zwischen sieben Städten Griechenlands ein Streit um Homer sich erhob, so brach in unseren Tagen zwischen drei Nationen eine hitzige Controverse darüber aus, wer und woher derjenige gewesen, der 1440 den Druck der Bücher erfunden. Die Holländer behaupten, die mit Golde unbezahlbare Kunst habe ihr Landsmann, der Haarlemer Bürger Laurentius Coster erdacht. Ihnen widersprechen auf das entschiedenste die Deutschen im Reich und beharren fest bei dem Sage, ein gewisser Joh. Faust aus Straßburg habe jene kostbare Kunst in Mainz glücklich zu Wege gebracht. Die Czechen hinwiederum sagen, Johann Faust sei aus Kuttenberg gebürtig und sei durch irgend einen Zufall (vielleicht im J. 1421, als so viele Bergknappen aus Kuttenberg um des katholischen Glaubens willen vor den Hussiten in's Reich flohen) nach Straßburg gekommen; hier habe er die gediegenste aller Künste erdacht, hierauf dieselbe in Mainz an's Licht gefördert und sich statt Joh. Faust von nun an Joh. Kuttenberger geschrieben und genannt, um seiner Heimat Ehre und Ruhm zu gewinnen.“

poëmatum in ordinem digestorum per Thomam Mittem Nymburgenum, Pragae 1570.  
12° pag. 319.

12) Sieh: Sacrorum Pulverum inelyti regni Bohemiae, Moraviae et Silesiae Pars I, pag. 36. unter dem Datum des 7. Januars.



Wie schön hatte sich nicht Kuten's Saat zu Korjnek's Zeit bereits entfaltet! Wie viel Positives wußte man jetzt nicht in Böhmen über Gutenberg's Geburt und Schicksale! Zwar Korjnek selbst getraut sich nicht — wie er im Verlaufe seiner Widmung sagt — zu entscheiden, ob die Czechen hinsichtlich Gutenberg's Recht hätten: andere Schriftsteller Böhmens zeigen sich dagegen in diesem Punkte frei von jeder Anwendung eines Zweifels. So der Wiederherausgeber der Hágel'schen Chronik Bečkovský (1697), der Verfasser eines lateinisch-czechischen Lexikons Hübnér (1700), und der Deutschböhme P. Mauritius Vogt, der in seinem geographischen Werk: „Das Jetzt-Lebende Königreich Böhmen“ (Frankf. und Leipzig 1712) den Artikel Kutenberg auf S. 105 mit folgenden Worten schließt: „Anno 1440 hat Joannes Kutenbergicus von da gebürtig zu Mahntz die Buchdruckerer erfunden.“ Auch der hochwürdige H. P. Pretlhy glaubte im J. 1740 bei Gelegenheit des 300-jährigen Gutenberg-Jubiläums in seiner zu Prag gehaltenen czechischen Festpredigt betonen zu müssen, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst als Kutenberger Stadtkind dem Lande Böhmen angehöre.<sup>13)</sup> Da aber die Deutschen diesen Wink so wenig beachteten, daß sie 100 Jahre später abermals eine Säcularfeier Gutenberg's in Scene setzten, so entschloß sich der czechische Gelehrte Wrátko, ihnen gründlich zu zeigen, welchem hartnäckigen Wahn sie huldigen, wenn sie Gutenberg noch immer als einen der Ihrigen ansehen und verherrlichen. Gutenberg — so setzte Wrátko in der Zeitschrift Wlastimil<sup>14)</sup> voll Schwung und Selbstvertrauen auseinander — hieß ursprünglich Johann Stiaštný, was so viel als glücklich oder faustus bedeutet. Dieser Stiaštný war aus Kutenberg gebürtig, widmete sich an der Prager Hochschule dem Studium der Wissenschaften und kam durch seine Gelehrsamkeit, besonders durch seine tiefen Einblicke in die Geheimnisse der Natur beim Volk unter dem Namen Dr. Faust in den Ruf eines Zauberers. Das von ihm damals bewohnte Haus auf dem heutigen Karlsplatz in der Neustadt Prag, an dem sonst der gemeine Mann nie vorüberging, ohne ein Kreuz zu schlagen, heißt auch noch jetzt das Faust'sche Haus. Als er nach dem Ausbruch der Hussitenkriege plötzlich aus Prag verschwand, erzählte sich das Volk, die Teufel hätten ihn zerrissen: er aber war gen Straßburg gezogen, um dort, fern von dem tobenden Kriegesgetümmel seines Vaterlandes, dem gährenden Gedankenleben seines Innern ungestört nachzuhängen. Während er, von dem Straßburger Bürger Andreas Drižehn unterstützt, durch Spiegelmachen seinen irdischen Nöthen zu steuern suchte, wurde die unbelauschte Einsamkeit seines Gemaches die Zeugin des größten Glückes, das je bei einem Sterblichen eingekehrt: sie sah die Geburt jener gesegneten Kunst, die — vom Himmel entstammt — aus himmlischen Höhen die

13) Sieh: Lingua Trium Saeculorum . . . . Typographia To gest: Weyřecnj Drogjho Wětu Gazyl . . . . Knjho = Tjtlárna, Při wěřegně Saecularnj Tri = Sta Kětj Slavnosji. . . Jana Kutenbergia, Nodice a Wlastence Kuttnohorského 2c. 2c. Od Welebného a Wysoce Učeného P. P. Benedytha Pretlhyta. W Praze 1740. fol. —

Die Festfeier ging übrigens in der Salvatorkirche des Clementinums vor sich.

14) Sieh: Wlastimil. Přítel osvětly a zábawy. W Praze 1840. pag. 175 — 200.



Sonne der Aufklärung herabholen sollte für alle Erdenöhne. Vom Geheimniß der Mitternächte gehütet, reifte einstweilen die große Erfindung im Stillen, bis *Stia st n h*, welcher jetzt, der Heimat eingedenk, sich *Joannes Kuttengerus* nannte, sie in *Mainz*, seinem neugewählten Wohnsitze, den Blicken der stauenden Welt preisgab. —

Dies sind die zum Theil novellistisch eingekleideten Grundgedanken des *Wla st im il*-Aufsatzes, der unwiderleglich beweist, daß die Phantasie des dichterisch angeregten Herrn Verfassers nicht nur patriotisch, sondern auch kühn sein konnte. Den leibhaftigen Mainzer Goldschmied *F u st* (um 1450) mit dem sagenhaften *Dr. F a u st* der Reformationszeit, diesen wiederum mit dem Erfinder der Typographie, diesen endlich mit einem etymologischen Hirngespinnste, dem rein erdichteten *Stia st n h* aus *Kutt en b e r g* zu identificiren: dazu gehört der Heroismus einer Methode, die sich keinen Augenblick bedenkt, allen Gesetzen der historischen Kritik den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Desohungeachtet fand *H. Zaroslaw Wrátko* an *Em. Th. Hohler* in der Wiener, und an *J. Pesice* in der Prager (officiellen) Zeitung zwei getreue Vertheidiger seiner — Visionen.

Mit etwas mehr nüchternem Sinn geht an das Gutenberg-Thema eine 1847 zu Brüssel erschienene Brochüre „*Jean Gutenberg*“ aus der Feder des um die czechische Literatur vielfach verdienten *P. Karl Winarický*.<sup>15)</sup> Fern von der gewaltsamen Willkür eines *Ruthen-Wrátko*, dem *Gutenberg* slawisches Blut in die Adern hinein zu phantasiren, gesteht die Brochüre vielmehr *Gutenberg's* Vorfahren, den *Gensfleisch*, nicht allein die deutsche Nationalität, sondern sogar auch das Mainzer Indigenat zu, sucht jedoch die Stadt *Kutt en b e r g*, um ihr einen Rechtstitel auf den Erfinder der Typographie zu sichern, in die Schicksale der *Gensfleisch* nicht minder phantasiereich zu verflechten. Zwei dieser *Gensfleisch*, nämlich *Gutenberg's* Urahn und Vater, beide mit dem Taufnamen *Frielo* (d. i. *Friedrich*), sind als hervorragende Genossen der Mainzer Partrizier-Partei von den aufständischen Zünften und Plebejern aus *Mainz* verjagt worden, jener im J. 1332, dieser im J. 1411. Beide sollen nun der Brochüre zufolge dasselbe Auswanderungsziel erkoren haben, und dieses soll — nicht etwa eine näher gelegene Familienbesitzung, sondern — das ferne *Kutt en b e r g* in Böhmen gewesen sein. Woher diese höchst auffallende Sympathie der zwei heimatflüchtigen *Gensfleisch* für die böhmische Bergstadt? Darauf antwortet die Brochüre mit einer gewagten Conjectur. Sie beruft sich zunächst auf die engen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Böhmen, und gedenkt hierbei namentlich der deutschen Einwanderungen, die von *Ottakar II.* und den *Luzenburgern* so begünstigt wurden; des

15) Vollständiger lautet der Titel also: *Jean Guttenberg, né en 1412 á Kutt en b e r g en Bohême, Bachelier ès arts à l'Université de Prague, promu le 18 novembre 1445, inventeur de l'imprimerie á Mayence en 1450. — Essai historique et critique par le Révérend Charles Winarický &c. &c. Traduit . . . . . par le Chevalier Jean de Carro &c. &c. — Bruxelles 1847. N. 8°.*

Der Titel präzisirt die Hauptergebnisse der vom Verfasser angestellten, und in der Brochüre ausführlich dargelegten *Gutenberg-Studien*.



kirchlichen Zusammenhangs zwischen Böhmen und dem Erzbisthum Mainz, der vor 1344 bestand und während der Hussitenzeit wieder auflebte; ferner der Prager Universität, an der so viel Deutsche ihre Bildung suchten und so viel Mainzer Söhne akademische Grade erwarben; endlich des regen Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Böhmen, der durch die Ausbeute der böhmischen Silbergruben ein mächtiges Förderniß erhielt. Dies vorausgeschickt, fährt die Brochüre S. 23 wörtlich fort: „Unsere böhmischen Bergstädte wimmelten von deutschen Proletariern und abgedankten Soldknechten, welche in den Eingeweiden der Erde Brod und Bier suchten. (Unter Karl IV. zählte Kuttenberg 60 Brauereien, die noch immer nicht zureichten, um den Durst der Bergleute zu löschen, daher jede Woche 150 Faß Bier aus Böhmischem Brod kommen mußten.) Böhmen war im 14. Jahrhundert das Peru des alten Continents und vor allem ein großes Hospital für unsere wanderlustigen Nachbarn. Hier (in Böhmen) hat muthmaßlich auch Frielo Gensfleisch, im J. 1332 von Kaiser Ludwig in die Acht erklärt und von den Mainzer Plebejern vertrieben, ein Asyl gefunden. Ein Parteigänger des Papstes (gegen Ludwig), konnte er nirgends auf eine größere Sicherheit rechnen, als in jenem Lande, dessen König und Erbprinz (Johann und Karl) die treuesten Freunde des Papstes waren. Sein zweiter Sohn Klas (d. i. Niklas, Nikolaus) schrieb sich, nach Mainz wieder zurückgekehrt, „Klas von Gudenberg“, ohne Zweifel nach der königl. Bergstadt Kuttenberg, die seine Wiege, und seinem exilirten Vater ein Asyl gewesen. . . . . . Kaum 80 Jahre waren seit der Verbannung Frielo's verflossen, als ein anderer Frielo Gensfleisch, Ururenkel des ersteren, wenn nicht vor, so doch bald nach dem Aufstande der Mainzer Zünfte im J. 1411 nach Kuttenberg floh, wo ihm seine Frau Else (oder Elisabeth) Gudenberg — eine Tochter des obigen Klas — seinen zweiten Sohn schenkte, den berühmten Typographen.“

So zahlreich und so unläugbar die oben angedeuteten Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Böhmen waren, so läßt sich doch daraus ein Verhältniß der Gensfleisch zu Böhmen oder gar zu Kuttenberg unmöglich folgern. Freilich findet es die Brochüre nur wahrscheinlich, daß Frielo I. nach Böhmen floh: allein unmittelbar darauf hält sie es schon für gewiß, daß er nach Kuttenberg kam. Eben so gewiß ist für sie der Kuttenberger Aufenthalt Frielo's II. Natürlich! Da die Söhne der beiden Gensfleisch urkundlich den Beinamen „von Gudenberg“ führen, so braucht man nur die beiden Väter nach ihrer Vertreibung aus Mainz nach Kuttenberg kommen zu lassen, um vermöge eines Hysteron proteron jenen seltsamen Beinamen auf die böhmische Bergstadt zurückzuführen.

Doch lassen wir der Brochüre ihren Willen und geben wir ihr wieder das Wort. Der zweite Sohn Frielo's II., den schon im Mutterleibe das Emigrantenloos getroffen, kam zu Kuttenberg bald nach der Ankunft seiner Eltern zur Welt (1412) und entlehnte später nach damaliger Sitte seinem Geburtsorte seinen Beinamen. Über seiner Jugend und Erziehung ruht ein dichter Schleier, den auch unsere Brochüre nicht zu lichten vermag. Erst im Jahr 1434 taucht er in



Strasburg auf, wo er, von Lehrlingen umgeben, zum Zwecke seines Lebensunterhalts Steine schleift und Spiegel polirt: zwei technische Fertigkeiten, die er aus Böhmen mitgebracht, wo die Steinschleiferei und die Glasfabrikation als längst eingebürgerte und wohlgepflegte Industriezweige in schönster Blüthe standen. Daneben übt Johann Gutenberg seinen Scharfsinn an räthselhaften Versuchen, bei denen ein vor Unberufenen geheim gehaltenes Preßgeräth die Hauptrolle spielt: es sind dies die Anfänge der Typographie, deren ideeller Keim ebenfalls aus Böhmen stammt: denn Gutenberg verdankt ihn der in seiner Vaterstadt oft beobachteten Prägung der Münzlegenden, neben denen ihm auch Glockeninschriften fruchtbare Fingerzeige gegeben haben mögen.

Unsere Brochüre läßt den Erfinder der Typographie in Strasburg bis 1443 verweilen und dann von 1444—1448 in Prag an der Hochschule studiren. Die Matrikeln der artistischen (d. i. philosophischen) Facultät erwähnen nämlich eines am 18. Nov. 1445 zum Baccalaureus graduirten Joannes de Montibus Cutnis: wer könnte dieser Baccalaureus anders gewesen sein, als unser — Johannes Gutenberg? Derselbe muß — behauptet die Brochüre ferner — im Faust'schen Hause gewohnt haben; denn die Volksüberlieferung erzählt von einem Studenten Mladota, der damals als Inwohner des genannten Hauses allerlei seltsamen und geheimnißvollen Spuck getrieben habe. Wer birgt sich nun unter der Maske des Mladota? Niemand anderer als — Johannes Gutenberg, der in Strasburg auf einer Urkunde seinen Namen also schrieb: „Ich Johann Gensfleisch der Junge, genannt Gutenberg.“ Daß aber „Mladota“ (von mlady = jung) eben nichts anderes bezeichnen könne, als einen Jungen, welchem Sprachkundigen sollte das nicht auf den ersten Blick einleuchten? Folglich (!) sind Mladota und Johann Gensfleisch der Junge, genannt Gutenberg, eine und dieselbe Person. — Unser Mladota-Gutenberg muß endlich zu Prag mit dem Mainzer Goldschmied Faust (sic) in engster Gemeinschaft gelebt haben: warum hieße sonst das von ihm bewohnt gewesene Haus bis auf den heutigen Tag das Faust'sche? — Mladota und der wohl schon von Strasburg her mit ihm verbundene Faust oblagen nun zu Prag in dem geheimnißvollen Hause der Alchimie und wahrscheinlich auch typographischen Arbeiten, bis sie durch die am 3. Sept. 1448 erfolgte Einnahme Prag's durch Georg von Podiebrad sich zur eiligen Flucht gezwungen sahen. In Mainz, der Heimat seiner Vorfahren, errichtete Gutenberg, der Ex-Mladota, im Verein mit Faust, der ihm 800 fl. vorgeschossen, eine Druckerei, unter deren Primatien die 42-zeilige Bibel hervorragt. —

So ungefähr Winarickh. Seine Brochüre gibt sich zwar die Miene strenger Unparteilichkeit, nimmt es jedoch mit ihrer Devise „Summa cuique!“ nicht übertrieben ernst. Wenn sie einerseits in den Gensfleisch bereitwillig eine Mainzer Patrizierfamilie anerkennt und auf Gutenberg's czechische Nationalität verzichtet, so weiß sie dafür Böhmen auf der andern Seite durch einen Löwenantheil an der Großthat des Gutenberg'schen Genius zu entschädigen. Gutenberg reist wohl zu Mainz im Mutterchooße dem Leben entgegen, aber in Ruttenberg erblickt er das Licht der Welt; in Ruttenberg wird er der



ersten Erziehung theilhaft; in Kuttenberg erhält er den ersten Anstoß zu seiner Erfindung; in Kuttenberg holt er von Straßburg aus wohlfeiles Blei zu seinen Lettern; an der Prager Hochschule endlich erwirbt er das zur fruchtbaren Ausnützung der Typographie so förderliche, höhere Wissen. Was fehlt noch Böhmen zu all' den schönen Verdiensten? Nichts als deren — Erweislichkeit. Winarický bringt — will man lustige Hypothesen, vage Kombinationen und sprachliche Verzierungen nicht für Beweise gelten lassen — auch nicht ein einziges authentisches Zeugniß dafür bei, daß die Mainzer Gensfleisch je nach Böhmen emigriert und hier zu dem Namen Gutenberg gekommen wären. Die Gutenberg zählten vielmehr, gleich den Gensfleisch, zu den ältesten Mainzer Patriziergeschlechtern, wie man urkundlich nachweisen kann. Johann's, des Typographen, Vater war ein Gensfleisch, seine Mutter eine Gudenberg, und er selbst in Mainz geboren. Diese für den Gutenberg-Streit entscheidende Thatsache sicherzustellen, bedarf es nur Eines Gewährsmannes: des Peter Schöffer. Dieser wackere, durch kalligraphische Gewandtheit ausgezeichnete Mann, aus Gernsheim (bei Darmstadt), der früher im Ausland, namentlich in Paris als Abschreiber gelebt, ward zu Mainz von Gutenberg selbst in das Geheimniß der neuen Erfindung eingeweiht und stand ihm in dessen Mainzer Druckerei über zwei Jahre (1453 — 1455) zur Seite, wobei er zur Vervollkommnung der Schriftgießerei wesentlich beitrug. Nach der Trennung von Gutenberg errichtete er zu Mainz eine eigene Presse, die er erst gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater Johann Fust, und nach dessen Tode (1467) allein leitete. Wer wird ihm eine genaue Kenntniß der persönlichen Verhältnisse Gutenberg's und Fust's absprechen wollen? Wenn er nun ausdrücklich sagt: „Beide Johannes, den Gutenberg und Fust, diese preiswürdigen Ur-Buchdrucker, hat die Stadt Mainz geboren“: muß vor diesem Zeugniß<sup>16)</sup> nicht jeder Zweifel verstummen? Doch sieh da: bei Winarický verstummt er nicht! denn aus der Wendung: „Mainz hat den Gutenberg geboren,“ liest Winarický nur heraus: Gutenberg sei der Abkomme eines Mainzer Geschlechtes, aber nicht, er sei in Mainz geboren. Allein warum hat dieselbe Wendung nicht auch mit Bezug auf Fust einen so laxen Sinn? Weil Winarický einfach seiner Hypothese zu lieb nur bei Gutenberg verhindern muß, daß er in Mainz das Licht der Welt erblicke. Mit solchen exegetischen Velleitäten läßt sich freilich in jeden Satz alles Beliebige hinein- und alles Unbequeme aus ihm hinausdeuteln.

Peter Schöffer's Zeugniß gewinnt noch an Gewicht durch amtliche Belege. In Folge einer von Ditzehn's Erben im J. 1439 erhobenen gerichtlichen Klage gegen Gutenberg schritt der große Rath zu Straßburg erst zu einem protokolllarischen Zeugenverhör und schöpfte sodann sein Urtheil. Diese zwei

16) Im Jahr 1468, unmittelbar nach Gutenberg's Ableben, veröffentlichte Fust die von ihm eben zu Ende gedruckte *Editio princeps* der Institutionen Justinian's. Am Schlusse dieser Ausgabe sprach er sich in 12 Distichen über sein Verhältniß zu Gutenberg und Fust aus, wobei es im 4. Distichon heißt:

Quos genuit ambos urbs maguntina Johannes,  
Librorum insignes prothocaragmaticos.



Actenstücke bezeichnen nun den Beklagten einmal als: „Johann von Menze genant Gutenberg“ und das anderemal als: „Hans Genszfleisch von Menz genant Gutenberg.“ Obschon der große Rath als gerichtliche Instanz die Personalien des Angeklagten, also auch dessen Woher sichergestellt haben muß, so behauptet doch Winařický, die wiederholte Angabe „von Menze“ (d. i. von Mainz) wäre „eine bloße Idee“ des Rathschreibers, der den Gutenberg wohl nur deshalb für einen Mainzer gehalten haben soll, weil dieser einige Zeit zuvor mit dem Stadtschreiber von Mainz einen gerichtlichen Streithandel geführt hatte! Ist aber Johann Gensfleisch, der Typograph, nicht in Kuttenberg geboren, so kann er auch seinen Beinamen nicht von dort entlehnt haben. Er brauchte ihn auch nicht erst aus Böhmen zu holen: lag er ihm als Geschlechtsname seiner Mutter Else nicht in nächster Nähe? Diesen mütterlichen Familiennamen verband er nun mit dem seinigen, weil seine Mutter ohne männliche Anverwandte da stand, die ihn hätten fortpflanzen können. Mit der Stadt Kuttenberg fallen alle von Winařický daran geknüpften Folgerungen. — Eben so fehlt es der Behauptung, Gutenberg habe in Prag studirt, an jeder haltbaren Stütze. Die Identificirung des Joannes de Montibus Cutnais mit Johann Gutenberg und des Mladota mit Gutenberg, dem Jungen, macht ungefähr denselben Eindruck als wenn jemand irgend einen der in Böhmen so äußerst häufigen Černý in Berthold Schwarz, dem Erfinder des Schießpulvers, wiederfinden wollte, weil beide Namen etymologisch dieselbe Bedeutung haben.

Doch genug! Eine ausführliche Widerlegung Winařický's ist an diesem Orte weder beabsichtigt, noch auch zulässig, wenn anders diese Skizze nicht zum Umfang einer Brochüre anschwellen soll; nur einen orientirenden Ueberblick über die Geschichte des von Böhmen aus geführten Gutenberg-Streites durfte ich hier geben, und schreite nun zu dem Versuche, Böhmens Verhältniß nicht zu Gutenberg — sondern zur Typographie während der Incunabelepode darzulegen.

---

## Böhmen von der Einwanderung der Čechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen.

(Die Awaren, Samo, Krok, Libuscha, Přemysl, die sieben Herzoge, Karl der Große).

Von Dr. L. Schlesinger.

Der gewaltige Sturm der germanischen Völkerwanderung hatte das morsche Staatsgebäude der geistig und physisch herabgekommenen Römer in wenig, aber kräftigen Stößen zertrümmert, und neue Staaten mit gesunden Keimen und von frischeren Ideen durchdrungen erwachsen auf dem alten classischen Boden mit jugendlicher Triebkraft. Die wilden Hunnen, welche zu dem fieberhaften Wogen und Drängen der germanischen Stämme Anstoß gegeben hatten, erschöpften ihre Kräfte nach dem Tode ihres völkerbeherrschenden Attila und verschwanden rasch vom Schauplatze der Geschichte. Während nun im Westen Europas der ruhige Proceß staatlicher Neubildungen vor sich ging, besetzten den leergewordenen Osten



bis zu den Centralalpen und der Elbe und über diese hinaus die vielnamigen Stämme des zahlreichen Volkes der Slaven. Als einziger Überrest der Staaten des Alterthums ragte, wie ein dürrer Ast, das byzantinische Reich in die große Völkergährung herein, trogend mit seiner festen Hauptstadt jeglichem Anpralle der Barbaren. Noch waren die vielen Zweige der Slaven in friedlicher Gruppierung begriffen, als abermals die Schleusen des völkergebärenden Asien sich öffneten, und ein neuer gewaltiger Sturm gegen Europa heranbrauste.

Das wilde Reitervolk der Awaren von mongolischer Abkunft, gründete um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in den ausgedehnten Weidplätzen Pannoniens ein Reich, das bald nach allen Richtungen hin Furcht und Schrecken verbreitete. Wie vor hundert Jahren die stammverwandten Hunnen, trachteten jetzt die Awaren die friedlichen Nachbarvölker unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, was ihnen bei ihrer kriegerischen Befähigung nur zu bald gelang. Mit Unglück bestanden die angränzenden Slaven den Kampf gegen die herandrängenden rohen Horden und wie einst germanische Stämme in schimpflicher Botmäßigkeit den Hunnen ihre Kriege mitkämpfen mußten, so wurden jetzt Völker slavischer Abkunft von den Awaren in ähnlicher schmachvoller Unterdrückung erhalten. Die unterjochten Slaven, erzählt der Chronist Fredegar, wurden von ihren Drängern als „Befulei“ benützt, d. h. sie mußten, so oft die Awaren gegen irgend ein Volk ins Feld zogen, den Kampf in vorderster Reihe eröffnen. Waren sie siegreich, dann eilten die Awaren, die inzwischen, vor ihrem Lager aufgestellt, ruhig dem Kampfe zusahen, herbei und ernteten, die erkämpfte Beute an sich reißend, leicht den Preis des Sieges. Unterlagen aber die Slaven, so rückten erst die Reiterhaufen der Awaren ins Feld, um, mit den Zurückweichenden vereint, vom Neuen den Kampf zu eröffnen. Noch unerträglicher und schimpflicher gestaltete sich in Friedenszeiten das Loos der Unterjochten. Alljährlich im Winter, wenn die Kriegszeit endete, rückten die wilden Schaaren des Herrschervolkes in das Gebiet der Slaven, schlugen allda ihre Winterquartiere auf und ließen es sich im vollen Genuße des Eigenthums der Unterthanen wohlgefallen, auch deren Frauen und Töchter als die ihrigen betrachtend. Und bei all diesen Mißhandlungen mußten die Slaven ihren grausamen Unterdrückern noch Abgaben entrichten.<sup>1)</sup> Diese aber dehnten ihre räuberischen Streifereien mit jedem Jahre weiter aus und spotteten hinter ihren starken Befestigungen jedem etwaigen Angriffe der Feinde. Wo ehemals des Attila hölzerne Burg sich erhob, zwischen der Donau und Theiß, da hatten die Awaren ihren Königssitz mit dem Hauptbollwerke des Reiches aufgeschlagen.

1) Das dunkle Wort Befulei findet eine weitere Erklärung in den Worten Fredegars: „Darum wurden sie Befulei genannt, weil sie vor den Awaren einherzogen und im Treffen einen doppelten Kampf bestanden.“ Palachy erklärt in einer Abhandlung (Zahrb. d. böhm. Mus. 1830 S. 396 sq.) die ganze Erzählung Fredegars (Cap. 48 B. 623) „für ein Märchen von gelehrter Philisterei erfunden.“ Der Beweis für diese Behauptung soll durch reine, in pathetischer Weise vorgetragene Gefühlsexpectationen hergestellt werden, die mit den Worten endigen: „Die ganze Erzählung — ist nicht nur wider natürlich, sie ist auch albern; glaube daran, wer sie verdauen kann.“ Dagegen bemerken wir in aller Kürze Folgendes: Gefühlsgründe gelten bei dem Historiker Nichts. Die Unterjochung der Slaven durch die Awaren gibt Palachy selbst zu; wider natürlich waren die Grausamkeiten der Awaren, aber sie bleiben deswegen doch wahr; albern und von Fredegar erfunden ist die Erzählung schon deswegen nicht, weil uns byzantinische Geschichtsschreiber (besonders Theophilakt und Menander) ähnliche Dinge von den Awaren zu erzählen wissen. Stolz und unempfindlich sagt der Chan der Awaren von den Slaven, geradezu an das „Befulei“ erinnernd: „Er werde gegen die Byzantiner solche Krieger schicken, so daß, wenn diese auch vom Tode ereilt würden, ihm daraus keinerlei Mitleid erwachse.“ Die Stellen der Byzantiner, welche das Verhältnis der Slaven zu den Awaren beleuchten, hat Gottf. Stricker in seinem großen Sammelwerke (Memoriae populorum etc. Petersburg 1791 — 97 Tom. I. p. 647, 667, Tom. II. p. 241, 62, 78 sq.) zusammengetragen. — Daß trotz Palachy Fredegars Erzählung immer noch verdaut wird, beweisen unter andern neueren Historikern die Gebrüder Firéet (Desterr. Gesch. f. d. Volk II. S. 61. sq.)



Dasselbe bestand in einer kreisförmigen, aus Baumstämmen und Mauerwerk äußerst fest gefügten Verschanzung, so groß, daß sie viele Ortschaften umfaßte.<sup>1)</sup> Dasselbst residirte der Chagan des gefürchteten Volkes, eine zweite Geißel Gottes; hier, als in einem sicheren Schlupfwinkel, wurde die mächtige, auf den ergiebigen Plünderungszügen zusammengeschleppte Beute aufgespeichert. Neben dieser Hauptfestung hatten die Awaren noch andere kleinere, von den Franken Ringe genannte Bollwerke in ähnlicher Weise an verschiedenen Orten errichtet.

Zu den unter der avarischen Knechtschaft seufzenden Stämmen der Slaven gehörten auch die das Land Böhmen bewohnenden Cechen. Die keltischen Bojer, die dem Lande den Namen gaben, werden als die ersten Bewohner desselben genannt. Ihnen folgten die germanischen Markomannen, nach deren Verschwinden aus der Geschichte das dünnbevölkerte Land von dem oben genannten Stamme der Slaven etwa in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Besitz genommen wurde. So viel wenigstens läßt sich nach einer Notiz des Prokopius mit Sicherheit annehmen, daß im Jahre 494 bereits Slaven in Böhmen wohnten. Wahrscheinlich hatten diese nicht das ganze Land besetzt, namentlich nicht die Gränzgebirge, wo, nach manigfachen Anhaltspunkten zu schließen, Überreste germanischer Bevölkerung zurückgeblieben waren. — Nicht lange jedoch erfreuten sich die neuen Bewohner Böhmens, die sich selbst Cechen nannten, eines glücklichen, unabhängigen Besitzes ihrer frisch erworbenen Wohnplätze. Denn auch sie, wie schon bemerkt, mußten das harte Joch der unmenschlichen Awaren durch lange Zeit tragen, auch sie mußten sich dem blutigen Scepter des stolzen Bajan, des mächtigsten der Chane, wie so viele ihrer Stammesgenossen, ohne Gnade beugen. Im alten Bydschower Kreise auf der Herrschaft Kopidluo trifft der Wanderer noch jetzt auf weithin sich erstreckende Erdwälle uralten Bestandes, die auffallend an jene Bollwerke erinnern, welche die Awaren zu errichten pflegten. Ist die Deutung eine richtige, dann hätte sich mitten im Cechenlande ein Ring, eine Zwingburg der grausamen Gebieter erhoben, die von hier aus um so nachdrücklicher die Zuchtruthe über die Unterworfenen schwingen konnten.

Die allzugroße Zersplitterung der Slaven in so viele kleine Stämme, innere Uneinigkeit und Stammeshader mochten wohl jeden Versuch, die drückende Fremdherrschaft abzuschütteln, vereiteln, bis im Anfange des siebenten Jahrhunderts zwei glückliche Umstände zusammentrafen, die zur leichteren Erlangung der ersehnten Freiheit günstige Gelegenheit gewährten. Der über die West- und Südslaven mit aller Macht gebietende, Deutschland und Konstantinopel stets bedrohende, gewaltige Chagan Bajan wurde im J. 603 vom Tode ereilt. Mit ihm erlosch der Glanz seines Volkes; Zwistigkeiten unter seinen Nachfolgern zerrütteten das große Reich, das allmählig in Ohnmacht verfiel. Da erhoben sich an allen Punkten die unterworfenen Slaven zum Abfalle. Cechen, Mährer, die karantanischen Slaven in Norikum und Pannonien, befreit vom eisernen Drucke des gefürchteten Bajan, scharten sich zusammen zur Abschüttelung des so lange getragenen verhassten Joches der Barbaren. Nach Fredegars Zeugnisse stellten sich die Söhne der Awaren selbst, die diese mit den Töchtern der Slaven erzeugt hatten, an die Spitze des Aufstandes.<sup>2)</sup> Verzweiflung spornte die Unterdrückten zu ausnehmender Tapferkeit; den Awaren hatten sie die Kriegskunst in ihren Diensten abgelernt; Alles stellte sich günstig: nur Einigkeit that noth; ein gemeinsamer tüchtiger Anführer mußte alle die zahlreichen Slaven unter seinem Feldherrnstabe vereinigen, dann war das glückliche Gelingen der allgemeinen Empörung verbürgt. Noch gebrach's an einem solchen; kleinliche Stammeseifersüchtelei schien keinen Einheimischen zu diesem hochwichtigen Amte aufkommen zu lassen. Da fand sich ein Ausländer, ein Deutscher,

1) Monachi Sang. gest. Car. II. 1.

2) Fredeg. ad a. 623.



der kühn an die Spitze der gesammten Aufständischen trat, umsichtig die Befreiungskriege organisirte und mit dem glänzendsten Erfolge zu Ende führte.

Zur Zeit der größten Erbitterung der Slaven gegen die Avarn, um's Jahr 623, kam ein Kaufmann Namens Samo, ein geborener Franke, aus dem Senona-Gau in Begleitung von mehreren anderen Kaufleuten ins Land, um Handelsgeschäfte zu treiben.<sup>1)</sup> Diesem Kaufmanne gelang es, was bisher nicht erreicht werden konnte, die slavischen Völkerschaften nämlich zu vereinigen zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Avarn. In mehreren blutigen Schlachten, in denen Samo, der Feldherr, durch seine fast wunderbare Tapferkeit hervorragte, wurden die Feinde ans Haupt geschlagen und ihrer Oberherrschaft für immer ein Ende gemacht. So bedeutend aber war das Ansehen des kühnen Anführers in den Freiheitskämpfen gewachsen, so allseitig hatte sich seine geistige Überlegenheit erprobt, daß die siegreichen Schaaren der vereinigten Slaven ihn in gerechter Würdigung

- 4) Der Senona-Gau ist nach einigen Soignies im belgischen Hennegau, nach andern der senonische Gau bei Sens.

Palach's Argumente gegen die deutsche Abkunft Samos sind unhaltbar. Fredegar, der ausdrücklich ad a. 623 sagt: „Samo — natione Francus,“ verdient selbst nach Palach mehr Glauben, als der Anonymus im *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (Pertz SS. Tom. XI. p. 7) mit seiner Behauptung: „Samo nomine quidam Sclavus.“ — An die slavischen Wälfen in den Niederlanden zu denken (Pal. böhm. Gesch. I. 76 flg.) „negotiantes“ mit „Kriegsgeleit“, „ad negotium exercendum“ mit „zur kriegerischen Hilfeleistung“ zu übertragen und somit Samo als einen slavischen Fürsten darzustellen, der den Cechen mit einer Kriegeschaar zu Hilfe zog, ist eine sehr unglückliche Ausflucht, die auch nicht durch Ludens (III. 576) leicht hingeworfene Frage: „Oder waren die Semononen noch ein freies Volk und war Samo den Slaven mit einem Geleit zu Hilfe gezogen?“ an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Daß Handelsleute aus Franken zu den Slaven zogen, ist gar nichts Seltenes. Zu Karl d. G. Zeiten war dieser Handel ein bereits sehr ausgehnter, so daß von Karl gesetzliche Bestimmungen darüber erlassen wurden. (Vergl. L. Giesebrecht: Wendische Geschichte I. S. 22 flg.) Erzählt doch Fredegar selbst zum Jahre 630 abermals, daß „negotiantes“ der Franken ins Land der Cechen gekommen seien, die von denselben ausgeraubt und erschlagen wurden. Meint hier Fredegar auch hilfebringende Wälfen aus den Niederlanden? Um nicht in diesem Widerspruch zu gerathen, übergeht Palach (B. Gesch. I. 78) diesmal das „negotiantes“ ganz, gesteht aber wenigstens zu, daß es Franken gewesen seien. (Vergleiche noch die Uebersetzung Fredegars durch Dr. Otto Abel. Geschichtsschreiber der deutsch. Vorz. VII. Jahrh. S. 32). — In seiner Abhandlung (Jahrb. d. böhm. Mus. 1830 S. 389 flg.) macht Palach folgende 5 Gründe für Samo's slavische Abkunft geltend: 1. Ist der Name „Samo“ slavisch. 2. War Samo Heide, die Franken aber Christen; der Rückfall Samo's vom Christenthum ins Heidenthum würde vom Chronisten angedeutet und gerügt worden sein. 3. Verurtheile Samo nichts vom fränkischen Wesen. 4. Nennt ihn der Anonymus de conversione etc. einen Slaven. 5. Sei es kaum glaublich, daß bei dem bestehenden Nationalhaffe der Franken und Slaven letztere den fremden Handelsmanne freiwillig als König anerkannt hätten. — Gegen diese Beweisführung wenden wir ein: Ad 1: Abgesehen davon, daß etymologische Untersuchungen leicht auf das Gegentheil sich führen lassen, daß ferner Namen in alten wie in neuen Zeiten wenig beweisen, läßt sich immer noch denken, daß die Slaven dem Franken erst den fraglichen Namen gegeben haben. Ad 2 und 3: Das Christenthum war bei den Franken im VII. Jahrh. noch nicht so fest gewurzelt. Will man Andeutungen über einen etwaigen Rückfall Samo's zum Heidenthum oder sogar Rügen darüber, wozu doch Niemand den Chronisten verpflichten kann, so findet man sie vielleicht in der Erzählung Fredegars vom Zwiesgespräch Samo's mit Sycharius. Daß ferner Samo slavische Sitten annahm, ist sehr natürlich. Will man aber aus dem Umstande, daß Samo der slavischen Sitte der Polygamie huldigte, auf seine Abkunft schließen, so bedenke man, daß der Zeitgenosse Dagobert, König von Franken, auch mehrere Weiber hatte, daß weiter Fredegar ausdrücklich bemerkt, „Samo habe seine Frauen aus dem Geschlechte der Wenden „ex genere Vinidorum“ — (im Gegensatz zu seiner Abkunft) genommen.“ — Ad 4: Palach sagt selbst, des Anonymus Worte hätten keine Beweiskraft. Ad 5: Den letzten Grund, den Palach für den entscheidendsten hält, sehen wir für den schwächsten an. Deutet doch P. selbst schon auf Analogien in der Geschichte hin, die zu vermehren, ein Leichtes wäre.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß die Palach'sche Ansicht über Samo selbst von slavischen Historikern vor und nach Palach nicht getheilt wird. (Vergl. beispielsweise Lomel Deserr. Gesch. S. 79, Gesch. Böhmens 1865, S. 12; Zircel Deserr. Gesch. II. S. 62; Dubil' Währ. Allg. Gesch. I. 58.)



seiner Verdienste und Talente durch Verleihung der königlichen Würde ausgezeichneten (627). So gebot der ehemalige deutsche Kaufherr auch im Frieden über Cechen, Mährer und über die Slaven in Osterreich, Steiermark und Kärnten. Böhmen war das Hauptland des neuen Staates, die Burg Wylschehrad vielleicht die Residenz des gewaltigen Slavenkönigs, der bald seine Macht erweiterte bis an die steirischen Alpen im Süden, an die Karpathen im Osten und die Spree und Havel im Norden. Dieß war der erste Versuch in der Geschichte zur Bildung eines großslavischen Reiches, und dieser Versuch ging unter der Leitung eines Deutschen vor sich. So lange der weise Begründer des neuen Reiches lebte, nahm dieses nach allen Seiten hin eine achtunggebietende Stellung ein. Die Avaren wagten es nicht mehr, die Kämpfe gegen den gefürchteten Samo zu erneuern; sie scheinen bald nach den slavischen Freiheitskämpfen ihr Kriegsglück gegen die Bulgaren versucht zu haben. Dagegen drohte von einer andern Seite dem jungen Reiche große Gefahr, die abzuwenden der Probirstein für Samo's Macht und Feldherrngeist sein sollte.

Unter den germanischen Staaten, die im Verlaufe der Völkerwanderung gegründet worden waren, hatte bald alle anderen an innerer Kraft und äußerer Ausdehnung das Reich der Franken unter den Merovingern überflügelt. Zu seltener Blüthe war das fränkische Reich unter der Regierung des Königs Dagobert (622—638) gelangt. Longobarden, Sachsen, Alemanen und die Rheinländer waren den Franken theils zinspflichtig, theils lebten sie mit denselben in inniger Bundesgenossenschaft. Das slavische Volk der Sorben an der Saale mußte Tribut zahlen, und Dagobert machte sich Hoffnung, noch weiterhin nach Osten, bis an die Grenzen des byzantinischen Kaiserthums, die Herrschaft seines Scepters tragen zu können. Die deutschen Gränzvölker, sagt Fredegar, hätten Dagobert ganz besonders dazu aufgefordert. — Unter solchen Verhältnissen war ein feindlicher Zusammenstoß der beiden einander berührenden Reiche Samo's und Dagobert's unvermeidlich. Fredegar erzählt die Veranlassung zum Kampfe, wie folgt.<sup>1)</sup> Im Jahre 630 kamen, wie einst Samo selbst, in dessen Reich handelnde Kaufleute aus dem Frankenlande, wurden jedoch von den Slaven ausgeraubt und umgebracht. Als König Dagobert davon hörte, schickte er einen Gesandten Namens Sycharius an Samo mit der Forderung, wegen des von den Slaven an den fränkischen Handelsleuten verübten Raubes und Mordes einzuschreiten, wie es die Gerechtigkeit erheische. Da Samo den Sycharius gar nicht sehen wollte und ihn nicht vor sich ließ, so kleidete sich dieser nach slavischem Brauch, erschien so vor Samo und that diesem kund, was ihm aufgetragen worden war. Aber Samo machte, wie es die heidnische und hochmüthige Weise schlechter Menschen ist (Fredegar's Worte), Nichts von dem, was die Seinen verbrochen, wieder gut und verstand sich nur zur Einführung eines gegenseitigen gerichtlichen Verfahrens dieses und ähnlicher Fälle wegen. Sycharius ließ hierauf in der Weise übermüthiger Gesandten ungeeignete, ihm nicht aufgetragene Worte und Drohungen gegen Samo fallen: „Samo mit seinem ganzen Volke habe dem Dagobert dienstbar zu sein.“ Schon verlezt erwiederte der König: „Das Land, das wir innehaben und wir selbst sind Dagoberts, jedoch nur im Falle er Freundschaft mit uns bewahren will.“ Da antwortete Sycharius: „Es ist nicht möglich, daß Christen, die Knechte Gottes, mit Hunden in Freundschaft stehen.“ Und Samo dagegen: „Wenn ihr die Knechte Gottes seid und wir die Hunde Gottes, so ist es uns erlaubt, wenn ihr unaufhörlich gegen seinen Willen thut, euch zu beißen.“ Und bei diesen Worten warf man den Sycharius hinaus.<sup>2)</sup>

1) Fredegar chron. ad a. 630.

2) Siehe Anmerk. 4, weswegen wir dieses Gespräch, aus dem wir keine weiteren Deductionen ziehen, vorzüglich mittheilen.



Der unvermeidliche Kampf der beiden Nachbarstaaten wurde nun eröffnet. Von drei Seiten nahmen die Feinde das Reich Samo's in Angriff. Die Longobarden und Alemanen, von Dagobert zum Kriegszuge aufgerufen, drangen mit großer Macht gegen das Slavenreich heran. Die ersteren kämpften siegreich im Süden, während Chrodobert mit seinen Alemanen im Donauthale stromaufwärts zog und an der Stelle, wo er ins feindliche Land einfiel, einen Sieg erfocht. Eine zahlreiche Menge slavischer Gefangener führten die Sieger mit sich fort.<sup>1)</sup> Das Hauptheer Dagoberts dagegen, das sich bei der Belagerung der Wogastisburg<sup>2)</sup> aufhielt, wurde daselbst in einer dreitägigen Schlacht von den Slaven besiegt und mußte mit Verlust vieler Mannschaft und der Zelte die Flucht ergreifen. Verrath scheint die Ursache dieser Niederlage der Franken gewesen zu sein. Der Chronist bemerkt ausdrücklich, daß die Slaven den über die Franken erfochtenen Sieg nicht sowohl durch ihre Tapferkeit davontrugen, als wegen des schlechten Willens der Aufrasier, die den Dagobert haßten, weil sie beständig von ihm ausgeplündert wurden. Dem sei, wie immer, Samo, der durch diesen Sieg seine Herrschaft nur noch mehr befestigt und sein Ansehen gegen Außen vergrößert hatte, unternahm von nun an öfters Einfälle in Thüringen und andere fränkische Gaue. Derwan, ein Fürst der Sorben, die bis jetzt unter fränkischer Herrschaft standen, mußte seine Oberherrschaft anerkennen. Als im Jahre 631 zu Dagobert die Kunde drang, daß die Slaven abermals verwüstend in Thüringen eingefallen seien, brach er mit großer Heeresmacht von Metz auf und zog über die Ardennen nach Mainz, in der Absicht, die Slaven zu züchtigen und dauernd sein Reich gegen die Einfälle derselben zu sichern. In Mainz aber trafen Abgeordnete des Sachsenvolkes ein, die sich anheischig machten, alle Angriffe der Slaven vom fränkischen Reiche abzuwehren, falls ihnen die Abgaben an die fränkische Staatskasse erlassen würden. Dagobert ging auf das Anerbieten der Sachsen ein und gab seinen beabsichtigten Kriegszug auf. Die Sachsen jedoch scheinen ihrem Versprechen nicht nachgekommen zu sein; denn der Chronist<sup>3)</sup> meldet, daß schon im nächsten Jahre (632) die Slaven auf Samo's Befehl „noch immer ihre wilde Wuth ausübten,“ häufig aus ihrem Gebiete ins Frankenreich Einfälle machten und Thüringen und andere Gaue verheerten. Da ernannte Dagobert seinen Sohn Siegebert zum König von Aufrasien mit dem Sitze zu Metz, in der Absicht, daß Aufrasien alle seine Kraft concentrirte gegen die Slaven. Trotzdem hatte Thüringen immer noch von dem mächtigen Nachbarstaate Samo's viel zu leiden, bis der von Dagobert zum Herzoge von Thüringen eingesetzte Radulf (633) einerseits durch glückliche Kämpfe, andererseits durch ein friedliches Einverständnis mit den Slaven die Ruhe endlich wiederherstellte.

Es ist in mehr als einer Hinsicht bedauerlich, daß mit dieser Zeit uns alle Quellen für böhmische Geschichte auf lange Dauer versiegen. Wir können über die Regierung Samo's während der Friedenszeit Nichts erfahren, als was uns Fredegar schon früher in den dürren Worten erzählt, Samo habe 35 Jahre (somit von 627 bis 662) glücklich regiert, er habe sich 12 Frauen aus dem wendischen Stamme genommen und von diesen 22 Söhne und 15 Töchter erhalten. Wohl aber läßt sich, ohne gerade auf Quellen gestützt zu sein, annehmen, daß der persönlich hochbegabte Samo, der berühmte Avaren- und Frankenbesieger, auch

- 1) „Plurimum numerum captivorum“ heißt es bei Fredeg. chron. ad a. 630. Palachy (I. 79) „Ihre Siege waren von keiner Bedeutung, da sie sich begnügten, mit einiger Beute an Gefangenen zurückzukehren.“
- 2) Taus (Wogastisburg) Bohburg (zwischen Ingolstadt und Regensburg) sind die Deutungen Palachy's dieses nicht genau festgestellten Ortes. Aeltere Historiker nahmen Boitsberg in Steiermark an. Mannert (267) weist auf Hersbruck, einen Fundort alter Waffen in der Oberpfalz hin.
- 3) Fredeg. chron. ad a. 632



im Frieden einen bedeutenden Einfluß auf die innere Entwicklung seines Reiches genommen habe. Sollte nicht der fränkisch gebildete, vielgereiste Kaufmann, der sich bis zum mächtigen Slavenkönig emporgeschwungen hatte, der durch die langjährige Zusammenhaltung seines Großstaates politischen Sinn und Herrschergeist genug verrieth, sollte er nicht bei aller Respektirung einheimischer Sitten und Gebräuche den Keim zu so manchen Einrichtungen im Lande gelegt haben, die später hie und da auftauchen und den Charakter deutschen Wesens an sich tragen? (Schluß folgt.)

## Bur Geschichte des böhmischen Glashandels.

Von J. A. Hegenbart.

### I. Entstehung des Haida'er Glashandels.

Das böhmische Glas ist weltberühmt. Insbesondere sind es die Orte Blottendorf, Bürgstein, Haida, Langenau, Barchen und Steinschönau, die bei dem böhmischen Glashandel die Hauptrollen spielen. Diese Orte treiben gegenwärtig noch mit ihren Glasprodukten, Spiegeln und Hohlglas einen Welthandel und beschäftigen eine große Anzahl von Menschen. Die Anfänge des böhmischen Glashandels dürften in den letzten Decennien des 17. Jahrhunderts zu suchen sein. Als Gründer des böhmischen Glashandels wird in alten Urkunden mit voller Bestimmtheit Kaspar Mittel bezeichnet. Derselbe stammte aus Schumburg bei Gablonz, wohnte in Blottendorf und erbaute die Hohlhütte bei Sct. Georgenthal. Kaspar Mittel hatte zwei Söhne, Johann und Kaspar, und eine Tochter, Salome. Jedem seiner drei Kinder erbaute er im Laufe der Zeit in Blottendorf ein Wohnhaus. Diese Häuser bestehen noch und das älteste derselben trägt oberhalb der Eingangsthür die in Stein gehauene Jahreszahl 1699.

In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es in der Umgegend von Blottendorf, insbesondere auf den Herrschaften Bürgstein, Oberliebich und Böhmischkamnitz Leute, die durch den Betrieb des Schleiferhandwerkes in der Welt ihr Fortkommen suchten. Fehlte es diesen sogenannten Scheerenschleifern in der Nähe an Arbeit, so suchten sie in der Ferne Verdienst und Brod. Stand der Schleiferkarren im Inlande müßig, so führte ihn sein Eigenthümer ohne langes Bedenken ins Ausland. Unter so bewandten Umständen geschah es denn auch, daß diese Scheerenschleifer auf den verschiedenen Wanderungen bei Ausübung ihres Gewerbes weithin gegen Norden bis nach Holland, Dänemark und Rurland kamen. Hatte man es durch Fleiß und Betriebsamkeit in der Fremde zu etwas gebracht oder war nach Befriedigung des Wandertriebes die Heimathsehnsucht rege geworden, so kehrte man arbeitend allgemach ins Vaterland an den eigenen Heerd zurück. Durch diese heimkehrenden Wanderer gelangten denn auch mehr minder verlässliche Nachrichten über Zeitereignisse sowie zur Aufklärung über Länder- und Völkerkunde ins Heimathsland. Strebsame Männer, insbesondere des Handelsstandes, die bei den damaligen äußerst mangelhaften Verkehrsmitteln und dem noch unentwickelten Kindeszustande der Presse jener Zeit, nur wenig Gelegenheit hatten, sich über die Zustände und Bedürfnisse anderer Länder hinreichend zu unterrichten, suchten gern diese weitgereisten Männer in der Umgegend auf, um von ihnen Manches zu erfahren, was für den gedeihlichen Betrieb der Handelsgeschäfte von Nutzen sein könnte.

Unter den strebsamen Männern seiner Zeit einer der strebsamsten, hatte denn auch Kaspar Mittel bei seiner geistigen Begabung ganz wohl erkannt, daß die böhmische Glasindustrie eine große Zukunft vor sich habe, falls es nur gelänge,



die rechten Wege zum Absatze der heimischen Erzeugnisse aufzufinden. Durch seine unermüdblichen Nachforschungen hatte Kaspar Rittel von den oben erwähnten Scheerenschleifern in Erfahrung gebracht, daß sie in den verschiedenen Städten, die sie auf ihren gewerblichen Wanderzügen durchkreuzten, nur höchst selten Geschirre von Glas wahrgenommen hätten. Dieser Umstand war für den unternehmenden Mann ein hinreichender Grund, in den angeregten Ländern Abnehmer der von ihm erzeugten Glaswaaren zu suchen und zu finden. Die ersten Anfänge des Glasexportes waren allerdings ihrer Natur nach höchst einfach und hinsichtlich ihres Umfanges äußerst bescheiden. Kaspar Rittel suchte sich Männer von erprobter Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit aus, um sie als Glasverschleißer nach verschiedenen Richtungen hin ins Ausland zu senden. Einem jeden übergab er so viele Glaswaaren, als er mittelst eines Schubkarrens fortzubringen im Stande war. Sodann ertheilte er diesen seinen Leuten die nothwendigen Instructionen, zeichnete ihnen die beiläufig einzuhaltende Reiseroute vor, und nachdem er sie mit dem erforderlichen Zehrgelde versehen hatte, entließ er sie in Gottes Namen. Die in Kaspar Rittel's Auftrage ausgesandten Glashändler kamen, je nach Umständen der eine früher, der andere später, sämmtlich von ihren Reisen zurück, hatten die mitgenommenen Glasvorräthe zur Gänze äußerst vortheilhaft abgesetzt und brachten jetzt ihrem Herrn einen bedeutenden Gewinn mit nach Hause.

So entstand der Glashandel in der Umgebung der Stadt Haida, die jedoch damals noch nicht existirte. Bis zum Beginn des Jahres 1700 war der Platz, den gegenwärtig diese Stadt einnimmt, mit Haidekraut und Gestrüpp bedeckt, bloß ein alter Meierhof befand sich an der Stelle der jetzigen Stadt. Die dazu gehörigen Felder und Wiesen lieferten kein befriedigendes Erträgniß, in den Stallungen wurde zumeist nur Kleinvieh gehalten. Unter so bewandten Umständen war der den herrschaftlichen Renten in Bürgstein zufließende Nutzen den Regiekosten gegenüber so unbedeutend, daß die Auflassung und Emphyteutisirung dieses Meierhofes beschlossen wurde. Im Frühlinge des Jahres 1700 vertheilte der Graf Peter Kokořowec von Kokořowa, Herr auf Bürgstein und Ruditz, diesen Meierhof zu Baustellen, und gründete so das Dörflein Haida, welches damals 21 Häuser zählte. Die freundliche Lage und Wohnlichkeit des neuentstandenen Ortes sowie mehrere, der neuen Ansiedlung vom Grafen Kokořowa sowohl als auch von seinem Nachfolger im Besitze der Herrschaft Bürgstein, dem Grafen Norbert Oktavian Kinsky, verliehene Freiheiten und Privilegien waren für viele der wohlhabenderen Ansassen in den umliegenden Dorfschaften Blottendorf und Langenau ein mächtiger Beweggrund, sich in Haida anzusiedeln.

Dadurch vergrößerte sich Haida in kurzer Zeit und erhob sich allmählig zu einem vorzüglichen Sitze des böhmischen Glashandels. Den schönsten Aufschwung nahm Haida unter der Ägide des Grafen Joseph Maximilian Kinsky, durch dessen Verwendung dieser Ort im Jahre 1757 von der Kaiserin Maria Theresia zu einer freien Schutzstadt mit ansehnlichen Privilegien erhoben wurde. Graf Joseph Maximilian Kinsky war überhaupt ein ganz besonderer Förderer der heimischen Industrie, indem er auf dem Territorium seiner Herrschaft Bürgstein nachstehende Fabriksunternehmungen ins Leben rief: Die erste böhmische Spiegelfabrik zu Bürgstein und Wellnig, eine Cotton- und Zinnfolienfabrik in Bürgstein, eine Hutfabrik in Pihl, eine Wachseleinwand- und eine Perlenfabrik in Schwofha und großartige Kunstwebereien in Haida.

Nach dieser kurzen Abschweifung wollen wir den Faden der Geschichte des böhmischen Glashandels wieder aufnehmen und fortspinnen, soweit das vorliegende Materiale eben reicht. — Da die Versendung der verschiedenartigen Glaswaaren in der oben angedeuteten Weise, mittelst Schubkarren, eine sehr umständliche und beschwerliche war und keinen sonderlichen Aufschwung des Glashandels gestattete, so begann der thätige und unternehmende Kaspar Rittel, bei dem sich ein außer-



ordentlicher Spekulationsgeist regte, den Glashandel in größerem Maßstabe zu betreiben. Durch die günstigen Erfolge der kleinen Anfänge ermutigt, ließ Kaspar Kittel jetzt ganze Frachtwagen mit seinen Glaserzeugnissen beladen, die er ins Ausland versendete und daselbst zu guten Preisen verkaufte. — Zu Lüneburg, dem Hauptstapelplaz aller Waaren, die zu jener Zeit aus Böhmen und Sachsen per Achse nach Hamburg versendet wurden, waren die von Kaspar Kittel ausgesandten Glashändler mit einem Spediteur, Namens Keimers, bekannt geworden. Mit diesem hatten sie vielfachen und vortheilhaften Verkehr. Er übernahm die in Kisten sorgfältig verpackten Glaswaaren und besorgte die weitere Versendung derselben an den Ort ihrer Bestimmung. Noch später, um das Jahr 1700, wurden durch Vermittlung eines Lüneburger Handlungshauses die Glaswaaren auch nach Rußland verschifft. Auf diese Art wurden die böhmischen Glashändler mit der Schiffahrt bekannt.

Der erste, der den für jene Zeit kühnen Entschluß faßte, sich mit einer größeren Partie böhmischer Glaswaaren nach Skt. Petersburg einzuschiffen, war Christian Franz Kautenstrauch, gebürtig aus Romt, in der Nähe von Bürgstein. Kaspar Kittel rüstete ihn mit allen Reisebedürfnissen reichlich aus, und so trat Kautenstrauch um das Jahr 1710 seine erste Seereise an. Der Erfolg war ein überaus günstiger. Kautenstrauch verkaufte seine sämtlichen Waaren und kehrte mit reichlichem Gewinne in die Heimat zurück. Kaspar Kittel gab ihm nun seine Tochter Salome zur Ehegattin und als Heiratsgut ein für dieselbe neu erbautes Haus in Blottendorf.

Für den böhmischen Glashandel hatte sich nun ein weites Feld eröffnet. Mehrere spekulative Köpfe wurden durch die überraschend günstigen Erfolge angespornt, ihr Glück mit den Produkten der immer schwunghafter betriebenen Glasindustrie in fernen Ländern zu versuchen. Das Mißglücken einer Glaserpedition schreckte die energischen Handelsunternehmer nicht mehr zurück. Christian Kautenstrauch war bei seiner zweiten Geschäftsreise nach Rußland von der Glücksgöttin weniger begünstigt worden; er hatte sogar schwere Verluste erlitten. Doch was im Norden verloren gieng, das sollte im Süden wieder gewonnen werden. Den starken Mann konnte ein wenn auch noch so empfindlicher Schlag nicht muthlos machen, dem unternehmenden Geiste stand ja die ganze Welt offen. Um das Jahr 1714 machte Kautenstrauch eine Reise nach Portugal, um daselbst für seine Glaswaaren eine neue Absatzquelle zu suchen. Zu Lissabon und Oporto verkaufte er alle mitgebrachten Glasvorräthe zu bedeutend hohen Preisen und erzielte somit bei seiner ersten Unternehmung schon einen namhaften Gewinn. Die dort rasch gewonnenen Kunden ermunterten ihn, diese Glaserpeditionen zu wiederholen, was er denn auch mit bestem Erfolge that.

Das von Christian Kautenstrauch in Portugal mit enormem Glück betriebene Glasgeschäft blieb nicht vereinzelt. Mehrere andere Glashändler, deren Zahl sich immer mehrte, wurden durch die überraschend günstigen Resultate der portugiesischen Unternehmung angeeifert, ebenfalls Portugal zum Schauplaze ihrer Handelsspekulationen zu machen. Sie schifften sich mit Glaswaaren dorthin ein und setzten sie daselbst zu ihrer vollen Zufriedenheit ab.

Unter den damaligen Glashändlern oder Glasverlegern, wie sie sich selber zu nennen liebten, werden uns außer dem bereits erwähnten Christian Kautenstrauch hauptsächlich noch folgende genannt: Samuel Helzel, Andreas Panke und Johann Palme aus Langenau; Johann und Kaspar Kittel, (Söhne des Kaspar Kittel), Tobias Preisler und Georg Günter aus Blottendorf; Andreas Herlitz, Andreas Fritsche und Johann Georg Görner aus Schaiba.

Eine besondere Eigenthümlichkeit der damaligen Glashandelsleute ist jedenfalls diese, daß sie in Portugal, obgleich sie daselbst schon großartige Handelsgeschäfte abwickelten, doch keine festen Etablissements besaßen. Der Hergang beim



Betriebe des Glashandels war zu jener Zeit der Hauptsache nach etwa folgender. Die Glasverleger pflegten in der Heimat die rohen Glaswaaren anzukaufen, ließen sie sodann schleifen, in damals üblicher Art malen, schneiden und kugeln. War eine Partie Glaswaaren nach Wunsch und Bedarf hergerichtet oder raffinirt, so wurden die Gläser zur Versendung bereit gemacht, d. h. sorgfältig in Stroh eingebunden, wie es heute noch geschieht. Das Glaseinbinden wurde von eigens zu diesem Geschäfte abgerichteten weiblichen Personen, sowie auch von den Dienern der Handelsleute, den sogenannten Glaspäckern besorgt, welchen letzteren insbesondere wieder das Geschäft oblag, die eingebundenen Gläser sicher und fest in Kisten zu verpacken, damit sie beim Auf- und Abladen sowie durch das Rütteln während des Transportes nicht so leicht beschädigt oder zerbrochen werden konnten. Die sorgsam gepackten Glaskisten wurden sodann per Achse über Lüneburg nach Hamburg und von da per Schiff nach Lissabon und Oporto versendet. Der betreffende Eigenthümer oder Glasverleger begleitete seine Waaren auf demselben Schiffe nach Portugal. Derartige Glasekspeditionen fanden in der Regel alle Jahre einmal und zwar im Frühjahre statt. War der Glasverleger mit seinen Waaren an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, so miethete er auf einige Monate irgend ein Gewölbe zur Waarenniederlage, woselbst die mitgeführten Glasvorräthe ausgepackt und möglichst schnell verkauft wurden. War der Glasvorrath glücklich an Mann gebracht und die Einkassirung des gelösten Baargeldes zur Gänze realisirt, so hatten die Glashändler nichts Eiligeres zu thun, als sich wieder einzuschiffen, in die Heimat zu reisen, neue Glaswaaren einzukaufen, dieselben während des Herbstes und Winters raffiniren und verpacken zu lassen und auf diese Weise mit unermüdlichem Eifer und kluger Umsicht für neue, im nächsten Frühjahre zu unternehmende Expeditionen Sorge zu tragen.

Wie man aus dem bisher Gesagten ersieht, nahm der böhmische Glashandel binnen kurzer Zeit einen glücklichen und erfreulichen Aufschwung. Die durch umsichtige und zweckmäßige Betreibung des Glasgeschäftes erzielten Gewinne waren bedeutend. Anstatt des ausgeführten Glases kam viel Geld ins Land. Die erste und Hauptgrundlage, die das Gedeihen des Glashandels wesentlich förderte, war Solidität und Pünktlichkeit bei Käufern und Verkäufern. Nichts destoweniger schlichen sich mit der Zeit auch fatale Uebelstände und arge Mißbräuche ein. Merkte man damals auch von dem Schwindel unserer Tage, der in Handel und Wandel jetzt allüberall sein verderbliches Scepter schwingt, noch nicht einmal eine blasse Spur: so kamen doch auch mit der Zeit, bei allmählig Platz greifender Concurrnz hie und da Preisherabsetzungen, dazumal Verschleuderungen genannt, zum Vorscheine. Dieses unsolide Gebahren wurde in der guten alten Zeit als ein Vergehen angesehen, und diejenigen, welche mit den Glaspreisen schleuderten, wurden sogar bestraft. Worin die eventuell verhängte Strafe bestand, davon wird in dem zur Benützung vorliegenden Materiale nichts erwähnt. Selbst die angedrohten oder verhängten Strafen scheinen dem Uebel nicht gesteuert zu haben, und doch mußte im Interesse dieses wichtigen Industriezweiges zur möglichsten Beseitigung und ferneren Verhütung derartiger Uebelstände etwas geschehen. Um daher zum Schutze des aufblühenden Glashandels wenigstens nach Kräften das ihrige beizutragen und die eigene Existenz nicht unterwählen zu lassen, fanden sich die oben genannten Glashändler aus Blottendorf, Langenau und Schaiba veranlaßt, unter Beiziehung der Schloßhauptleute von Bürgstein, Oberliebich, Neuschloß und Böhmischkamnitz am 10. Oktober 1715 unter einander bezüglich der Glasgeschäfte, des Glaspreises und der bei dem Glashandel einzuhaltenen Vorschriften ein gemeinschaftliches Uebereinkommen zu treffen und förmliche Statuten festzusetzen. Ein solcher Originalvertrag wurde nach dem Tode des Christian Rautenstrauch aus Blottendorf unter seinem Nachlasse vorgefunden. Trotz dieses getroffenen Uebereinkommens wurden die festgesetzten Statuten doch nicht so recht genau und pünkt-



lich berücksichtigt. In Folge dessen geschah es, daß Christian Kautenstrauch und mit ihm einige andere Glashändler sich ein neues Feld für ihre Handelspekulationen in Spanien suchten. Der erste Versuch schon fiel über alle Erwartungen günstig aus. Die vereinigten Handelsfreunde fanden in Spanien, insbesondere in Cadix, dem damaligen Stapelplatze des Handels nach dem spanischen Amerika, eine überaus reichliche Absatzquelle für die mitgebrachten Glaswaaren, die sie in kürzester Zeit mit einem enormen Gewinne verkauften. Diese Glashändler legten in Cadix auf dem Platze San Juan de Dios ihre Glaswaaren in Gewölben aus, oder trugen sie wohl auch in Körben zum Verkaufe in der Stadt herum. In der ersten Zeit riß man den Verkäufern ihre Waaren förmlich aus den Händen, und drückte ihnen für ein einfaches Trinkglas, ohne erst um den Preis zu fragen, einen viel höheren Geldbetrag in die Hand, als dem Glashändler zu fordern jemals in den Sinn gekommen wäre. Alle Frühjahrre wurden neue Sendungen böhmischen Glases nach Spanien expedirt, und zwar giengen dieselben vorerst nach Cadix, und von da zum Theil nach Amerika, zum Theil nach Sevilla, welches der Hauptsitz des Handels nach dem Innern des Landes war. Die eigentliche feste Niederlassung böhmischer Glashändler in Spanien sowie die Gründung förmlicher Etablissements fand erst in den Jahren 1733 bis 1740 statt, um welche Zeit auch mehrere Glashändler von Steinschönau Faktoreien und Niederlagen in der Türkei und zwar in Konstantinopel und Smyrna errichteten. So hat der Glashandel von Haida und der Umgebung seinen Zug nach Spanien, — von Steinschönau und Pärchen nach der Türkei genommen.

Die Glasraffinerie befand sich zur Zeit der Entstehung des böhmischen Glashandels bei Weitem noch nicht auf jener hohen Stufe der Vollkommenheit wie gegenwärtig. Sie hatte eben erst die Wiege der Kindheit verlassen und war im Stadium der Entwicklung begriffen. Der scharfsichtige Unternehmungsgeist der unermüdet thätigen Glashändler berechnete jedoch schon dazumal zu den schönsten Erwartungen für die Zukunft. Obwohl jene Zeit mit unserem Zeitalter der Erfindungen verglichen, tief im Schatten steht, so kann man doch den damaligen Geschäftsleuten ein energisches Vorwärtstreben durchaus nicht absprechen. Die gewöhnlichste, damals übliche Bearbeitung des Glases bestand hauptsächlich darin, daß den einzelnen Gläsern als Hauptverzierung durch kupferne Rädchen mit Hilfe des Schmirgels einfache Kränzchen eingeschnitten wurden. Obwohl dieser Glasschnitt sehr primitiver Natur war und sich weder durch Kunst noch durch Geschmack besonders auszeichnete, so fand er doch in Spanien sowohl als auch in Portugal vielfachen Anklang und bedeutenden Absatz. Die sogenannte brillantirte Arbeit, worin heutzutage, sowie in allen übrigen Fächern der Glasindustrie wirklich ausgezeichnetes geleistet wird, präsentirte sich auf den Glaserzeugnissen aus jener Periode nur in einigen kreisrunden und ovalen Kugeln, welche in die Gläser eingeschnitten oder eingeschliffen wurden. Die damit beschäftigten Glasarbeiter wurden Glaskugler genannt. — Die Glasmalerei war damals gleichfalls noch sehr einfach und unbeholfen, sie stak eben noch in den Kinderschuhen und tappte nach Verbesserungen suchend umher. Selten kann etwas im Zeitpunkte seines Entstehens auch schon vollkommen sein; so war es denn auch mit den Anfängen der Glasmalerei und der dabei üblichen Prozedur. Die mit Wasser verdünnten Farben wurden auf das Glas aufgetragen; dieses mußte sodann auf der Glashütte neuerdings in der Art wie bei der ursprünglichen Erzeugung behandelt und in den Ofen gelegt werden, um die aufgetragenen Farben fest einzubrennen. Bei diesem Vorgange war häufiger Bruch und Sprung ein unvermeidliches Uebel. Die Maler nannte man Wasserglasmaler. Von dieser Methode der Glasmalerei kam es später gänzlich ab. Man erfand allmählig die noch heute übliche Glasmalerei und Glasvergoldung, zu deren Ausübung jeder Glasmaler oder Glasvergolder einen für diesen Zweck



construirten eigenen Brennofen in seinem Hause besitzt, wo die Farben und Vergoldungen dem Glase eingebrannt werden.

Die Glasarbeiter, dazumal Glaskommerzialisten genannt, wurden zu jener Zeit hoch geachtet; sie waren zünftig, wurden für ihre Arbeiten sehr gut bezahlt und lebten daher in behaglichen Wohlstande. Sie waren in der Regel vom Militärdienste befreit, bis man sie endlich zur Zeit des französischen Revolutionskrieges auch nicht mehr verschonen konnte. Einzelne dieser Glasarbeiter geriethen in die französische Gefangenschaft, oder kamen sonst auf irgend eine Weise in verschiedene andere Länder, woselbst man ihre Kenntnisse in der Glasfabrikation auszubeuten und ihre technische Fertigkeit zu verwerthen wußte. Man errichtete Glasfabriken und verwendete darin die durch vortheilhafte Anerbietungen gewonnenen Arbeiter. Derartige Fälle kamen insbesondere in Frankreich und Belgien vor, in welchen Ländern man seit jener Zeit in der Fabrikation und Raffinirung des Glases bedeutende Fortschritte gemacht hat. Selbst in Nordamerika wurden durch böhmische Glasarbeiter mehrere Glasfabriken errichtet und mit bestem Erfolge in Betrieb gesetzt.

Im höchsten Grade interessant wäre es, die Geschichte des böhmischen Glashandels sowie die Fortschritte der böhmischen Glasindustrie bis in die neuere Zeit verfolgen zu können; allein das uns zu Gebote stehende aus authentischen Quellen gesammelte Materiale geht hier zu Ende. Möglich ist es und sogar sehr wahrscheinlich, daß da und dort in den früher erwähnten Ortschaften noch sehr schätzbares Materiale unbeachtet und vergessen, vielleicht schon halb vermodert, in irgend einem Winkel liegt, welches, wenn einmal an's Tageslicht hervorgezogen, zur historischen Beleuchtung sowohl des kommerziellen als auch des technischen Fortschrittes der heimischen Glasindustrie viel beitragen würde. Sollten die vorstehenden Zeilen für Manche eine Anregung werden, solchen verborgenen Schätzen nachzuforschen und sie der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, so hat diese fragmentarische Geschichte der Entstehung des böhmischen Glashandels einen wichtigen Zweck erreicht.

**Zusatz des Berichterstatters der Sektion.** Wir erlauben uns dieser interessanten Darstellung einige Notizen beizufügen, welche für die Geschichte des Glashandels der Haid'ar Gegend von hoher Wichtigkeit sind, und die wir aus verschiedenen Promemorias, handschriftlichen Aufzeichnungen u., die sich in der fürstl. Rinsky'schen Bibliothek zu Prag vorfinden, geschöpft haben. Einer dieser Denkschriften, welche aus der Zeit Kaiser Karls VI. und zwar aus dem Jahre 1732 datirt, und den Titel führt: „Historische Nachricht über den seit hundert Jahren in Böhmen zurückgehenden, ja in gänzlichen Ruin verfallenden in- und ausländischen Handel“ entnehmen wir nachstehend eine Stelle, welche einen besonders interessanten Streifblick auf den blühenden Zustand des Glashandels der Bürgsteiner u. Gegend zu Anfang des 18. Jahrhunderts bietet. Diese „Historische Nachricht“ behauptet, daß „noch vor 15—20 Jahren“ (also bis circa 1712—1717) in Böhmen „nicht von freien und stabilirten Kauf- und Handelsleuten“, sondern von den „in der Erbunterthänigkeit stehenden Inwohnern des alleinigen Leitmeritzer Kreises auf den Herrschaften Böhm. Kamnik, Oberliebig, Bürgstein u. mit alleinigen nur schlechten Glas- und Siebwaaren, auch andern böhmischen Naturaleffekten, groben Tüchern u. dgl. nach Norden, nach Portugal, Spanien, Holland und Engelland, Moskau, Türkei, solcher Handel und Wandel mittelst des dazumal frei und offen gestandenen Elbestromes geführt worden, daß solche böhmische Erbunterthänige Handelsleute an solchen Orten in Stand gewesen, nicht allein denen residirenden Gesandten und Botschaftern, sondern der jetzigen glorreich regierenden kaiserlichen



und königlichen Majestät als König von Spanien zu Barcelona <sup>1)</sup> selbst bei den Zeiten größter Geldklemmen große Summen Geldes vorzuschießen, um dagegen Assignationen und Wechselbriefe zu empfangen. So haben die böhmischen Handelsleute in Ihrer kgl. Majestät Hofzahlamt zu Barcelona über 250.000 fl. baare Gelder deponirt und vorgeschossen. Dem damals zu Lissabon residirenden kais. Botschafter und nachmaligen Erzbischof zu Prag, Grafen Khuenburg, über 75.000 fl. <sup>2)</sup>, dem Grafen von Gallas <sup>3)</sup> als kais. Plenipotentiarus in England, auch nachgefolgten Grafen von Bratislaw, dann gleichfalls in Moskau den kaiserlichen Ministris ein und andere Summe zu Handen gelegt und sich dafür hier im Lande wieder bezahlen lassen. Aus Konstantinopel haben sie oft zu 12<sup>z</sup> und 15000 Dukaten und noch mehr für ihre dahin geführten und daselbst verkauften Effekten baar zurückgebracht, welches die herrschaftlichen Renten darthun, daß von diesen Leuten für ihre Prästanda Alles meistens in Gold abgeführt worden, auch es niemals schwer gewesen, um von ihnen benötigten Falles 4<sup>z</sup> auch 5000 Speciesdukaten gegen Münze umzutauschen.“ — Wenn es in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Ausfuhr böhmischen Glases ins Ausland nicht mehr so blühend ging, wie in den zunächst vorangegangenen Decennien, so trug hieran vornehmlich eine verkehrte Finanzmaßregel Schuld. Die böhm. Glashändler hatten nämlich großentheils Tauschwaaren für ihr Glas genommen, die sie dann mit Vortheil im Inlande absetzten. So wurden z. B. aus Spanien und Portugal Tabak, aus Holland und England feine Tücher, wollene Zeuge, aus Moskau Fuchten und Pelzwerk, und zwar zu einem ermäßigten Zoll eingeführt. Die Einfuhr des Tabaks hörte auf, als dieser Artikel zum Staatsmonopol gemacht wurde, die Einfuhr der andern Artikel aber — und mit ihr der Absatz des böhm. Glases nach Außen — erlitt einen harten Schlag dadurch, daß die österr. Regierung die Zölle auf diese Einfuhr erhöhte. So brachten beispielsweise gegen das Jahr 1739 die böhmischen Glashändler eine Beschwerde ein, in welcher sie auseinandersetzen, wie der „moskowitzische Glashandel“, welcher nur dadurch möglich war, daß die Glashändler als Bezahlung für ihr Glas Fuchten nahmen, sehr herabgekommen war, seitdem im Jahre 1722 die Fuchten mit einem hohen Einfuhrzolle belegt worden. In Folge dieser Beschwerde wurde von Wien aus in einem Erlaß an die kais. Ministerialbankdeputation vom 13. Nov. 1739 verfügt, daß es bei dem „frühern halben Impost“ bleiben möchte, „da viele Tausende von diesem moskowitzischen Glashandel leben.“ Die Kriege, in welche Oesterreich bald darauf verwickelt wurde, mögen die wohlthätigen Folgen, welche die Wiederherabsetzung des Zolles vielleicht gehabt hätte, paralyfirt haben. — Ubrigens war auch die Ausfuhr des böhmischen Glases namentlich durch die hohen Elbezölle sehr bedrückt. Diese mögen auch die Ursache gewesen sein, warum — wie Hr. Pfarrer Hegenbart in seinem vorstehenden Aufsätze betont — das Glas aus Böhmen nach Lüneburg meistens per Achse geführt wurde. Aber sie waren nicht die alleinige Ur-

1) Bekanntlich residirte Kaiser Karl VI. während des spanischen Successionskrieges als König Karl III. von Spanien in Barcelona, bis ihn 1711 der Tod seines Bruders Kaisers Leopold I. nach Deutschland berief.

2) Graf Khuenburg wurde 1708 von Kaiser Joseph I. in außerordentlicher Mission nach Lissabon gesandt, um die Erzherzogin Maria Anna als Braut des Königs Johann V. von Portugal dahin zu begleiten, und blieb als kaiserlicher Botschafter am portugiesischen Hofe bis 1712, wo ihm das Erzbisthum Prag verliehen ward. Möglich, daß die obigen Summen ihm von den in Spanien weilenden böhmischen Glashändlern dargeliehen wurden, möglich aber auch, daß schon zu seiner Zeit böhmische Glashändler in Lissabon direkte Geschäft machten.

3) Johann Wenzel Graf Gallas (Enkel des Wallenstein'schen Gen. Gallas), von Kaiser Karl VI. als bevollmächtigter Minister nach England zur Königin Anna gesandt, wo er sich eben so sehr als gewandten Diplomaten bewies, wie er durch sein glänzendes Auftreten Aufsehen erregte. Doch wurde er bald durch Grafen Bratislaw ersetzt. Es ist derselbe Graf Gallas, der das Clam-Gallas'sche Palais in Prag erbauen ließ und 1719 als Vicekönig in Neapel starb.



sache. Häufig wurde nämlich die Elbeschiffahrt durch die Streitigkeiten der Elbeuferstaaten geradezu unmöglich. Bei einem solchen Streite, welcher zwischen Böhmen und Sachsen ums Jahr 1720 ausbrach, sperrte Sachsen die Elbe für böhmische Schiffe.<sup>1)</sup> Ein Tetschner Schiff, das trotzdem im Jahre 1729 mit böhmischen Waaren beladen nach Hamburg fahren wollte, wurde in Dresden angehalten, mit Beschlag belegt, und war noch im Jahre 1736 nicht freigegeben worden. Die böhmischen Glashändler sahen solchen Schifffahrtsbedhinerungen keineswegs gleichgiltig zu, und einer derselben, Krauß aus Böhmischnamnik, begab sich diesfalls nach Magdeburg und Hannover. Er überreichte den dortigen Kammern — ohne die sächsische Elbesperre zu erwähnen — eine Vorstellug, „daß böhmische Negocianten gern auf dem Elbestrom viele Glas- und andere Waaren transportiren möchten, wenn nur der davon abzutragen kommende Zoll in etwas wollte nachgesehen werden.“ Beide Kammern ertheilten dem Glashändler Krauß die schriftliche Versicherung, daß „wenn die böhmischen Glashändler und Negocianten das Elbecommercium treiben und wieder emporbringen wollten, ihnen alle Beförderung geleistet werden sollte, wie man dann zu einer proba den sonst abgetragenen Elbezoll von ihren Glaswaaren für drei Jahre auf die Hälfte gleich heruntersetzen wollte.“ — Als handelspolitisches Curiosum und zugleich als Beweis kaufmännischer Findigkeit sei erwähnt, daß der Glashändler Kittel (wahrscheinlich der erwähnte Kaspar Kittel) dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, bekanntlich einem besondern Liebhaber kasterlanger Grenadiere, einen „sechs Schuh langen Kerl“ gegen die Erlaubniß anbot, die Märkte zu Frankfurt an der Oder mit seiner Glaswaare beziehen zu dürfen.

## M i s c e l l e n.

### Zur Geschichte der Bergwerke in Böhmen.

Aus dem Berichte des Kammergrafen und Oberstmitzmeisters Franz R. Grafen von Pötting vom Jahre 1715.

„Der Bergban zu Kuttenberg lieferte ehemals den Landfürsten eine reiche Quelle des Einkommens und bereicherte auch die bauenden Gewerke in ansehnlicher Weise. Noch im 16. Jahrhundert fanden mehrere tausend Menschen daselbst Beschäftigung und daß die Bergarbeiter damals reichlichen Verdienst hatten, beweist schon der Umstand, daß allein die naheliegende Stadt B. Brod aus ihren 52 Brauhäusern Bier für sie zu liefern hatte. Seit dem 17. Jahrhundert ist dieses Bergwerk immer mehr zurückgegangen; Religionszwiste, Krieg, Theuerung und Noth vertrieben die ansehnlicheren Gewerke, die armen Bergarbeiter waren verlassen und mit ihnen die reichen Gänge. Von den vielen mächtigen Gängen waren zu Anfang des 18. Jahrhunderts nur noch der sogenannte Trauergang für den Landesherrn und ein von der Stadtgemeinde unterhaltener Bau belegt, in welchen im Ganzen 150 Bergbauer arbeiteten.<sup>2)</sup> Aus beiden Bauen werden wochentlich ungefähr 1000 Etr. Erz und Kies von geringem Gehalt (von einem Etr. kümmerlich ein Loth Silber und ein halbes Pfund Kupfer) gewonnen. Drei kleine Schmelzhütten ertragen jährlich 12.000 fl.<sup>3)</sup>

- 1) Wir bemerken ausdrücklich, daß die betreffs der Elbzollstreitigkeiten hier folgenden Data bereits in der „Bohemia“ (1856 Nr. 299) mitgetheilt wurden. Ihre Erwähnung an dieser Stelle dürfte jedoch gewiß nicht inopportun befunden werden.
- 2) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat der Ober-Amtsverwalter zu Kuttenberg, Lauer, den Stollen in dem sogenannten Dörnberg auf dem Hilsgottes-Gang in die 25 Berglächter auszimmer lassen; jedoch war die 20jährige Arbeit, welche einen ganzen Wald in Anspruch genommen, vergeblich; das Wasser ist durchgedrungen und hat den Stollen unter Zertrimmerung des festen Gesteins und Stollenholzes in Grund vernichtet und verschlemmt.
- 3) Joh. Bern. Wohnsiedler, Berghofmeister und Mitzamtman zu Kuttenberg, welcher im 3.



Die Blüthezeit des Bergbaues zu Joachimsthal, der Mutter der böhmischen Bergstädte, fällt in das 16. Jahrhundert; im Jahre 1544 sind daselbst 915 Berggebäude, mit 9.000 Bergarbeitern belegt, wirklich in Bau gestanden. Infolge der Religionsreformation und Kriege sind die vermöglicheren Gewerke und Bergofficianten aus dem Lande gewandert und haben sich im benachbarten Sachsen angesiedelt, so daß im Jahre 1650 die Werke beinahe verödet waren und nur noch an 6 Orten mit einigen 30 Arbeitern auf Rechnung der Stadtgemeinde gebaut wurde. Die Kosten zur Erhaltung der beiden Hauptstollen lieferte die Tranksteuer. Diese beiden Hauptstollen, der Schlüssel des ganzen Gebirgs, sind der tiefe Erbstollen St. Daniel, und der 28 Lachter darüber zur Wechselung der Wetter befindliche Stollen St. Barbara. Der erstere dringt auf dem höchsten Gebirge 200 Lachter Seiger tief bis auf seine Sohlen ein und wird 4.000, der andere aber 6.000 Lachter getrieben. Zu Ende des 17. Jahrhunderts zählte man bereits wieder 54 Gebäude, welche mit 800 Bergarbeitern belegt waren und eine ziemliche Ausbeute von Silber, Zinn und Kobalt lieferten. Im Jahre 1714 lieferte Joachimsthal im Ganzen 1.800 Mark Berg- und Brandsilber in die k. Münze zu Prag. Behufs der Verwerthung des Kobalts zur Blaufarbe wurden im Jahre 1709 mit sechs böhmischen Farbwerkbesitzern aus Prag ein 10jähriger Contract abgeschlossen, dieselben erhielten im Jahre 1714 für 40.000 fl. Kobalt-Blaufarbe.

Auch Schlaggenwald theilte das Schicksal der böhmischen Bergstädte im 17. Jahrhundert, erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts ist der Bergbau daselbst wieder in Aufnahme gekommen. Von den vorhandenen Stollen werden gebaut: der Schnöde-Stollen oder Stof, welcher sich bis gen Schönfeld zieht, und der Kaiser Rudolfs-Stollen bei Petschau, welchen die Stadtgemeinde auf einen Silbergang treibt. Anfangs wurde der in das Gebirg getriebene Egerische Stollen angebaut, da man aber wahrgenommen, daß der Zwitterstock in die Tiefe setzt, ist man mit dem St. Georgs-Stollen tiefer gegangen. Dieser war auch nicht genügend, das Wasser aus dem Grunde abzuführen, weshalb endlich ein dritter Stollen angefangen und nach dem Besizer der Pfügen-Stollen benannt wurde. Dieser Erbstollen, im Jahre 1537 angefangen, ist 50 Jahre später durchschlägig geworden und hat 24 Schacht- und Rufslöcher. Die Haupttreib- und Förderungs-Schächte sind fünf aufeinander durchschlägig, so daß man von einem zum andern fahren kann. Seit 1662 bestehen auch zwei Wasserkinste, welche in 24 Stunden 2.069 Faß Wasser zu 4 Eimer ausgießen. Im Jahre 1715 waren in Schlaggenwald 230 täglich aus- und einfahrende Bergleute thätig. Das Schlaggenwalder Zinn wurde früher meistentheils nach Nürnberg verkauft. Im Jahre 1711 lieferte der contractliche Verkauf von 300 Etr. Zinn 15.000 fl.

Der Bergbau zu Příbram war noch bis zu Zeiten K. Rudolfs II. sehr ergiebig. In der Zeit von 1554 bis 1574 wurden allein aus der Fundgrube „unsere liebe Frau“ über 11.000 Mark Silber gewonnen. Im Jahre 1710 fand die Anlage eines Kunstwassergrabens statt, wodurch allen alten Gebäuden bis auf 100 Lachter Tiefe das Wasser genommen werden konnte.

Das Bergwerk zu Preßnitz gehörte einstens zu den reichhaltigsten Werken Böhmens; im Jahre 1535 sind auf eine Ruksausbeute im Quartale S. Luciae 300 fl., im Jahre 1537 in drei Quartalen 1630 fl. gefallen; die Ausbeute in den Jahren 1535 bis 1537 lieferte 252 Etr. oder 55.440 Mark Silber. Auf der Preßnitzer Zeche gen Haßberg sind im Jahre 1535 aus einem Faßl Erz 535 Mark Silber und von einem Blick Silber 32 Etr. im Werthe von 20.000 fl. gewonnen worden. Im Jahre 1687 lieferten die Fundgruben, „Kaiserhaus Oesterreich und Himlischer Hersgang“ nur noch 91 Mark Silber. In und bei der Fundgrube in Knaker (Haus Oesterreichs Stollen) liegen viele findige Gänge (K. Heinrichsgang,

1715 die gesammten k. Bergwerke in Böhmen um 20.000 fl. zu pachten Willens war, gibt an, daß das Kuttenberger Werk jährlich nur ungefähr 3.000 fl. ertrage.



hl. drei Königsgang, St. Jakobs gang, reicher Segengottes gang), welche ehemals reiche Ausbeute an Silber lieferten. Der Haus Oesterreichs Stollen soll in der Stadt Preßnitz anfangen und bis in 2600 Lachter bis gen Kupferberg getrieben sein.

In den Jahren 1711 und 1712 betrug die Ausbeute im Preßnitzer Bergrevier ungefähr 800 Mark Silber, welche in den Schmelzhütten bei Weipert verschmolzen wurden. In den f. Fundgruben werden gegenwärtig (1715) zumeist Eisensteine gewonnen.

Im Plattener Bergrevier wird in der Hilfgottes-Fundgrube am Jrgang auf Eisensteine, in den übrigen Stollen auf Zinn gebaut. Von diesen Stollen lieferte das Achtfusenlehen in Ziegenfusen 20 Etr., die St. Andreassfundgrube am Todtenbach 20 Etr., die neue Fischzugs-Fundgrube am Schwinninger 30 Etr. Zinn; in allen Oewerken werden im Jahre 1715 ungefähr 230 Etr. Zinn gewonnen.<sup>1)</sup>

Das reichste und ergiebigste Bergwerk in Böhmen ist in der Zeit von K. Karl IV. bis Rudolf II. das Goldbergwerk zu Gule gewesen. Zur Zeit K. Karl's IV. ist auf dem Schleiergang gebaut worden, allwo der Rothlew seine Fundgruben gehabt; außerdem sind noch folgende Schächte und Gruben damals in Bau gestanden: goldner Och, goldne Rose, hl. Johannes, Kautenkrantz, lustige Rüben, goldner Becher, goldner Adler und goldner Boß (alle Gruben an dem Schleiergang).

Diese Fundgruben sind nach K. Karls Tode von einem ungarischen König, welcher nach Böhmen gezogen ist und zu Gule alle Bergleute und Einwohner getödtet, zerstört und alle Treibschächte und Wasserkünste verdorben worden.

K. Karl hat alle Jahre an contractmäßigem Zehnd 24 Etr. Gold und Rothlew aus seinen Gruben allein in einem Quartale 600.000 Dukaten gehoben. Wer in den Grubengebäuden den 30. Theil besaß, hat in einem Quartale 50.000 fl. erhalten. Noch unter K. Rudolf II. lieferte Gule reiche Ausbeute, insbesondere aus der Grube zum goldnen Köffel und aus der römischen Reichsgrube; auch wurden damals die Baue Sonnengang und Altkohauer angefangen.

Infolge der Religionsunruhen und Kriege sind die Bergleute ausgewandert und die Baue verlassen worden. Im Jahre 1715 befanden sich folgende Stollen im Bau: St. Michael, St. Josef, Allerheiligen, St. Anton, St. Eligi, St. Johanu Nepomut, St. Maria, in welchen jedoch nur in der Tiefe Golberze gewonnen werden. Ferner wurden gebaut in den Fundgruben: St. Nikolai (am Schleiergang), St. Barbara und Gotteshilf (ein tiefer Erbstollen).

Auch im Radlker Gebirge wurde in den Fundgruben: goldnes Köffel und Solubel, dann in dem nahen Knin und Stěchowitz ehemals auf Gold gebaut.

Im Jahre 1713 hatten die besten Bergarbeiter die Grube verlassen, weil ein in Bergwerksfachen unerfahrener Bergmeister Namens Johann Georg Prinz alles in Verfall gerathen ließ, daher auch die im Jahre 1715 in Bau gestandenen Stollen wegen Mangel an Arbeitern nur zeitweise betrieben wurden.“ (Aus dem Archiv des k. k. Staatsministeriums.)

Wien.

J. B. Goehlert.

### Sagen aus Petersburg und Umgegend.

#### 1. Der Allerheiligenberg und seine Sagen.

Eine kleine Viertelstunde südwestlich von dem gräflich Cerninschen Schlosse Petersburg liegt der Allerheiligenberg, eine mit herrlichen alten Eichen und Linden bewaldete Granitkuppe. Der Berg führt seinen Namen von einer allen Heiligen gewidmeten Rundkapelle, die hier in den Jahren 1650—1656 erbaut wurde und seitdem ein Wahrzeichen der Gegend blieb. Nur noch wenige Reste des Wartthurmes, der Kellergewölbe und Umfriedungsmauer sind sichtbar; letzteren zufolge muß

1) Im Jahre 1715 bestanden zu Platten 5 Blaufarbfabriken, in welchen die Joachimsthaler Kobalte verwendet wurden.



die Burg sehr ausgedehnt gewesen sein. Die Burg hieß, soweit sich ihre Existenz urkundlich nachweisen läßt, immer die Petersburg (Petrspurk), ein Umstand, auffallend in einer Gegend, die durchweg nur slavische Burg-, Orts- und Flurnamen kennt. Wir finden die Petersburg zuerst im Anfang des XV. Jahrhunderts (1404) erwähnt; sie gehörte damals dem Geschlechte der Janowize. Auch unter den böhmischen Edlen, die 1462 mit König von Poděbrad dem Kaiser Friedrich III. zu Hilfe zogen, geschieht in der Reimchronik des Michael von Behaim eines Petersburgers rühmende Erwähnung:

herr Dietrich was dieze  
ain herr von Tonawitze;  
sein manheit was noch allez genz;  
und mit ihm sein vetter herr Jenz,  
von Pettersburg was er geborn,  
ain stolzer degen auserkorn.

Im 30jährigen Kriege ging die Burg durch Feuer zu Grunde, und fiel rasch. Aus den Sagen, die sich an Burg und Berg knüpfen, wähle ich ihrer Bedeutung halber folgende aus: Einst war die Burg mit ihren ungeheuern Schätzen im Besitze dreier Schwestern, deren Jüngste blind war. Einmal verabredeten die Schwestern, ihre Habe zu theilen; dabei suchten die älteren die arme Blinde zu betrügen, starben aber beide eines jähen Todes. So blieb die Blinde im Besitze aller Reichthümer. Als auch sie das Ende ihrer Tage fühlte, versperrte sie alle die Schätze in die unterirdischen Gewölbe, band die goldenen Schlüssel dazu sammt einem goldenen Kreuze in einen Bund und befahl ihrer Magd, diesen unterhalb des Berges in einen Brunnen, der noch heute Kreuzbrunnen heißt, zu werfen. Die Magd ging zwar, aber verblendet von der Menge des Goldes kehrte sie zweimal unverrichteter Sache zurück. Da mußte sie harte Worte von ihrer Herrin und zuletzt die Drohung hören, es solle ihr übel ergehen, wenn sie nicht gehorchen würde. Da ging sie zum drittenmale den Berg hinab und warf die Schlüssel in den Brunnen. Als bald verschwanden dieselben und als die Magd zurückkehrte, war auch die Herrin verschieden. Seitdem sitzt sie im Berge bei ihren Schätzen; nur um Weihnacht wandelt sie, halb weiß, halb schwarz gekleidet, über die Trümmer der Burg. Die Schlüssel liegen noch bis heute im Kreuzbrunnen; alljährlich in der Charwoche kommen sie an die Oberfläche des Wassers; aber nur ein Jüngling, der noch keine Sünde begangen hat, kann sie sehen. Der wird auch die Schätze erhalten, und die Jungfrau erlösen. — Nur am Charfreitage, wenn der Priester in der Schloßkapelle die Leidensgeschichte Christi liest, öffnet sich der Eingang zu dem im Berge verborgenen Schätze. Eine Magd, die an diesem Tage auf den Berg ging und das Kind ihrer Herrschaft bei sich hatte, fand die Thüre offen, ging hinein und sah sich in einer großen Halle, wo es Gold genug gab. Eine Stimme rief ihr zu: „Nimm, aber vergiß das Beste nicht.“ Schnell setzte sie das Kind zur Erde, raffte von dem Golde in die Schürze und lief hinaus. In diesem Augenblicke schloß sich der Berg wieder, sie hatte das Kind vergessen. Ein ganzes Jahr lang suchte die Magd den Eingang vergebens. Endlich war der Charfreitag wieder gekommen. In demselben Augenblicke als der Priester in der Kirche die Passion zu lesen begann, öffnete sich vor der Magd der Berg. Sie fand das Kind in der Felsenhöhlung sitzend, mit einem Apfel spielend; ein großer, schwarzer Hund lag zu seinen Füßen. Rasch ergriff sie das Kind und eilte hinaus; es war gerettet. — Ein armer Zimmermann aus dem Dorfe Chlumčan fand einmal am Allerheiligenberge einen Topf mit alten verrosteten und zerbrochenen Nägeln. Nur ein einziger davon schien ihm brauchbar; den steckte er zu sich und ging heim. Daheim untersuchte er den Nagel genauer, da war derselbe pures Gold. Der Mann hatte sich die Stelle, wo der Topf stand, genau gemerkt; rasch lief er wieder auf den Berg, fand aber weder Topf noch Nagel. Hätte er nur gewußt, meinte er nachträglich, daß



in dem Topfe ein Schatz liege, da hätte er rasch sein Schurzfell darauf geworfen, dann wäre ihm der Schatz sicherlich nicht entgangen. — Unterhalb des Allerheiligenberges sieht man hart an der Straße nach Steben, auf einer Anhöhe ein aus Granit gehauenes Kreuz, bei 5' hoch. Auf den Armen des Kreuzes sind auf der Vorder- und Rückseite wieder je drei Kreuze eingehauen, so daß sich die für die Sage bedeutungsvolle Siebenzahl der Kreuze ergibt. Form und Arbeit sprechen für ein sehr hohes Alter des Kreuzes. Hier, wo das Kreuz steht, kämpften einmal zwei Riesen mit einander; der Eine hatte nur ein Auge, der andere nur einen Fuß. Sie schlugen sich im Kampfe gegenseitig todt und liegen nun unter dem Kreuze begraben. <sup>1)</sup>

## 2. Herrgotts-, Teufels- und Wackelsteine.

Im Gemeindewald bei dem Dorfe Gerten liegt ein merkwürdiger Granitblock, eine riesige Platte, die durch kleine runde Felsstücke gestützt, auf einer zweiten ruht. Die Oberfläche der obern Platte zeigt fünf Höhlungen, eine größere, regelmäßig oval geformt und 1 1/2 Schuh tief, rings herum 4 kleinere. Allgemein heißt dieser Felsblock der Herrgottstein. Die Leute im Dorfe sagen, auf diesem Steine habe der liebe Herrgott einmal ausgeruht und diese Höhlungen eingedrückt. Der alte herrschaftliche Schaffner aber versicherte, er habe erzählen gehört, dieser Fels sei einmal Gottes Tisch gewesen, und zwar bedeute die größere Höhlung die Suppenschüssel, die kleineren das Salzfaß, die Löffel u. s. w.

Bei dem Dorfe Sossen liegt auf einer Anhöhe ein zweiter Herrgottstein. Er gleicht einer gestützten Pyramide, deren Seitenflächen mit 10 Höhlungen bedeckt sind, die ganz in Stein gehauenen Stützen ähnlich sehen. Auf diesem Fels hat der Sage nach einmal Christus mit seinen Aposteln auf der Wanderung durch die Welt ausgeruht. Einen dritten ähnlichen Granitblock sieht man nahe dem Jagdschlosse Sct. Huberti bei Zechnis. Er heißt der Sct. Hubertifels und zeigt Höhlungen, als hätte sie ein liegender Mensch eingedrückt. Auf diesem Felsen hat der heil. Hubertus, der Patron des edlen Waidwerks ausgeruht, dem zu Ehren auch das Jagdschloß erbaut wurde. Einen vierten Herrgottstein endlich findet man in einer tiefen Schlucht bei dem Dorfe Zührau, eine große Granitplatte, in deren obere und Seitenflächen regelmäßige Vertiefungen und Nischen eingehauen sind. Das war, erzählte ein alter Meßner, einst der Altar der Hussiten. Hier haben sie unter freiem Himmel, in dunkler Nacht im Geheimen ihr Meßopfer dargebracht. Darum heißt der Fels auch heute noch Hussitenaltar oder Hussitenstein. Unterhalb

1) Fr. Panzer hat in seinem „Beitrag zur deutschen Mythologie“ eine erstaunliche Menge Ortschaften in Baiern namhaft gemacht, an welche sich die Sage von den schätzeheilenden und schätzehebenden in Berge und Hügel verwunschenen drei Jungfrauen knüpfte. Durch die vorstehende Petersburger Sage wird das Vorkommen dieser drei Fräulein auch in Böhmen constatirt. — Ein eigenthümliches Bewandniß hat es mit den Kreuzsteinen oder Steinkreuzen. Man ist über ihre Bedeutung nicht einig. Solche Kreuzsteine finden sich an mehreren Orten Böhmens. In Altbairern, Franken, Schwaben, der Oberpfalz wurden solche Steinkreuze urkundlich noch im XVI. Jahrhundert als Entgelt für einen begangenen Mord gesetzt, damit die Verwandten des Ermordeten von der Blutrache gegen den Mörder abfinden. (Wittmann in Hormayrs Taschenbuch 1850/51 pag. 212.) An anderen Orten erscheinen solche Steinkreuze als uralte Grenzmarken, häufig ist dann ein Schwert darauf eingehauen; meistens aber als Deutzeichen vorgekommener Unglücksfälle (Blitzschlag, Schlaganfall, Zweikampf, Mordthaten) und Hinrichtungen. Noch im Jahre 1727 wurde bei der Stadt Rudig einem Mädchen (Eva Rosina Titlbachin), die vom Blitze erschlagen wurde, an der Stelle, wo dies geschehen, ein niedriges Steinkreuz gesetzt, das man noch heute sieht. An Hinrichtungsplätzen erscheinen Steinkreuze bei Schmitt, Sagen von Ellbogen pag. 70. Aus Allem Gesagten möchte ich schließen, daß solche Steinkreuze überhaupt aus denselben Gründen gesetzt wurden, aus welchen man noch heute Kreuze setzt; daß aber der solide Stein eben die Jahrhunderte überdauerte, während Holz und Eisen zerstörenden Einflüssen rasch unterlagen. Interessant wäre es aber übrigens die Orte, wo sich solche Steine in Böhmen noch finden, sammt den sich daran knüpfenden Sagen oder urkundlichen Belegen über das Alter, die Bestimmung derselben zu sammeln, da sie immerhin ein Stück alten Lebens repräsentiren.



des Herrgottsteins bei Gerten liegt der Teufelsstein. Er trägt auf seiner Oberfläche eine genau hufeisenförmige Figur. Hier stritt einst der Teufel mit einem armen Bauer aus dem Dorfe Gerten um dessen arme Seele. Aber der Bauer war zu klug, um sich vom Teufel betrügen zu lassen und so mußte denn dieser unverrichteter Sache in die Hölle zurückfahren. Doch ließ er zum Wahrzeichen, daß er hier gewesen, den Abdruck seines Pferdehufes in dem Felsen zurück. Bei demselben Dorfe gibt es auch zwei Wackelsteine. Der eine oberhalb des Tschnitzer Teiches der andere im Gemeindewalde, 200 Schritte vom Herrgottstein entfernt. Der erstere ist ein riesiger Granitblock, der auf einem anderen so aufliegt, daß er schon durch geringe Kraft in schaukelnde Bewegung gebracht werden kann. Der Fels ist über und über mit Kreuzen und Jahrszahlen bedeckt und steht beim Landvolk in sehr großer Achtung. Der andere hat die Form einer ungeheuren, beweglichen Linse. Wird er in Bewegung gesetzt, dann schlägt die obere Platte mit dumpfem Poltern auf die untere. Er heißt darum auch Kumpel- und Donnerstein. 1)

### 3. Zwerglöcher und Erdmännchen.

In den Höhlen und Klüften der Berge und Felsen wohnen die Zwerge. Bei dem Dorfe Bergwerk, unweit Tschnitz, wurde einst Bergbau auf Silber getrieben. Heute sind die Stollen und Schachte eingestürzt und verrollt, und nur mehr wenige Spuren davon sichtbar. Der Hauptstollen heißt das Zwergloch; darin sitzen die Zwerge, die unzufrieden mit dem Treiben der habgierigen Bergleute einst den Stollen einstürzten, und hüten ihre Schätze. Auch in der Nähe des Herrgottsteins bei Gerten gibt es einen Zwergstein, einen kolossalen Granitblock, der mit seiner Spitze gleich einem riesigen Zuckerhute auf einer Platte ruht, nur wenig unterstützt. In diesem Felsen hat das kleine Volk der Zwerge seinen Wohnsitz. Ein drittes Zwergloch kenne ich in der Waldflur Kněžehaj unweit Gencie, ein ziemlich umfangreiches Loch in der Erde; drinnen wohnen noch heute die Zwerge, Erdmännchen geheißen, kleine Wesen kaum eine Spanne lang. Sie sind äußerst gutmüthiger Natur, dem Menschen sehr zugethan, und in allen Arbeiten erfahren. Oft kamen sie ins Dorf Gencie und borgten von einer Bäuerin einen Kübel, um darin Brot zu backen. Jedesmal brachten sie denselben pünktlich zurück und jedesmal fand die Bäuerin darin ein altes Geldstück. Auch liehen sie öfters ein Maß aus und maßen darin Geld und dann war immer ein Geldstück in den Fugen des Holzes stecken geblieben. Aber jetzt kommen die Erdmännchen selten mehr aus ihren Löchern hervor; und nur Kindern, die im Walde nach Erdbeeren suchen, sollen sie sich noch manchmal zeigen.

Wien, im December 1865.

Dr. Jul. Ernest Födisch.

### Volkspoesie in Prachatitz.

Es ist zwar Thatsache, daß das Volk, — namentlich der Bauer — zäh an alten Gebräuchen und Gewohnheiten hängt. So verursachte es in Prachatitz viel Aufregung, als der energische Bürgermeister Dr. Mayer daselbst vor wenigen Jahren den nächtlichen Gesang, und das störende Absingen der Stunden seitens der Nachtwächter

1) Prof. Mosch sieht in einer Anzahl ähnlicher Steine, die am Riesengebirge liegen, alte Cultusstätten, Opferherde mit Blutgefäßen und Blutrinnen. („Mosch, die alten Opferstätten des Riesengebirgs.“) Mir genügt es, unterdessen constatirt zu haben, daß auch im Innern Böhmens ganz ähnliche Felsen, mit ganz ähnlichen Sagen sich finden, wie dort. Mosch erzählt, daß er auf die Felsen des Riesengebirges aufmerksam gemacht wurde durch die Sage, bei denselben hätten die evangelischen Buschprediger ihre Messopfer gehalten und in die Nischen hätten die Leute die Gaben für die Priester gelegt. Das stimmt ganz mit dem Zähraner Hussitenaltar. Wackelsteine oder Wagsteine (pierres broulantes, rocking-stones) finden sich in Frankreich und England nicht selten in der Nähe erwiesener alter Opferstätten. Sicher gibt es in Böhmen noch mehrere hervorragende Felspartien auf den Gebirgen, in den Wäldern, auf



abstellte, und ihnen dafür bloß Signalpfeischen gab. Nichts desto weniger wiederholt sich auch hier die Erscheinung, daß viele alten Gebräuche und Gewohnheiten, insbesondere jene theatralischer Natur, — wenn dieß Wort erlaubt ist, — immer mehr und mehr in Vergessenheit gerathen. — So war beispielsweise in dem nahen Markte Sablat früher ein Passionspiel üblich, welches gegenwärtig nicht mehr besteht, und nur noch in Anekdoten fortlebt, daß: z. B. die Henkersknechte dem Darsteller des Heilands gram, ihrem Beruf mit zu viel Eifer und Natürlichkeit nachkamen, so daß der Heiland vor Schmerz etwas unsanft aus der Rolle fiel, oder: daß der Gekreuzigte, um ihm einen Poffen zu spielen, so schlecht am Kreuze befestigt wurde, daß er in steter Gefahr schwebte, herunterzufallen, und dadurch gezwungen war, von seinem erhöhten Standpunkt herab immer lauter und ungestümmer auf die Beendigung des Spieles zu dringen u. s. w.

Am meisten im Schwunge sind noch die heil. 3 Könige, welche in Prachatitz ihren Spruch theils redend, theils singend vortragen. — Wir geben ihn nachstehends jedoch mit dem Bemerken, daß sich im Laufe der Zeit durch unrichtige mündliche Ueberlieferung hie und da etwas Unsinn eingeschlichen hat, den wir möglichst zu entfernen bemüht waren.

Sobald die heil. 3 Könige erscheinen und die Anwesenden begrüßt haben, beginnt der Erste zu sprechen:

Ich hab studirt von Jugend auf; ich hab viel Bücher gelesen voll Planeten und Himmelszeichen; aber solche Sachen sind mir ganz unbekannt; ein großer Stern war zu sehen in unserem Land, diesem Stern wollen wir nachreisen, und hier nicht verbleiben.

Hierauf spricht der Zweite: Dreizehn Tage reisen wir schon, ehe kommen wir nach Bethlehem an; ein großer Stern war zu sehen in unserem Land, diesem Stern wollen wir nachreisen und nicht länger hier verbleiben.

Der Dritte (der Mohr) spricht: Ich komm her aus dem Morgenland, die Reise war mir ganz unbekannt, der Nebel war so dicht, daß ich kaum gesehen hab einen Stich.

Darauf singen alle Drei:

I.

Die Könige aus dem Morgenland kommen gezogen  
Und reisen im schnellsten Lauf,  
Als wären sie heftig in Pflüsten geflogen,  
Gleich einem fliegenden Ball.  
Wir haben zugebracht, dreizehn Tag und Nacht  
Wir reisen hunderte Meil',  
Wo ist denn der König der neue geboren?  
Im Morgenland scheint sein Stern,  
Laßt uns heftig nach Bethlehem eilen,  
Dort zeigt der König die Schrift.

II.

Jesulein, schöns Kindelein, warum bist du so verlassen,  
Liegst in dem kalten Krippelein, bloß auf der freien Gassen,  
Zwischen Ochs und Eslein muß die beste Wohnung sein.

---

den Feldern, mit denen sich die Sage in ähnlicher Weise beschäftigt, wie mit den erwähnten. Es würde im Interesse der Sagenkunde Böhmens liegen, eine vollständige Uebersicht dieser und ähnlicher Herrgott-, Heiligen-, Marien-, Teufels-, Mönch-, Altar- Waggsteine zc. zu geben, umsomehr, da jetzt manche interessante Felspartie rasch der Wirkung des Sprengpulvers erliegt. Viele solche Steine spielen selbst in der christlichen Symbolik eine bedeutende Rolle. Schreiber dieser Zeilen hat eine gute Reihe solcher „Steinsagen“ theils aus schriftlichen Quellen, theils aus dem Munde des Volkes in Böhmen gesammelt, und gedenkt selbe demnächst zu veröffentlichen. Sollten sich Freunde der heimischen Sagenkunde zu weiteren Mittheilungen über bisher noch unbekannt ähnliche Steine veranlaßt fühlen, so dürften selbe von dem Vereine für Geschichte der Deutschen für ihn entgegen genommen werden.



Nachtigall komm auch herbei, und laß dein Lied erschallen,  
Sing dem lieben Jesulein, eines zu Gefallen  
Ach du liebster Josef mein, das Kindlein will nicht schlafen ein.  
Es friert in seine Füßelein, und hat die Auglein offen.

Zu dieser Probe urwüchsigter Poesie, fügen wir noch, als Dialektprobe, zwei Lieder bei, die in Prachatitz häufig gesungen werden, obwohl sie nicht einheimisch, sondern importirt sind, von denen jedoch das Erstere dem Prachatitzer Dialekt ganz mundgerecht liegt, und bedauern nur, daß es beim besten Willen unmöglich ist, die charakteristischen Betonungen und die oft ganz unbestimmten Laute durch Buchstaben wieder zu geben:

1.

Bei mein Dirnai ihr'n Fenster scheint niemals koan Sunn  
Geht koan Londstroß'n<sup>1)</sup> für, ner<sup>2)</sup> a Steigl a kloans  
Ober drinn in ihren Zimmer is hübsch, und so fein  
Daß mi ziemt, i möcht ollemol drinn seyn.

2.

Und wir i<sup>3)</sup> bin kema<sup>4)</sup> zum Dirnai dort hin  
Hob's Fensterl afg'mocht, und glei husch war i drin  
„Und so bist a mol do, und recht load is ma's<sup>5)</sup> worn.  
I hob gmoant, host'n Gongsteig verlorn.“

3.

Und i kam ehm net feind seyn, dem Stuzai<sup>6)</sup> dem kloan  
Weils ollemal woant, wonn i sog, i geh hoam.  
Und so bleib i holt do, so long als mi's gfreut,  
Bis da Kuku und s Rothkröpsl schreit.

Das nun folgende Lied vom „Kadai“ stammt aus den an Baiern unmittelbar grenzenden Gegenden, vielleicht aus Baiern selbst, und weist daher einen bereits gegen das frühere etwas geänderten Dialekt auf.

1.

Grüaß di Gott, mei liabs Brüdai bist do  
Und i frag d'a scho longe Zeit no<sup>7)</sup>  
Brüdai, es gfreut mi scho<sup>8)</sup>  
Dof i di ner amol ho<sup>9)</sup>  
Und i mueß da<sup>10)</sup> jo glei wos drähln  
Dof ma's Kadai hobn wegnehma wöll'n.

2.

Und mei Kadai, dos loß i net<sup>11)</sup> hint  
Weil i stets ihres Gleicha net find  
Denn sie is so hübsch und rar  
Wie wonn's von Ddl war  
Und koa Mola<sup>12)</sup> konns net schöner moln  
Denn s' is grob, ols wann 's vom Himmel war gfoln.

3.

Znachst<sup>13)</sup> ho i mi on d'Maur ongluint<sup>14)</sup>  
Und do ho i holt recht höllsaktisch gwuint<sup>15)</sup>  
I ho ma denkt, es is scho gseh'n  
s Kadai hot an ondern gsegn<sup>16)</sup>  
Oba<sup>17)</sup> hiaz<sup>18)</sup> is scho olls wieda gut  
s Kadai sogt, dof koan Dndern liabn thut.

4.

Und wer a so a Dirndal will ho<sup>19)</sup>  
No der derf jo da Zwonzga net gsporn<sup>20)</sup>  
Beten muß er a dafür<sup>21)</sup>  
Sunst kriagt er s Kadai nie  
Und a lustiger Bua muß er sei  
Wonn 'r sogn will, s' Kadai ghört mei.

1) Wo statt des hochdeutschen a ein o steht, muß dasselbe einen Laut zwischen a und o, beiläufig wie das englische a nach Wallers Bezeichnung, nur nicht so gedehnt, erhalten. 2) nur. 3) Das r darf nur sehr leise gehört werden, um die zwei i von einander zu unterscheiden. 4) Das a klingt unbestimmt zwischen a und en. 5) Das a unbestimmt zwischen a und r. 6) Stuzai beiläufig ein kleines volles Mädchen. 7) nach. 8) Das in der Schrift fehlende n muß als leiser nachklingender Nasenlaut gehört werden. 9) habe. 10) Das a unbestimmt klingend zwischen a und r. 11) nicht. 12) Mahler. 13) zunächst. 14) angelehnt 15) geweint. 16) gesehen 17) Aber. 18) jetzt. 19) haben. 20) sparen. 21) dafür.



5.

Und s Kadai is hübsch und gschmeidi  
 Und drum san m'as d' Buben so neidi  
 I bitt eng Buam umatum<sup>22)</sup>  
 Sad's<sup>23)</sup> ma's net neidi drum  
 Und s Kadai is lustig alert,  
 Und an böarischen Tholer war's wert.

L—s—r.

### Das Schildwachbüchlein.

Wer in einem Dorfe des nördlichen Böhmens aufgewachsen ist, der erinnert sich gewiß eines kleinen, unscheinbaren Büchleins, das beinahe in jedem Hause als ein unfehlbares Schutzmittel gegen Zauberei, gegen Feuersgefahr und anderes Unglück aufbewahrt wurde. Man nennt es nur das Schildwachbüchlein. Das Büchlein enthält nämlich 24 Gebete, deren jedem das Bildniß eines Heiligen im alterthümlichen Holzschnitt vorangestellt ist. Jedes dieser Gebete ist für eine der 24 Stunden des Tages bestimmt und an einen besondern Heiligen gerichtet, von dem man glaubte, daß er in dieser Stunde am Lager der Sterbenden wache und bete, auf daß sie die Schrecknisse des Todes leichter überstünden und zur ewigen Seligkeit eingiengen. Das hieß die geistliche Schildwache und davon hatte das Büchlein seinen Namen.

Außer diesen 24 Gebeten enthält aber das Schildwachbüchlein auch noch andere Segen, der geistliche Schild genannt, welche gegen allerlei Gefahren des Lebens gerichtet sind. Wenn man diese Gebete andächtig betet oder auch nur gläubig bei sich trägt, so ist man sicher vor Ungewittern, Gespenstern und Zaubereern, vor Pest und bösen Krankheiten, man kann an demselben Tage, an welchem man sie gesprochen, nicht unkommen, weder im Wasser noch im Feuer, noch im rechtmäßigen Streit und wird auch nicht jähen Todes sterben. In das Haus, worin diese Gebete sind, schlägt der Blitz, „das wilde Feuer“ nicht ein, und die Frau darin wird leicht gebären. Endlich findet sich darin auch noch eine Unterweisung über die Kraft des Weihwassers und der Benediktuspennige, welche letztere insbesondere vor Menschen- und Viehzauber schützen sollen.

Das Büchlein verfehlt zwar nie, seinen Gebeten ein hohes Alter zuzuschreiben: bald soll ein Segen vom h. Augustinus herrühren, bald soll er von Gott selbst als Brief vom Himmel gesendet, bald auf dem Grabe der Mutter Gottes gefunden worden sein. Allein der Styl dieser Gebete, so wie der Umstand, daß auch der heilige Ignatius von Loyola unter den 24 Schildwächtern angetroffen wird, beweist klar, daß das Büchlein ein Machwerk der Jesuiten und im 17. Jahrhunderte entstanden ist.

Insofern ist das Büchlein für die Culturgeschichte Böhmens nicht ohne Interesse; es zeigt, welcher Mittel sich die Jesuiten bedienten, als sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege der Aufgabe unterzogen, Böhmen zur katholischen Kirche zurückzuführen. Statt dem Aberglauben des Volkes, sofern sie ihn nicht selber theilten, entgegenzuwirken, benützten sie denselben zur Vermehrung ihres Ansehns. So erzählt der gelehrte Jesuit Valbinus, der im 17. Jahrhunderte lebte, daß die Jesuiten sich viel mit Schatzgräberei und Geisterbeschwörung beschäftigten; ja er selber will aus einem Hause zwei Hausgeister vertrieben haben, welche sich daselbst seit längerer Zeit gezeigt hatten. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts standen daher die Jesuiten als Geisterbanner und als Menschen, welche mehr wußten, als andere Leute, in hohem Ansehen beim Volke. Ubrigens wird das Schildwachbüchlein immer seltener. Der Glaube an Geister und Zauberer ist im Schwinden und die Geißlichkeit selbst wirkt dem Mißbrauche, der mit dem Büchlein getrieben wurde, entgegen.

22) um und um. 23) Seid.



## Geschäftliche Mittheilungen.

### Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 18. December 1865.

#### Ordentliche Mitglieder:

- |   |   |
|---|---|
| Herr <b>Blaschel</b> Wilhelm, Gemeinde-Sekretär in Morchenstern.                                    | Herr <b>Rejasek</b> Mathias, Bürgermeister in Morchenstern.         |
| „ <b>Fischer</b> Adolf, Buchhalter in Franzens-<br>thal bei Benzen.                                 | „ <b>Dhorn</b> Lambertus, Prämonstratenser-<br>Ordensnoviz in Tepl. |
| „ <b>Jödisch</b> Ernst, Dr., Bibliothekar in Wien.  | „ <b>Priebisch</b> Josef, Fabrikant in Morchenstern.                |
| „ <b>Seller</b> Adolf, Kaufmann in Polau bei<br>Morchenstern.                                       | „ <b>P. Reichelt</b> Wenzel, Realschul-Direktor<br>in Eger.         |
| „ <b>Soyer</b> Anton, Spediteur in Eger.  | „ <b>P. Riedel</b> Jos., Katechet in Morchenstern.                  |
| „ <b>Suyer</b> Heinrich in Morchenstern.  | „ <b>Riedel</b> Leopold in Morchenstern.                            |
| „ <b>Kager</b> Anton, Hauptschul-Direktor in<br>Hohenelbe.  | „ <b>Rößler</b> Eduard in Tiefenbach bei Mor-<br>chenstern.         |
| „ <b>P. Knobloch</b> Ignaz, Pfarrer in Mor-<br>chenstern.   | „ <b>Rößler</b> Josef, Fabrikant in Tiefenbach<br>bei Morchenstern. |
| „ <b>Krager</b> A. E., Kaufmann in Lannwald   | „ <b>Seidler</b> W., Sektions-Ingenieur in Hall<br>bei Innsbruck.   |
| „ <b>Kürschner</b> Franz, Dr., Archivar in Eger.  | „ <b>Weiskopf</b> Paul, Chemiker in Morchenstern.                   |
| „ <b>Löbel</b> Anton, Kaufmann in Morchenstern.   |   |
| „ <b>Mayer</b> Ernst, Med. et Chir. Dr., Bür-<br>germeister, Landtagsabgeordneter<br>in Prachatitz. |   |

Vom 1. August bis Ende November 1865 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

- Herr **Harzer** Johann, Professor an der Oberrealschule in Leitmeritz.  
„ **Helbling von Hirzenfeld** Johann, em. k. k. Univ.-Professor in Prag. († 9. Oktob. 1865.)  
„ **Herzig** Anton, Canonikus ec., in Lobositz. († 25. Oktober 1865.)  
„ **P. Mayer** Lambert, Präm.-Ordenspriester, pens. Sternwarte-Direktor ec., in Tepl.  
(† 7. August 1865.)  
„ **Müller** Franz, Holzhändler in Raasdütz.

### Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. August bis 3. Dezember 1865 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.“)

Königl. bayerische Akademie der Wissenschaften in München.

Alterthumsverein zu Freiberg in Sachsen.

Herr **Bayer** Jos. Wilhelm, Kaufmann in Prag.

„ **Beer** Siegmund in Prag.

„ **Benedikt** Nath., Kaufmann in Prag.

„ **Biermann** Gottl., Gymn.-Professor in Teschen.

„ **Binder** Karl, Weinhändler in Prag.

„ **Gredner** Friedr. Aug., k. k. Hofbuchhändler in Prag.

Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag.

Direktion der Oberrealschule in Böhm.-Leipa.

Herr **Elbogen** S., Antiquar in Prag.

Germanisches Museum in Nürnberg.

Geschichts- & Alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg.



**K. k. mährisch-schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde** (Histor.-statist. Sektion) in Brünn.

**Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde** in Stettin.

**Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur** in Breslau.

Herr **Goldschmidt** Jak. S., Lederfabrikant in Prag.

„ **Goppold von Lobsdorf** Heinrich in Prag.

„ **Grohmann** Jos. Virg., Ph. Dr., Redakteur in Prag.

„ **Gaase** Rudolph, J. U. Dr. in Prag.

„ **P. Habermann** Otto, Benedictiner-Ordenspriester, Th. Dr., Professor in Klagenfurt.

**Handels- und Gewerbekammer** in Prag.

Herr **Helly** Richard von, Chem. Dr., Apotheker in Prag.

„ **Hübner** J. A. in Prag.

„ **John** Vinc., J. U. C. in Bürgstein.

„ **Zunker-Oberconrent**, Freiherr, königl. Regierungs-Direktor in Gumbinnen in Ostpreußen.

„ **Keindl** Ottomar, Kaufmann in Prag.

„ **Klutschak** Gottfr., J. U. C. in Prag.

„ **J. Kobrtsch & Gschihay**, Verlagsbuchhändler in Eger.

„ **Kolarzik** Ant., em. k. k. Gymn.-Direktor in Leitmeritz.

„ **Kögler** W., Ph. Dr., Direktor der deutschen k. k. Oberrealschule in Prag.

„ **Kuh** D., Zeitungs-Eigenthümer in Prag.

„ **Kaše** Jos., Ph. Dr., k. k. Gymn.-Professor in Prag.

„ **Nagelholz** Karl, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien.

„ **Neumann** Jos., k. k. Landesgerichts-Rath in Prag.

„ **Pfeiffer** M., Sekretär der Buschthradler Eisenbahn-Gesellschaft in Prag.

„ **Pichler** Wilhelm, J. U. C. in Prag.

„ **Pickert** Karl, Ph. Dr. in Prag.

„ **Kausch** F. W., Photograph in Leitmeritz.

„ **Ruschka** Adalbert, Ph. Dr., Gymn.-Professor in Klattau.

„ **Schmalzfuß** Anton, Redakteur in Prag.

„ **P. Schmid** Ambros, Pfarrer und Personalbedient in Altenbuch bei Trautenau.

„ **Schmid** Georg, Ph. Stud. in Prag.

„ **P. Schmidt** Rudolf, Kaplan zu Altenbuch bei Trautenau.

„ **Schneider** Anton, Apotheker in Prag.

„ **Singer** Josef, Fabrikbesitzer in Prag.

**Smithsonian Institution** in Washington.

**Geschichtsverein für Kärnten** in Klagenfurt.

**Verein für Hamburgische Geschichte** in Hamburg.

**Verein für Landeskunde von Niederösterreich** in Wien.

**Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung** in Wiesbaden.

**Historischer Verein für Niedersachsen** in Hannover.

**Historischer Verein für Oberfranken** in Bayreuth.

**Historischer Verein für Krain** in Laibach.

**Historischer Verein für Steiermark** in Graz.

**Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg** in Würzburg.

**Boigtländischer Alterthumsforschender Verein** in Hohenleuben.

Herr **Werner** Ferd., Direktor der Haupt- und Realschule in Trautenau.

„ **Wiedowsky** Alex., Ph. Dr., Instituts-Inhaber und Direktor in Prag.

„ **Wolf** Leopold, Buchhalter in Prag.

„ **Zahn** Ed. F., J. U. Dr. in Prag.

„ **Zink** Ant., Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.

Den Herren Mitgliedern wird zur Kenntniß gebracht, daß das Vereinsjahr mit dem 16. Mai beginnt, und dieselben werden ersucht, die Jahresbeiträge bis Ende Jänner 1866 einzuzahlen.



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

---

Vierter Jahrgang.

Fünftes Heft.

---

### Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

#### III.

Tu Ipsa muta voce tamen ad extremum usque  
Terrarum sonora

Totum genus humanum erudis!

Anonymi „Laus Typographiae“.

Das Erdenwallen des Genius ist selten etwas anderes als das Durchmessen eines Leidensweges, an dem — gleich Meilensteinen — von Strecke zu Strecke düstere Marterssäulen ragen. Will das Schicksal dadurch der Selbstüberhebung phänomenaler Menschengrößen vorbeugen? Oder will es so den Neid der Mittelmaßigkeit und Menge versöhnen? Ich weiß es nicht, aber so viel ist gewiß: das Diadem, welches die Stirne der Geistesfürsten umstrahlt, birgt in seinem Innern nur allzuoft eine — Dornenkrone.

Auch Gutenberg mußte dafür büßen, daß seine Gestalt, allen künftigen Jahrhunderten sichtbar, hoch hinwegragen sollte über die Häupter gewöhnlicher Sterblichen. Er fiel zwar keiner tragischen Katastrophe zum Opfer, die mit erschütternder Gewalt über ihn hereingebrochen wäre; aber ein viel schmerzhafteres und doch ruhmloses Martyrium war ihm zugebracht: denn konnte es für sein Gemüth eine glühendere Qual geben, als den Schöpferdrang seines Genie's von der Unzulänglichkeit seiner Glücksgüter gehemmt, die Verwirklichung seiner göttlichen Idee an die Großmuth fremden Eigennutzes gewiesen, die Frucht und fast auch den Ruhm seiner Erfindung von der Hand tückischer Selbstsucht geraubt zu sehen?

Wie wandelbar die Gunst des Glückes sei, erfuhr Gutenberg bald nach der Verbannung seines Vaters aus Mainz (1420), durch welche das Familienvermögen der Gensfleisch einen argen Stoß und sein Erbe eine empfindliche Schmälerung erlitt. Um die Entwürfe seines erfinderischen Geistes ausgestalten zu können, war Gutenberg, der ehevor reichbegüterte Patriziersohn, sowohl zu Straßburg als in Mainz genöthigt, bald fremde Gewinnsucht in sein Interesse zu ziehen, bald den Demüthigungen eines Schuldners zu trotzen, bald mit dem Reichthum schlauer Gesellschafter, wie z. B. des Mainzer Goldschmieds Johann Faust, ob auch widerwilligen Herzens zu pactiren. Als der Letztgenannte



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

---

Vierter Jahrgang.

Fünftes Heft.

---

### Böhmen und die älteste Buchdruckerkunst.

#### III.

Tu Ipsa muta voce tamen ad extremum usque  
Terrarum sonora

Totum genus humanum erudis!

Anonymi „Laus Typographiae“.

Das Erdenwallen des Genius ist selten etwas anderes als das Durchmessen eines Leidensweges, an dem — gleich Meilensteinen — von Strecke zu Strecke düstere Marterssäulen ragen. Will das Schicksal dadurch der Selbstüberhebung phänomenaler Menschengrößen vorbeugen? Oder will es so den Neid der Mittelmaßigkeit und Menge versöhnen? Ich weiß es nicht, aber so viel ist gewiß: das Diadem, welches die Stirne der Geistesfürsten umstrahlt, birgt in seinem Innern nur allzuoft eine — Dornenkrone.

Auch Gutenberg mußte dafür büßen, daß seine Gestalt, allen künftigen Jahrhunderten sichtbar, hoch hinwegragen sollte über die Häupter gewöhnlicher Sterblichen. Er fiel zwar keiner tragischen Katastrophe zum Opfer, die mit erschütternder Gewalt über ihn hereingebrochen wäre; aber ein viel schmerzhafteres und doch ruhmloses Martyrium war ihm zugebracht: denn konnte es für sein Gemüth eine glühendere Qual geben, als den Schöpferdrang seines Genie's von der Unzulänglichkeit seiner Glücksgüter gehemmt, die Verwirklichung seiner göttlichen Idee an die Großmuth fremden Eigennutzes gewiesen, die Frucht und fast auch den Ruhm seiner Erfindung von der Hand tückischer Selbstsucht geraubt zu sehen?

Wie wandelbar die Gunst des Glückes sei, erfuhr Gutenberg bald nach der Verbannung seines Vaters aus Mainz (1420), durch welche das Familienvermögen der Gensfleisch einen argen Stoß und sein Erbe eine empfindliche Schmälerung erlitt. Um die Entwürfe seines erfinderischen Geistes ausgestalten zu können, war Gutenberg, der ehevor reichbegüterte Patriziersohn, sowohl zu Straßburg als in Mainz genöthigt, bald fremde Gewinnsucht in sein Interesse zu ziehen, bald den Demüthigungen eines Schuldners zu trotzen, bald mit dem Reichthum schlauer Gesellschafter, wie z. B. des Mainzer Goldschmieds Johann Faust, ob auch widerwilligen Herzens zu pactiren. Als der Letztgenannte



sein arglistig angelegtes Vertragsverhältniß zu Gutenberg nach fünfjährigem Bestand gerichtlich gelöst, und der große Erfinder kraft eines parteiischen Richterspruchs nicht allein den Rest seiner Habe, sondern selbst sein Druckgeräth an Fust verloren hatte (1455): da stand der schnöd Ueberlistete am Sarge seiner, mit den Anstrengungen eines ganzen Lebens erkauften, mit dem wärmsten Blute seines Herzens genährten, von der besten Kraft seines Geistes großgezogenen Hoffnungen! — Ein Schimmer von Trost lächelte ihm zwar entgegen, als ihm der Mainzer Stadtsyndikus, Dr. Humern, die Anschaffung neuer Preßgeräthschaften ermöglichte; allein das Glück schien gegen ihn mit dem Undank und der Treulosigkeit der Menschen gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Von Kümernissen aller Art umlagert, mußte derjenige, der auf den höchsten Dank der Mit- und Nachwelt ein ewiges Anrecht erworben hatte, es schließlich als Gnade begrüßen, daß ihn der Mainzer Erzbischof unter sein — Hofgesinde aufnahm!

Nicht genug daran, daß die Tücke des Geschickes den Gutenberg an die Selbstsucht anderer vorrathen: sie hat auch ihm selbst den Schein der Engherzigkeit und Selbsttelei angeheftet. Denn einerseits von der Eiferfucht der Briefdrucker bedroht, andererseits von der Mißlichkeit seiner Verhältnisse gedrängt, wußte sich Gutenberg keinen andern Rath als die herrliche Schöpfung seines Genius, diese Quelle seines Ruhms, vor der Welt zu verleugnen und den aus der Tiefe seines erfindungsreichen Geistes hervorgegrabenen Schatz — statt ihn der Menschheit zum Geschenk zu machen — zu eigenen Zwecken im Stillen auszubenten. Er nahm daher allen Gehilfen und Arbeitern, die in seiner gemeinschaftlich mit Fust (1450) gegründeten Mainzer Druckerei Beschäftigung suchten, das Angelöbniß der tiefsten Verschwiegenheit ab. Als Fust i. J. 1455 sich von Gutenberg getrennt und in Verbindung mit seinem Schwiegersohne Peter Schöffer eine selbständige Presse errichtet hatte, band er die Zunge seiner Gehilfen sogar durch einen feierlichen Eid. Indessen sollte ein unerwartetes Ereigniß bald alte Vorsicht der Mainzer Druckherren vereiteln.

Papst Pius II., in der schriftstellerischen Welt unter dem Namen Aeneas Sylvius bekannt, hat gegen den Mainzer Erzbischof, Diether von Isenburg, mit dem er in Streitigkeiten gerathen war, am 21. August 1461 von Tibur aus eine Absetzungsbulle erlassen und an seiner Statt den Grafen Adolph von Nassau auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben. Entschlossen, sich aufs äußerste zu vertheidigen, trat Isenburg am 4. April 1462 mit einem bei Fust und Schöffer gedruckten Manifest hervor, worin er die Ungerechtigkeit seiner Absetzung darzuthun und die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen suchte. Zu diesem Behuf wurde das Manifest nicht allein in Mainz öffentlich angeschlagen, sondern auch an Fürsten, Städte und Innungen versendet<sup>17)</sup> Mittlerweile nahte Adolph von Nassau mit Heeresmacht, um die Vollstreckung der

17) Diether von Isenburg war der Erste, der die Typographie zu publicistischen Zwecken benutzte. Das Manifest, von dem sich drei Exemplare erhalten haben, bedeckt eine einzige Folioseite und umfaßt 106 Zeilen. Die oben erwähnte Datirung des Manifestes lautet eigentlich: „Dienstag nach Lactare 1462.“ — Jener Dienstag fällt eben auf den 4. April.



päpstlichen Bulle zu erzwingen. Iſenburg zog ihm entgegen und erfocht bei Seckenheim (unfern Heidelberg) einen blutigen Sieg. Allein trotz dieses Erfolgs entschied der Ausgang des Kampfes gegen ihn, da es dem Adolph von Nassau gelungen ist, in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1462 die Stadt Mainz zu überrumpeln, in Brand zu stecken und trotz der tapfersten Gegenwehr der dem Iſenburg ergebenen Bürgerschaft zu erstürmen. Mord, Raub und Plünderung wütheten furchtbar in der unglücklichen Stadt. Das um sich greifende Feuer verwüstete auch einen Theil von Fust und Schöffer's Buchdruckerei, als hätte es Rache nehmen wollen an jener parteigängerischen Presse, aus der Iſenburg's Manifest hervorgegangen. Gutenberg hat zwar nicht durch den Brand, dafür aber durch die Raubsucht der siegreichen Soldateska so arg gelitten, daß er sich nie wieder aufzuraffen vermochte<sup>18)</sup>. Fust und Schöffer, obschon noch immer im Besitze ansehnlicher Geldmittel, mußten sich doch bis zur Wiederherstellung ihrer Druckerei in eine ziemlich lange, ihrem stark ausgebildeten Erwerbssinn gewiß sehr empfindliche Raſt und Muße fügen<sup>19)</sup>. Von den Schrecken plötzlicher Brodlosigkeit erfaßt, verließen die meisten Gehilfen und Arbeiter der drei Druckherren das für sie aussichtslose Mainz und öffneten der Buchdruckerkunst, von deren Geheimhaltung sie durch den Drang der Umstände sich losgezählt glaubten, die Pforten der weiten Welt.

Je nachtheiliger diese Wendung der Dinge für Gutenberg, Fust und Schöffer ausfiel, desto erspriesslicher gestalteten sich ihre Folgen für das Cultur-Interesse der Allgemeinheit. Die Buchdruckerkunst dehnte die Grenzen ihres Verbreitungsgebietes mit einer Hast aus, als hätte sie im Dienste ihrer großen culturgeschichtlichen Sendung die Saat des geistigen Heils nicht rasch genug über Europa austreuen können. Nachdem sie bereits von 1455—1462 zu Bamberg von dem strebsamen und begabten Briefdrucker Albrecht Pfister gepflegt worden, wanderte sie 1465 nach Elt wil (einem Städtchen bei Mainz) und nach Subiaco (einem Kloster bei Rom), 1466 nach Straßburg, 1467 nach Köln und Rom, 1468 nach Augsburg, 1469 nach Mailand und Venedig u. s. f.

Ihres Zweckes eingedenk, müssen diese Zeilen vor allem auf jenen Fortschritt achten, den die Propaganda der Buchdruckerkunst (von Mainz aus) in östlicher Richtung machte. Sieht man von Pfister ab, dessen Spur in Bamberg um 1462 erlischt, so war 6 Jahre nach dem Auszug der Gutenberg-Fust-

18) Der neue Erzbischof, Adolph von Nassau, verlegte aus Furcht vor den Mainzer Bürgern, deren bei der tapferen Gegenwehr an die 500 gefallen waren, seine Residenz nach dem 3 Stunden von Mainz entfernten Elt wil und nahm den völlig herabgekommenen Gutenberg zum Lohn für geleistete Dienste — seiner Erfindung gedenkt das Anstellungsdekret auch nicht mit einer Sylbe — unter die Zahl seiner Hofdiener auf. Gutenberg vermietete in Elt wil seine Druckgeräthschaften an den mit ihm verschwägerten Heinrich Bechtermünze: verkaufen durfte er sie nicht, da sie dem Dr. Humery zu Mainz als Eigenthum verschrieben waren. Gutenberg starb in Adolph's Diensten schon 1468, kinderlos und unbeachtet. Man kennt nicht einmal die Stelle, wo seine Gebeine ruhten.

19) Sie gaben erst im 2. Jahr nach der Katastrophe ein Lebenszeichen von sich: es war dies ein bei ihnen gedruckter Ablassbrief des Papstes Pius II. (eine Kreuzfahrtbulle gegen die Türken) datirt aus Rom vom 11. Nov. 1463.



schen Gehilfen aus Mainz die Stadt Augsburg die am weitesten gegen Böhmen zu vorgeriückte Niederlassung der Typographie. Sie sollte dies aber nicht lange bleiben — Dank dem Verdienste eines Mannes, dessen Name in Böhmen leider ganz verdunkelt und verschollen, doch gerade hier im gesegneten Andenken fortleben sollte. Johann Sensenschmid, von Geburt (wie er selbst bezeugt) ein Egerer<sup>20)</sup>, gründete — nachdem er in Deutschland, vielleicht sogar in Mainz — den Jüngern der Typographie sich zugesellt — zu Nürnberg, wo er das Bürgerrecht erworben, die älteste aller dortigen Druckereien. Dies geschah jedenfalls noch vor 1470, da die datirten Drucke Sensenschmids bis zu diesem Jahr zurückreichen, während einige undatirte Druckwerke desselben alle Merkmale eines noch älteren Ursprungs an sich tragen. Um das Gedeihen seiner typographischen Anstalt zu fördern, verband sich Sensenschmid mit Heinrich Kefer aus Mainz, einem vormaligen Arbeiter aus Gutenberg's Werkstatt, und mit Andreas Frisner aus Wunsiedel, einem an der Leipziger Hochschule graduirten, wissenschaftlich gebildeten Manne, den seine Kenntnisse dazu besonders befähigten, gediegene Textrecensionen zu liefern, somit die Aufgaben eines Editors im Geiste sachmännischer Kritik zu lösen. Sensenschmid erfreute sich in Nürnberg des typographischen und buchhändlerischen Monopols nur kurze Zeit. Schon im Jahr 1472 bekam er an Friedrich Crenßner und an dem berühmten Mathematiker Johannes Müller, gewöhnlich Regiomontanus genannt, zwei eifrige Concurrenten, denen sich im folgenden Jahr der reichbegüterte und energische Anton Koberger zugesellte. Regiomontanus, der meist astronomische Werke verlegte, schied — vom Papste Sixtus IV. behufs einer Kalenderverbesserung nach Rom berufen — von Nürnberg zwar schon wieder zu Ende Juli 1475: allein die Lücke wurde mehr als zu Genüge ausgefüllt durch den mit einer eisernen Arbeitskraft und einen kühnen Unternehmungsgeist ausgestatteten Koberger, der dem Betrieb seiner Druckerei einen so mächtigen Aufschwung und einen für jene Zeit so ungewöhnlichen Umfang gab, daß er den von der Welt ihm zuerkannten Beinamen „König der Buchdrucker“ zu rechtfertigen schien. Damals mußte es freilich Staunen erregen, wenn er täglich über 100 „Gesellen“ an 24 Pressen beschäftigte und die Filialen seines trefflich organisirten, äußerst lebhaften Buchhandels bis Hamburg, Frankfurt a. M., Wien, Basel und Venedig vorschob. Neben einem in so großartigem Style arbeitenden Kunstgenossen fühlte sich — wie es scheint — der zwar strebsame, aber auf ein weit bescheideneres Maß von Mitteln angewiesene Sensenschmid etwas beengt und übersiedelte um d. J. 1479

20) Pröckl hat zwar in seinem Spezialwerk: „Eger und das Egerland“ zu Ende des 1. Theiles eine eigene Rubrik: „In Eger geborne berühmte Männer“, allein von Sensenschmid weiß die Rubrik nichts, obschon sein Wirken bedeutender und ruhmwürdiger war als das der meisten von ihr angeführten Celebritäten. Seine Abkunft aus Eger konstatierte er in der von ihm gedruckten „Pantheologia“ des (um 1350 †) Dominikaners Raynerius de Rivalto, von seinem Geburtsorte auch de Pisis genannt. In der Schlussanzeige dieses Werkes nennt sich Sensenschmid *industriosum impressoriae artis Magistrum Johannem Sensenschmid de Egra*.



nach Bamberg, während sein Gesellschafter Frisner nach Leipzig ging, wo ihm an der Hochschule eine Lehrkanzel der Theologie zu Theil ward. In Bamberg legte Sensenschmid, sobald er seine Aufnahme in den Gemeindeverband erwirkt hatte, in Gemeinschaft mit Heinrich Pezensteiner eine neue, hauptsächlich zum Drucke größerer Missalbücher eingerichtete typographische „Offizin“ an. Nach 19 Jahren endlich hat Pfister einen — und zwar sehr würdigen — Nachfolger erhalten. Als solchen bewährte sich Sensenschmid schon durch seinen ersten Bamberger Druck, ein „Missale ordinis S. Benedicti“, an welchem die Meisterschaft der technischen Ausführung allgemein überraschte. Gar bald erfreute sich der Name „Sensenschmid“ besonders in klerikalen Kreisen des besten Klanges und der schmeichelhaftesten Anerkennung, die in vielseitigen Bestellungen kirchlicher Druckwerke — darunter eine auch bis von Olmütz her — ihren sprechendsten Ausdruck fand. Auf einen dringenden Wunsch des Regensburger Bischofes Heinrich mußte Sensenschmid i. J. 1485 sammt seiner Presse auf einige Zeit nach Regensburg kommen, um dort das „Missale Ratisbonense“ zu drucken, wobei er von Johan Beckenhaus, einem gebornen Mainzer, der früher in Straßburg einer Druckerei vorgestanden, wacker unterstützt wurde. — Im Ganzen wirkte Sensenschmid in Bamberg etwa durch ein Decennium; das letzte von ihm gedruckte Missal trägt die Jahreszahl 1490; bald darauf setzte der Tod seinem auf die Förderung der Typographie so einflußreichen Streben ein Ziel.

Sensenschmid hat die Erfindung Gutenberg's nicht allein in die Nachbarschaft Böhmens getragen, sondern er ist als Schöpfer der Nürnberger Typographie auch zum Erzbater der böhmischen geworden: denn ein Nürnberger Drucker war es, der um 1474 — also während Sensenschmid noch zu Nürnberg weilte — die dem Osten zustrebende Richtung der typographischen Propaganda wieder aufnahm, und mit der Hoffnungsfreudigkeit eines Missionärs über das Gebirge nach Böhmen zog, um dort für seine Kunst eine neue Pflanzstätte zu finden. Seinen Namen aufzuzeichnen, hat die böhmische Culturgeschichte — undankbar genug! — vergessen. Dem altberühmten Pilsen, damals der zweiten Stadt Böhmens, fiel durch die dem Ankömmling gewährte Aufnahme die ehrende Rolle zu, die Annalen der böhmischen Typographie zu inauguriren. Die Pilsner Presse debütierte mit der Trojanischen Chronik des Guido von Colonna und mit einem Neuen Testament, zwei durch die Neuartigkeit und Schönheit der Lettern ausgezeichneten Drucken. Während die Typographie in Italien, Frankreich, in der Schweiz, in Holland und Ungarn von lateinischen Werken ausging, wandte sie in Böhmen gleich ihre erste Gunst einer lebenden Volkssprache zu: denn in den beiden Pilsner Erstdrucken setzte sie dem Idiom der slawischen Bevölkerung Böhmens das älteste, durch bewegliche Typen geschaffene Denkmal. Hiemit hat sie das Reich der ihrem Scepter tributären Sprachen um eine neue Provinz erweitert und wie früher die romanische, so jetzt die slawische Welt in den Kreis ihres Einflusses gezogen.

Guido von Colonna, Rechtsanwalt in Messina (wo er 1292 †) und zugleich einer der ältesten italienischen Dichter, dessen Dante in der Schrift



„De vulgari eloquentia“ wiederholt gedenkt, verfaßte um 1287 mit Benützung zweier apokryphen griechischen Autoren, des Dictys Cretensis und Dares Phrygius, in lateinischer Sprache eine romanhafte Geschichte der Zerstörung Troja's, die trotz ihres pretiösen, selbst schwülstigen Styles im Mittelalter eine unglaubliche Berühmtheit erlangt hat, wahrscheinlich weil der Kampf zwischen dem Abend- und Morgenland, dessen Idee seit den Kreuzzügen alle Gemüther beherrschte, in dem Kriege der Griechen gegen Troja sein eigenes Spiegelbild erblicken mochte. Nach den vielen Abschriften zu schließen, welche sich von der böhmischen Uebersetzung des Colonna'schen Romans aus alter Zeit her erhalten haben, muß dieser — wie in ganz Süd- und Westeuropa, so auch — in Böhmen eine sehr beliebte Lektüre gewesen sein. Der Pilsner Abdruck kam also dem Geschmacke des lesenden Publikums sehr gelegen. Mit den äußerst zierlichen Typen desselben, die den Charakteren der böhmischen Handschriften eigens nachgegossen wurden, ist auch das Neue Testament gedruckt. So wenig diese zwei frühesten Inkunabeln der Pilsner Presse den Namen des Druckers melden, eben so wenig geben sie eine sichere Auskunft über ihr beiderseitiges Alter; doch dürfte der Trojanischen Chronik das Erstgeburtsrecht zustehen, da ihre vielen Druckfehler, namentlich bei spezifisch-böhmischen Lautgruppen, deutlich verrathen, daß der deutsche Setzer in seinem Verhältniß zur böhmischen Sprache noch nicht über das Stadium des Tiociniums hinaus gekommen war, während das Neue Testament, dem offenbar die mittlerweile eingeübte Hand eines eingebornen Setzers und Correctors zu Gute gekommen, bereits einen großen orthographischen Fortschritt bezeugt. Fiele nun das Neue Testament — wie am Schluß desselben ein etwas räthselhaftes Buchdruckerschild anzudeuten scheint — in das Jahr 1475, so würde sich etwa 1474 als das Druckjahr der Trojanischen Chronik ergeben<sup>21)</sup>. Auf alle Fälle gebührt diesen zwei Paläotypen der chronologische Vortritt vor dem lateinischen Druckwerk „Statuta provincialia Ernesti“, das man sonst für den Erstling der Pilsner Presse und der böhmischen Typographie überhaupt, hie und da angesehen hat. Mit Unrecht! Die Statuten des Prager Erzbischofes Ernst von Pardubitz sind keineswegs der erste, wohl aber der erste genau datirte Pilsner Druck aus dem Jahr 1476.

Der Baum der Typographie fand in dem geistig geweckten Böhmen einen ihm zusagenden Boden und trieb hier alsbald kräftig aufstrebende Schößlinge. Prag, das politische und geistige Centrum Böhmens, konnte bei seinem reicheren Leben hinter der typographischen Initiative Pilsens nicht lang zurückbleiben. Im Jahr 1478 tagte zu Prag behufs der Vertheidigung der Compactaten eine Versammlung der utraquistischen Stände, deren Beschlüsse (Articuli) hier desselben

---

21) Wenn der Slawist Wenceslaw Hanka in der Zeitschrift des böhmischen Museums (Časopis Českého Museum 1840 und 1852) die erste Drucklegung der Trojanischen Chronik in das Jahr 1468 hinausrücken will, so verwechselt er das Druckjahr mit dem Datum jener Handschrift, die dem Abdruck zu Grunde gelegen. Der Drucker nahm das Datum der letzteren mit in den Abdruck auf, weil jedes Druckwerk ursprünglich für einen bloßen Repräsentanten der abgedruckten Handschrift galt, wie oben noch einmal betont werden wird.



Jahres čechisch und lateinisch im Druck erschienen sind. Dies wäre die erste Kundgebung einer in Prag gegründeten Presse: doch wird jene durch kein einziges übrig gebliebenes Exemplar, sondern bloß durch eine glaubwürdige Nachricht bezeugt. Von einer andern Prager Inkunabel, Aesop's Fabeln in čechischer Uebersetzung, muthmaßlich 1487 gedruckt, rettete das Prämonstratenser-Stift Strahow zu Prag nur zwei Blätter, deren rohe Holzschnitte zu den ältesten Versuchen der böhmischen Xylographie gehören. Ein gleichzeitiger, datirter Psalter mit čechischem Text (Prag 1487) vererbte sich auf unsere Tage in drei Exemplaren: ein unversehrtes bewahrt die Prager Universitätsbibliothek, die es im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts von dem Richter eines böhmischen Dorfes zum Geschenk erhalten. Im Jahr 1488 brachte die Prager Presse dem čechischen Publikum außer einem Martimiani<sup>22)</sup> und Colonna's beliebter Trojanischer Chronik eine sehr dankeswerthe Spende: die erste vollständige Bibel, 610 Folioblätter zu 2 Columnen umfassend. Sie gewinnt noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie das erste in Böhmen erschienene Druckwerk ist, welches den Leser über seine Urheber unterrichtet; denn als solche nennt sie am Schlusse vier Prager Bürger: Johann Phtlik, Sewerin Kramarz, Johann od Capuow (d. i. Joh. von den Störchen) und Mathias od bjlého Lwa (d. i. Math. vom weißen Löwen). Ihre Druckerei lag nächst dem Altstädter Rathhaus, in dem durch sein Florentinisches Gesims hervorstechenden Hause „zum weißen Löwen“ (jetzt Nr. 3—I, dem Apotheker F. Fürst gehörig), wo vor wenigen Jahren eine Apotheke bestanden hat. — Der Grund, warum so viele Inkunabeln die Angabe des Druckers, Druckortes und Druckjahres schuldig blieben, lag in der den ältesten Typographen geläufigen Ansicht, daß die Druckwerke nichts weiter seien als Stellvertreter der abgedruckten Handschrift, daher auch nur den Text der letzteren ohne anderweitige Notizen zu geben hätten. Ueberhaupt fühlte sich die Typographie, diese Fürstin aller Erfindungen, anfangs nicht als selbständige und eigenberechtigte Kunst, sondern als bloße Vollmachtträgerin der Tachygraphie.

Raum war die Prager Bibel der Oeffentlichkeit übergeben, als zu Kuttenberg der gelehrte Typograph Martin von Tischnow in seiner dort kurz vorher aufgestellten Presse die Herausgabe einer neuen čechischen Bibel betrieb, die denn auch schon 1489, mit Holzschnitten ausgestattet, ihrer Prager Vorgängerin auf dem Wege zur Gunst des Publikums nacheilte. Was Tischnow noch außerdem gedruckt haben mag, ist nicht bekannt. Das Anrecht auf den Platz, welchen Kuttenberg, die angebliche Wiege der Buchdruckerkunst, in der Geschichte der letzteren einnimmt, beruht daher auf einer einzigen, und überdies ziemlich späten Inkunabel.

Ein ganz kurzes Intermezzo der böhmischen Paläotypie knüpft sich an den Namen des Johann Makraw, eines der (in Deutschland damals zahlreichen) fahrenden oder wandernden Buchdrucker, welcher i. J. 1484 das im südwestlichen Böhmen gelegene Städtchen Winterberg besuchte, jedoch schon näch-

22) Martimiani ist eine Chronik, die der böhmische Ritter Benesch von Horzowitz aus dem lateinischen Geschichtswerke des Martinus Polonus und aus der deutsch geschriebene Straßburger Chronik des Jakob von Königshofen compilirt und übersezt hat.



stes Jahr nach Passau, woher er gekommen war, wieder zurückzukehren für gut fand. Er druckte zu Winterberg nur zwei lateinische Schriften: die Selbstgespräche des h. Augustin und eine Abhandlung Albert's des Großen über die Eucharistie.

Pilsen, Prag, Winter- und Kuttenberg sind also die Stationen jenes Weges, den die Buchdruckerkunst bei ihrer Ausbreitung über Böhmen eingeschlagen. In Prag hat sie feste Wurzeln gefaßt und blüht dort trotz mancher wiederholt erfahrenen Ungunst der Zeiten bis auf den heutigen Tag fort; in Pilsen überlebte sie die Grenz- der Inkunabel-Epoche um mehr als 26 Jahre; in Winter- und Kuttenberg jedoch war ihr kein langer Bestand beschieden: wie Alakraw, so verließ auch Tischnow den kaum betretenen Schauplatz seiner typographischen Thätigkeit und ging nach Prag, wo er an der Hochschule die akademischen Grade erwarb und i. J. 1495 zum Dekan der philosophischen Fakultät emporstieg.

Die löbliche Fürsorge, typographische Alterthümer und Seltenheiten dem Dunkel der Verborgenheit, den Händen der Gleichgiltigkeit oder der Gefahr des Unterganges zu entreißen, richtete seit jeher ihr Augenmerk auch auf die böhmischen Erstdrucke. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab es in Prag einige Gelehrte, die im Inkunabel-Enthusiasmus förmlich wetteiferten und unter andern Mitteln auch die Ausschreibung namhafter Geldprämien versuchten, um sich allwärts bereitwillige Werkzeuge oder thätige Agenten ihrer Bestrebungen zu verschaffen. Trogdem kennt man bis heute kaum mehr als 25 verschiedene Erstdrucke aus Böhmen, wovon 3 auf Winter- und Kuttenberg, die übrigen auf Pilsen und Prag entfallen. Selbst wenn man die noch vorhandenen Exemplare jedes dieser Erstdrucke zählen wollte, selbst dann wäre der Nachlaß der böhmischen Paläotypie nicht reich zu nennen. Es ist beachtenswerth, daß sich darunter keine Spur von einem böhmischen Holztafeldruck findet: ein Fingerzeig, der darauf hinzudeuten scheint, daß Böhmen — ohne sich an der Pflege der Briefdruckerei, dieser Vorschule der Typographie, theilhaftig zu haben — gleich zum Vollgenuß des ausgebildeten Buchdruckes gelangt ist.

Die Inkunabeln Böhmens gehören, bis auf einige 5 lateinische Werke, sämmtlich der tschechischen Literatur an. Es dürfte auffallen, daß in ihrer Reihe das Deutsche gar nicht vertreten ist. Wie kam Gutenberg's Sprache in Böhmen zu dieser typographischen Perhorrescirung? Die Antwort liegt nahe. Der Zeitpunkt, da die Buchdruckerkunst in Böhmen eingewandert ist und das Incolat erworben hat, fiel mit der Herrschaft des hussitischen Geistes zusammen, von dem eine nachhaltig wirkende Reaction gegen das Deutschthum ausging. Gleich nach dem Flammentode des Huf, als der Hussitismus aus dem Stadium der Theorie auf die Arena der Thaten hinübertrat, lautete sein Feldgeschrei: Kampf für den Kelch und gegen das Deutschthum! Denn dieses hatte durch seine seit Ottakar II. bis Karl IV. stätig gewachsene Geltung im Gewerbs-, Verkehrs-, Staats- und Gemeindeleben Böhmens, besonders aber durch seinen überwiegenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Hauptstadt und der Prager Hochschule die Eifersucht der slawischen Böhmen aufgestachelt, welche mit ihrem Vorkämpfer Huf



in dem deutschen Element ihren Erbfeind erblickten. Von den Dämonen der Rache geführt, haben die fürchterlichen Schaaren Žižka's und der beiden Prokope nicht allein die deutschen Kreuzheere, sondern auch die deutsche Nationalität in Böhmen aus dem Felde geschlagen. Triumphirend setzte sich die Sprache der Reichbrüder in den Alleinbesitz aller Gebiete des öffentlichen Lebens und ließ sich mit unduldsamem Ungeftümm<sup>23)</sup> von allen Ständen huldigen. Bald wurde im Innern Böhmen's die Kenntniß der deutschen Sprache zu einer sporadischen Erscheinung. Gutenberg's Zeitgenosse, der Böhmenkönig Georg von Podiebrad, († 1471) gebot nicht einmal über so viel Deutsch, um sich mit den deutschen Reichsfürsten, zu denen er doch selber zählte, ohne Dolmetsch verständigen zu können. Und doch war solch ein linguistisches Deficit wenigstens bei diesem so klugen und wackeren Monarchen, der sich bei den deutschen Fürsten zahlreiche Sympathien eroberte, nicht ein Ausfluß persönlichen Nationalhasses, sondern eine Folge der vom Hussitismus geschaffenen, allgemeinen Zustände. Was Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen die deutsche Sprache auch in der Typographie Böhmens mundtot war? Uebrigens holten damals die Deutschen Böhmens ihren literarischen Bedarf bei der Nähe der Landesgrenze wohl von „drüben“, wo ihnen (neben Augsburg, Nürnberg und Regensburg) seit 1480 auch Leipzig, seit 1481 Passau, seit 1482 Coburg, Erfurt, Memmingen, Reutlingen und Wien, seit 1483 Magdeburg u. s. w. ihre Druckereien und ihren Büchermarkt offen hielten.

Da ich es hier lediglich mit den räumlichen Fortschritten der Paläotypie in Böhmen zu thun hatte, so war und ist es mir nicht verstattet, die Zukunabeln Böhmens einer bibliographischen und literarhistorischen Musterung zu unterziehen. Nur die Bemerkung möge hier noch Raum finden: daß die Presse, wie in Böhmen so auch auswärts meist nur von der Theologie in Anspruch genommen, damals noch wenig verrieth von ihrem erhabenen, weltgeschichtlichen Beruf, zunächst den europäischen Geist von den finstern, noch heute nicht ganz überwundenen Mächten des Mittelalters zu erlösen und in weiterer Perspective jene — freilich erst jenseits riesiger Zeitfernen mögliche — Aera anzubahnen, welche, wofern die Ideale der edelsten Herzen nicht trügen, dereinst die gesammte Menschheit zu einem Großreich der Humanität vereinigen soll. *Fata viam invenient!*

### U. 3.

23) Diese Unduldsamkeit fand später einen erschreckenden Ausdruck in dem sogenannten Neunbücher-Recht aus dem Jahr 1495, dessen Verfasser, Viktorin Cornelius von Wschehrd nichts geringeres fordert als daß alle Deutschen aus Böhmen vertrieben und in Zukunft nicht allein zur Verwaltung öffentlicher Aemter, sondern selbst zur Erwerbung von Eigenthum für unfähig erklärt werden. — Sein Werk gab Hanka heraus unter dem Titel: Viktorina Kornelia ze Wschehrd Knihy dewatery o Práwiech a Sudiech i o Dskách země české. W Praze 1841. 8°.



## Böhmen von der Einwanderung der Cechen bis zur Unterwerfung durch Karl den Großen.

Von Dr. L. Schlesinger.

(Schluß.)

Das beklagenswerthe Dunkel, das über der größeren Hälfte der Regierung des so hochinteressanten Samo schwebt, umhüllt auch nach dem Tode dieses Helden einen weiten Zeitraum der böhmischen Geschichte. Spätere einheimische Geschichtsschreiber und Dichter haben in Ermanglung lichtvoller Quellen sich der Volkstradition bemächtigt und uns einen Sagenkreis in mehr oder weniger freier Bearbeitung überliefert. Der nach historischen Thatsachen suchenden Kritik ist es schwer, das Körnchen Wahrheit aus der nebelhaften, oft phantastisch aufgepuzten Hülle des Sagenzyklus herauszuschälen. Hajek's fabelhafte Erzählungen muß man als fast unbrauchbares Material bei Seite liegen lassen. Eben so wenig lauterer Erz läßt sich aus den Liedern Dalemils, der Grünberger und Königinhofers Handschrift, falls man auch die Echtheit der letzteren zugesteht, heraus schlagen. Nicht so ganz dagegen kann von den Ueberlieferungen des würdigen Dichters Cosmas, des ältesten böhmischen Chronisten, abgesehen werden, da er den fraglichen Ereignissen der Zeit nach am nächsten stand und allseitig den besten Ruf ungeschminkter Ehrlichkeit genießt. — Auf dessen Nachrichten uns fußend könnten wir als Nachfolger Samo's in Böhmen Krok bezeichnen. Es steht der Ansicht, daß Krok einer der 22 Söhne Samo's gewesen sei, keinerlei Bedenken entgegen. Krok hatte die drei oft genannten Töchter: Kazi, Teta und Libuscha, welsch' letztere durch ihre Vermählung mit Přemysl die Gründerin einer neuen Dynastie wurde. Ist die Ansicht von Kroks Abkunft eine richtige (auch Palach ist dafür), dann entpuppt sich die mit so vielen poetischen Nimbus umgebene Cechenmutter Libuscha zur gebildeten, rechtskundigen Enkelin des deutschen Kaufherrn Samo. Dann erklärt sich wohl auch die hervorragende Bildung Kroks und der drei Schwestern, auf deren Erziehung die väterliche und großväterliche, fränkische Verwandtschaft einen maßgebenden Einfluß ausgeübt haben mag.<sup>1)</sup> Přemysl, den die Sage zum schlichten Landmann macht, dürfte wohl einer jener Theilfürsten gewesen sein, die nach Samo's Tode im Lande vertheilt über einzelne Stämme der Slaven in Böhmen herrschten und nur in geringer Abhängigkeit von dem ersten dieser Herzoge standen, der nach Samo's Vorgang am Wschegrad residirte. Möglich, daß Přemysl, der angebliche Fürst der Lemuzen<sup>2)</sup>, die im heutigen Leitmeritzer Kreise ihre Sitze hatten, zu den Nachkommen Samo's gehörte und somit in Libuscha nur eine nahe Anverwandte heiratete.

Da die fränkischen Chronisten in der Zeit von 640—791 Nichts von Böhmen zu erzählen wissen, so dürfte wohl mit Ausnahme von kleineren Aarenkämpfen und etwaigen inneren Streitigkeiten das Land einen längeren Frieden genossen haben. Wenigstens blieben die Cechen von Seite ihrer gefährlichsten Feinde, von den Franken, während dieser Zeit unbehelligt. In der andauernden Friedenszeit scheinen sich denn die inneren Verhältnisse allmählich geordnet zu haben. Nach mit Glück durchgeführten Freiheitskriegen tritt regelmäßig bei allen Völkern eine Periode erregteren und gedeihlichen inneren Lebens ein. Auch damit stimmt die Sage. Krok mit dem goldenen Sitze am Wschegrad wird als Burgenerbauer bezeichnet, seine Tochter Libuscha legt den Grundstein zur stolzen Königsstadt. Diese und ihr Vater fällen weise Rechtsprüche und nähren im Lande den Sinn

1) Palach I. 86. denkt hier wieder an die Wilten.

2) Tomek Böhm. Gesch. S. 41.



für gute Sitte und Gerechtigkeit. Kaza, die älteste der wohlgezogenen Töchter Krok, ist bewandert in den Heilkräften der Natur, Teta, die jüngere dagegen, erscheint als hehre Priesterin der alten Götter. Premysl selbst aber ist thätig mit Erfolg in der Verwaltung und Gesetzgebung des Landes, das er wohl geordnet seinen Nachfolgern hinterläßt. Seine Regierung ist nach Cosmas der Höhepunkt der alten Blüthezeit gewesen, von welchem das Reich jählings herabfällt nach seinem Tode. Denn die sieben nachfolgenden Herzoge Nezamysl, Mnata, Woyen, Unislav, Krezomysl, Neflan und Hostiwit erschaffen in sinnlichen Lüsten und versinken in die allerärgste Barbarei.<sup>1)</sup>

Mit König Dagobert war der letzte kräftige Merovinger gestorben. Seine Nachkommen bieten das traurigste Bild königlicher Schwäche und sittlicher Entartung. Auf diese letzten Nachfolger ließen sich dieselben Worte anwenden, die Cosmas in seiner an Sallustins erinnernden Stelle zur Charakterisirung der sieben sagenhaften Herzoge Böhmens gebraucht. — Schlimm würde es so um den Bestand des fränkischen Reiches ausgesehen haben, hätte sich nicht aus dem Beamten- thum des Königs eine Macht herausgebildet, die in Bevormundung der gesunkenen Herrscherfamilie der Monarchie Existenz und Gränzen sicherte. Diese Hausmeier- macht aber, kühn durch ihre Erfolge und unterstützt von der Kirche, beseitigte zuletzt das merovingische Puppenthum auch dem Namen nach und pflanzte das Banner einer neuen Dynastie auf, aus deren Mitte ein Mann hervorging, der, mit Alles bezwingender Kraft in die verschlungenen Schicksale der Völker ein- greifend, in der That der Zukunft neue Bahnen vorzeichnete. Karl Martell und

1) Davon erwähnt Palady nichts, wie überhaupt dieser bedeutende Geschichtsforscher sich durch seinen voreingenommenen Standpunkt sehr oft verleiten läßt, die Quellen nicht mit ruhiger Objectivität zu benützen. Daß die fränkischen Chronisten Lobhudeiler oder Panegyrici der Deutschen und geschworene Feinde der Cechen sind, das gilt bei ihm als Axiom. Aber auch die klare Quelle des einheimischen Cosmas beginnt alsbald trübe zu stießen, wenn seine Angaben nicht mit gewissen Ansichten übereinstimmen. Solche Stellen werden dann geradezu ignoriert, während die unmittelbar vor- und nachstehenden Sätze zur Erhärtung irgend eines Ausspruches citirt sind. Das hierher gehörige Beispiel: B. I. S. 90 sagt Palady: „Ihre (der 7 Herzoge) Reihenfolge in einem trockenen Namensverzeichnis ist Alles, was von ihnen bis ins 9. Jahrh. herab mit einiger Bestimmtheit behauptet werden kann.“ In der Anmerkung dazu wird nach einer Widerlegung Hajek's Cosmas in folgender Weise citirt: „Der ehrliche Cosmas, der doch mehr als 400 Jahre vor Hajek lebte, schrieb von jenen Herzogen ganz unumwunden: „Horum principum de vita aequae et morte siletur — quia non erat illo in tempore, qui stilo acta eorum commendaret memoriae.“ Diese Stelle aber lautet ihrem vollen Umfange nach: (Pertz SS. IX. 39) „Horum igitur principum de vita aequae et morte siletur — tum quia ventri et somno dediti inculti et indocti assimilati sunt pecori, quibus profecto contra naturam corpus voluptati, anima fuit oneri“ — tum quia non erat illo in tempore, qui stilo acta eorum commendaret memoriae.“ Mag in der hervorgehobenen, von Palady unterdrückten Stelle Cosmas in seinem frommen, christlichen Sinne den heidnischen Herzogen auch etwas stark zu Leibe rücken, der leitende Gedanke ist ganz glaublich, man denke nur an die letzten Merovinger! Die Stelle geradezu nicht zu berücksichtigen, ist ungerechtfertigt, und Dümmler hat deswegen vollkommen Recht, wenn er sagt: Saepissime enim scriptores illi domestici summo erga cives suos studio ducti a vero aberraverunt, interdum etiam nonnulla praeter miserunt, quibus ad condicionem Bohemiae recte cognoscendam carere non possumus.“ (Dümmler de Bohemiae condicione p. 1.)

Auch ich meine, daß die sieben Herzoge nicht aufeinanderfolgten, wie Sohn auf Vater, jedoch aus andern Gründen, als Palady. Dieser (I., 85. Anm. 34) erklärt: „Wäre jeder Herzog seines Vorgängers Sohn gewesen, so müßte Krok als der neunte Ahnherr Borivoj's schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts geboren sein.“ — Diese Berechnung leuchtet nur dann ein, wenn man die Durchschnittszahl der Regierungsjahre eines Herzogs auf 35 Jahre annimmt. Die Annahme einer so hohen Durchschnittsziffer ist jedoch nach vielen Vergleichen nicht gestattet. (In Frankreich ist die Durchschnittszahl c. 22, in Deutschland c. 20, bei den Premysliden gar nur 13.) Nimmt man an, jeder von den Vorgängern Borivoj's habe 20 Jahre regiert, so findet man die Regierungszeit Krok's ins Ende des 7. Jahrhunderts fallend, was ganz mit der Ansicht harmonirt, daß Krok ein Sohn Samos gewesen ist. Nimmt man weniger als 20 Jahre an, so vermehrt sich die Anzahl der sieben Herzoge, eine Annahme, die noch manches andere für sich hat.



Pipin der Kurze hatten die Grundsteine zum großartigen Staatsgebäude gelegt, das Karl der Große in glorreicher Weise vollendete. Das im Jahre 800 gegründete christlich-germanische Kaiserthum war keine hohle Phrase, sondern wurde die treibende Idee, welche die politischen und socialen Verhältnisse Europas mehrere Jahrhunderte hindurch in befruchtender Weise erfüllte. Karl der Große beschrieb mit seinem tapferen Schwerte die Peripherie jenes mächtigen Länderkreises, in welchem unter dem Schutze geeinigter politischer Verhältnisse die junge Saat des Christenthums tiefe Wurzel fassend den Culturstaat des Mittelalters anbahnte. Am atlantischen Ocean, im Herzen Spaniens und Italiens, hoch oben an der Eider waren die Marksteine des neuen Kaiserreiches eingerammt worden, das nun mit seiner gegen Osten sich lehrenden Expansivkraft auch Böhmen's Selbständigkeit auf das Empfindlichste berührte.

Nach der Besiegung der Sachsen, Thüringer und Baiern gränzte das fränkische Reich an slavische Völker. Die Obodriten im heutigen Mecklenburg und Schwerin, die Sorben im heutigen Königreiche Sachsen traten mit Karl d. G. in eine Art Bundesgenossenschaft und halfen diesem in seinen vielen Kriegen, insbesondere gegen ihre Stammesgenossen, die slavischen Wilten zwischen der Elbe, der Oder und dem Belt. Die besiegten Wilten aber wurden dem großen fränkischen Reiche als zinspflichtig einverleibt. Die Böhmen scheinen der Bundesgenossenschaft mit dem mächtigen Frankenkaiser schon vor dem Jahre 790 beigetreten zu sein, sei es, um eine Stütze gegen die Awaren zu haben oder aus Furcht vor einer gewaltsamen Unterwerfung, wie sie die Wilten erdulden mußten. Im Jahre 791 rückte Karl der Große mit drei gewaltigen Heeren gegen die Awaren, die die Ostgränze des fränkischen Reiches beunruhigt hatten und dem Herzoge Thassilo von Baiern Hilfe bringen wollten. Karl selbst zog am rechten Ufer der Donau stromaufwärts, sein Sohn Pipin marschirte von Italien her gegen Pannonien, während aus dem Norden unter dem Grafen Theodorich und dem Kämmerer Meginfrid Sachsen, ripuarische Franken, Friesen und andere Schaaren dem Donauthale auf der linken Seite sich näherten. Diese Nordarmee nahm ihren Weg durch Böhmen, das bei dieser Gelegenheit zum erstenmale von den Chronisten des Mittelalters mit diesem Namen bezeichnet wird.<sup>1)</sup> Vielleicht verstärkten die Böhmen, die auch den Rückzug der Awarenbekämpfer durch ihr Land gestatteten oder gestatten mußten, die Heere Karl des Großen gegen den gemeinschaftlichen Feind. — Karl mußte seine Züge gegen die Awaren Jahr für Jahr wiederholen bis 803, in welchem Jahre ein Fürst der Awaren, Zoda n genannt, mit zahlreichem Gefolge nach Regensburg kam, daselbst dem siegreichen Kaiser sein Land empfahl, die Huldigung darbrachte und Treue gelobte. Auch eine Menge von Slaven huldigten damals der Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers; wahrscheinlich befanden sich unter denselben die Böhmen und Mährer.<sup>2)</sup>

Seitdem wandten sich die Awaren in jeder Kriegsgefahr an den mächtigen Beherrscher des fränkischen Reiches. So schon im Jahre 805. Um diese Zeit erschien, erzählt Eginhard, der Capcan, der Fürst der Hunnen (Awaren), der in der Taufe den Namen Theodor angenommen hatte, bei dem Kaiser und bat ihn um Hilfe gegen die Slaven, von denen sein Volk arg bedrängt wurde. Der Kaiser empfing den Bittenden in aller Huld und entließ ihn mit dem Versprechen baldiger Hilfe. Erst dem Nachfolger des noch im selben Jahre verstorbenen Theodor konnte Karl sein Wort einlösen. Der wohlgerüstete Kriegszug, der im Sommer des Jahres 805 sich in Bewegung setzte, galt zunächst dem Lande Böhmen.<sup>3)</sup> Der

1) Pertz. SS. I p. 177. „Per Beehaimos“.

2) Dubisl (Mähr. Allg. Gesch. I, 94) datirt seit 803 die Abhängigkeit Mährens vom deutschen Reiche. Seine Gründe ließen sich eben so gut auf die Abhängigkeit Böhmens vom d. Reiche seit dieser Zeit anwenden.

Palast.) läßt die Frage über die Ursachen des Kriegs vom J. 805 offen. Ist auch propter



Sohn des Kaisers, König Karl, zog mit dem Hauptheere durch Ostfranken über den hirkonischen Wald und gelangte durch das Egerthal ins Land. Die Sendgrafen Adolf und Werner, welche den Heerbann der Baiern und Schwaben befehligten, rückten aus Baiern wahrscheinlich auf dem alten Pafwege von Taus nach Böhmen, während ein dritter großer Heereshaufen, aus Franken, Sachsen und Slaven bestehend, nach Besiegung des Fürsten der Milicenen über das Erzgebirge (o. im Elbethale) hereinbrach. Ein viertes Heer, dessen noch gedacht wird, segelte auf Schiffen die Elbe aufwärts, kam jedoch nur bis Magdeburg, scheint also mehr die Bestimmung gehabt zu haben, eine etwaige Diverfion der Wilten zu Gunften der Böhmen zu verhindern. In den Gegenden zwischen der Eger und Elbe trafen die drei Armeen zusammen, und nachdem König Karl eine große Heereschau vorgenommen hatte, schritt man zur Belagerung des festen Kanburg.<sup>1)</sup> Die Böhmen aber waren der Uebermacht gewichen und hatten sich in die Gebirge und unwegfamen Gegenden geflüchtet. In einem der wenigen kleinen Kämpfe, in die sich die Cechen einließen, fand einer ihrer Anführer mit Namen Bech seinen Tod. Das Land selbst wurde vierzig Tage lang von den Franken mit Feuer und Schwert verwüstet, und erst als beim herannahenden Winter Mangel an Lebensmitteln und Futter für die Pferde eintrat, wurde der Rückzug angetreten. Im Jahre 806 wiederholten die Franken den Verwüstungskampf gegen Böhmen. Fast alle Slaven an der Ostgränze des Reiches hatten sich damals gegen Karl erhoben. Karl, der Sohn, besiegte rasch die Sorben, tödtete ihren Fürsten Miliduoch und baute zwei Festungen zum Schutze des Reiches, eine an der Saale, die andere an der Elbe. Nach Böhmen aber drang der Heerbann aus Baiern, Alemannien und Burgund vor. Wie im vorigen Jahre, wichen auch jetzt die Cechen jeder offenen Feldschlacht aus, weßwegen die Franken das Land neuerdings verwüsteten und hierauf siegreich, ohne selbst viel Verlust erlitten zu haben, zurückkehrten.

Seit dieser Zeit erhoben sich die geschreckten Cechen nicht mehr zum Aufstande, sie anerkannten willig die Oberherrschafft des deutschen Kaisers und zahlten als Zeichen ihrer Abhängigkeit alljährlich ans fränkische Reich einen Tribut von 120 fetten Kindern und 500 Mark Silber.<sup>2)</sup> Dafür genossen sie Ruhe und den

infestationem Sclavorum „qui Bohemanni vocantur“ eine spätere Interpolation, so kann es doch eine richtige Erklärung bleiben. Die meisten einschlägigen Geschichtschreiber nehmen denn auch an, dieser Zug Karls sei zunächst auf Veranlassung der Awaren erfolgt. Dudik (I, 107) meint, es sei noch als Grund die Btheiligung der Böhmen am Aufstande der Sachsen i. J. 792 hinzugekommen. Lomel (Gesch. Böhm. 18) stellt, auf ein Lied der Königinhofers Handschrift gestützt, die berücksichtigungswerthe Ansicht auf, Karl hätte den Zug i. J. 805 unternommen, um das von ihm bereits vorher im Lande Böhmen eingeführte Christenthum gegen eine heidnische Reaction zu schützen. — Die tiefer liegende Ursache dieses Krieges ist nach unserer Ansicht das aus der Kaiseridee fließende Bestreben, die Gränzen des Reiches zu erweitern und die heidnischen Völker zu christianisiren.

- 1) Dobner erklärt Canburg für Raden. Dobrowsky (Monatsch. d. b. Mus. 1827 I 57) „will die Lage dieser Burg lieber unbestimmt lassen“, hätte also von Palady nicht als Gewährsmann der Dobner'schen Ansicht angeführt werden sollen (Pal. I. 101. Anm. 55). — Zu der Annahme eines Hysteron-Proteron des Chronisten liegt kein dringender Grund vor.
- 2) Daß Böhmen bereits unter Karl d. Großen dem deutschen Reiche zinsbar war, wird, trotz der glaubwürdigsten Zeugnisse, von Palady geläugnet. Die Hauptbelegstellen für die Zinsbarkeit sind: a) Zu dem von der Reichsversammlung angenommenen Theilungsvertrag vom J. 817 wird von Ludwig d. F. seinem Sohne Ludwig nebst andern Ländern auch Böhmen übergeben. (Pertz III. 198.) b) Eginhard nennt die Böhmen ausdrücklich unter den tributpflichtigen Völkern. (Pertz II. 451.) c) Cosmas datirt die Zinsbarkeit seit Karl d. G. und gibt genau den Tribut an, der noch zu seiner Zeit gezahlt wurde. (Pertz SS. IX., 72). Hören wir, wie sich Palady diese drei deutlich redenden Stellen zurecht legt. Die Bestimmung der Reichsversammlung v. J. 817 könne, meint Palady mit Luben (V. 259) bedeuten: „Ludwig erhielt Baiern und zugleich die benachbarten Länder, welche dem Reiche zinsbar waren oder erst zur Zinsbarkeit gebracht werden sollten.“ Die Stelle Eginhards, fährt Palady fort, sei die eines Panegyricus, sei ungenau und widerspreche 1) der offenen Geschichte;



Schutz des mächtigen Reiches, in dessen Culturverband sie mit einbezogen wurden. Geographische, politische und culturhistorische Verhältnisse knüpften diesen von Karl dem Großen eingeleiteten Zusammenhang Böhmens mit Deutschland immer fester und alle Bestrebungen, dieses Band zu lockern oder zu zerreißen, konnten immer nur einen vorübergehenden Erfolg haben. Die Politik der deutschen Kaiser, die Niederlassung der Magyaren in der Mitte slavischer Völker, die stete Eifersüchtelei der einzelnen Stämme untereinander, der Polen und Böhmen insbesondere, verhinderten die Consolidirung der Westslaven in einem Großstaate an der Gränze Deutschlands. Die kleinen Stämme aber konnten für sich allein dem Andrängen des deutschen Reiches nicht widerstehen. Die Elbflaven erlagen deswegen bis zur Entnationalisirung. Böhmen aber wurde als vorgeschobener, vom Hauptstamme abgelöster Posten den Deutschen immer wieder in die Arme getrieben und von diesen durchs Schwert und, was unaustilgbar ist, durch die Cultur aus Reich gefesselt. Hat in späterer Zeit der politische Zusammenhang sich auch gelockert, so konnte doch die geistige Eroberung Böhmens durch Deutschland, die längst vollzogen ist, niemals, insbesondere nicht durch einseitige nationale Bestrebungen rückgängig gemacht werden.

## Bur Geschichte des böhmischen Glashandels.

Von J. A. Hegenbart.

### II. Die „Stammhäuser“ der Haida'er Glashändler und ihre auswärtigen Factorien.

Die Glashandlungen in Haida und der Umgebung (Blottendorf, Langenau, Schaiba u. s. w.) bestanden jede aus dem Stammhause und den auswärtigen Etablissements. Das Stammhaus in Böhmen war der Hauptsitz und Mittelpunkt der Handlung. Hier wurden die Bücher und Rechnungen über die in Spanien und Portugal bestehenden Etablissements geführt. Diese letzteren mußten je nach drei Jahren ganz genaue Inventare über den Stand ihrer Waarenlager an das Stammhaus einsenden, nach deren Revision die Bilanz gezogen und die Antheile der einzelnen Gesellschafter ausgewiesen wurden. Das Stammhaus bezog den Bedarf des Rohglases von den Glashütten und besorgte sodann die Raffinirung, Verpackung und Versendung der Glaswaaren an die unterstehenden Etablissements. Diese waren verpflichtet, binnen einer bestimmten Frist den hiefür entfallenden Geldbetrag an das Stammhaus zu übermitteln, sowie sie auch von Zeit zu Zeit den Reingewinn an dasselbe einsenden mußten. Dieser wurde zur Bestreitung des Haushaltes der zum Stammhause gehörenden Gesellschafter verwendet, welche davon die ihrem Handelsantheile entsprechenden Monatsgelder erhielten.

Das Oberhaupt des Stammhauses oder der Chef der Handlung, in der Regel einer der ältesten Gesellschafter, welcher den größten Antheil an dem Handlungsvermögen besaß, hatte seinen Wohnsitz immer bei dem Stammhause. Er führte die Firma und hatte die Handlung gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten. Derselbe besorgte ferner die Oberaufsicht über die beim Stammhause befindliche Glasraffinerie und präsidirte bei den Berathungen der Gesellschafter.

---

eben so sei die Stelle des Cosmas unrichtig, da er irthümlich Pipin (anstatt Karl) als denjenigen erwähnt, der den Böhmen den Tribut auferlegte. — Die an sich einleuchtende Hohlheit dieser Argumentationen wird aufs gründlichste aufgedeckt von Dudík (Mähr. Allgem. Gesch. I., 111 fig.) und Tomek (Cas. česk. Mus. 1857, 350 fig.).

Der Palacký'schen Ansicht, die Zinsbarkeit Böhmens begünne erst mit dem Jahre 928, huldigt unfers Wissens weder ein deutscher noch ein böhmischer Historiker.



Derartige Berathungen wurden von den Gesellschaftern über alle wichtigen An-  
gelegenheiten abgehalten. Die Stimmenmehrheit entschied, bei gleicher Stimmen-  
zahl gab das Votum des Vorsitzenden den Ausschlag. Die Gesellschafter der  
Handlung waren in mehrere Klassen eingetheilt, von denen einige mit einem ganzen,  
andere mit einem halben und wieder andere mit einem Viertelantheile bei dem  
gemeinschaftlichen Handlungsvermögen notirt waren. Diese Antheile waren un-  
antastbar und die Gesellschafter konnten hievon nicht willkürlich Gelder erheben  
oder wohl gar ihren Antheil nach Belieben aus der Handlung herausziehen. Sie  
waren bloß auf die ihrem Antheile entsprechenden Monatgelder angewiesen; bei  
besonders dringlichen Fällen jedoch war es gestattet, mit ausdrücklicher Bewilligung  
des Chefs auf ihre Rechnung einen höheren Betrag zu erheben. Benöthigte ein  
Gesellschafter zum Ankaufe eines Hauses oder Grundstückes oder aber in einer  
anderen wichtigen Lebensfrage eine bedeutende Geldsumme, so durfte ihm dieselbe  
nur nach ertheilter Zustimmung sämmtlicher Gesellschafter ausgefolgt werden. —  
Die Handlungsgesellschafter theilten sich in die Verwaltungsgeschäfte bei ihren  
auswärtigen Etablissements und in die beim Stammhause vorkommenden Arbeiten.  
Den jüngsten und gesündesten derselben ward in der Regel die Aufgabe, die aus-  
wärtigen Etablissements in Spanien und Portugal als Vorsteher zu leiten. Nach  
Verlauf von drei Jahren wurden sie durch andere Kräfte abgelöst und konnten  
wieder nach Böhmen in ihre Heimat zurückkehren. Hier wurden sie dem Stamm-  
hause zugetheilt und mußten sich unter der Oberleitung des Chefs zur Führung  
der einzelnen Geschäfte verwenden. Es kam wohl auch der Fall vor, daß manche  
Gesellschafter den Vorsteherwechsel bei den spanischen und portugiesischen Etablisse-  
ments mehrmals durchgemacht hatten, bevor sie der Verpflichtung zum Reisen ent-  
hoben und beim Stammhause verwendet wurden. Während ihrer Abwesenheit  
vom Hause wurde ihren in der Heimat lebenden Familien vom Stammhause ein  
bestimmtes Monatgeld zur Bestreitung der nothwendigen Auslagen für den Le-  
bensunterhalt und die Erziehung der Kinder ausgezahlt. Die älteren Mitglieder  
der Handelsgesellschaft durften sodann, besondere Fälle ausgenommen, ungestört  
zu Hause bei ihren Familien verbleiben, versahen jedoch, insoweit es ihre Kräfte  
erlaubten, meistens bis zu ihrem Ableben die beim Stammhause vorkommenden  
Geschäfte mit musterhafter Ordnung und ehrenvoller Pünktlichkeit.

Nach dem Tode eines Gesellschafters wurde sein Antheil an dem Vermögen  
der Handlung genau berechnet. Der dem verstorbenen Gesellschafter gebührende  
Antheil wurde seinen gesetzlichen Erben in Zahresterminen ausgezahlt; die Witwe  
und die Kinder des Verstorbenen bezogen jedoch die stipulirten Monatgelder wie  
bei dessen Lebzeiten. Am Jahreschlusse wurde Rechnung gelegt, die monatlich  
ausgezahlten Beträge von den fälligen Jahresraten in Abschlag gebracht und die  
überrestliche Forderung mit den Erben beglichen. Befanden sich bei dem Ableben  
eines Gesellschafters Söhne desselben in der Handlung, gleichviel ob sie noch  
Diener waren oder als Gesellschafter schon einen Antheil an dem Handlungsver-  
mögen besaßen, so durften sie den auf sie entfallenden Betrag des väterlichen Erbes  
nicht erheben, sondern die betreffende Summe wurde ihnen gut geschrieben und  
bildete ihre Einlage als Gesellschafter. Gelegentlich der Abwicklung dieser Erb-  
schaftsangelegenheiten entstanden in späterer Zeit, als wegen Ungunst der Ver-  
hältnisse die Verluste sich mehrten und die Terminzahlungen nicht immer ganz  
pünktlich eingehalten werden konnten, zuweilen schlimme Zerwürfnisse und arge  
Zwistigkeiten, die öfters im Prozeßwege durch die Gerichte ausgetragen werden mußten.

Alle Geschäftsabschlüsse der auswärtigen Etablissements wurden durch das  
Stammhaus vermittelt. Dieses verlangte genaue Berichte, besonders über den  
Verlauf der überseeischen Geschäfte, auch mußten demselben die monatlichen Aus-  
weise über die Einnahmen und Ausgaben der einzelnen Etablissements vorgelegt  
werden. Das Stammhaus schlichtete die etwaigen Streitigkeiten zwischen den Vor-



stehern und Dienern der auswärtigen Häuser, nahm Diener und Lehrlinge für dieselben auf und hatte auch den abgeschlossenen Verträgen zufolge das Recht, sie wieder zu entlassen, wenn sie ihren Pflichten nicht genügten oder durch üble Ausführung Ursache zu Beschwerden gaben. Auf diese Weise kamen aus der Umgebung von Haida viele gut talentirte junge Leute in die spanischen und portugiesischen Häuser und nicht selten gelang es ihnen, dort ihr Glück zu machen; denn eifrigen und pflichtgetreuen Handlungsbienern wurde nach mehrjähriger Dienstleistung über Antrag des Chefs mit Zustimmung der anderen Gesellschafter ein Viertel- oder halber Antheil an dem Handelsvermögen jenes auswärtigen Hauses, bei dem sie bedienstet waren, zugesprochen; hiedurch waren sie zugleich in die Zahl der Gesellschafter aufgenommen. Die meisten Gesellschafter hatten Antheil an dem Handelsvermögen des Stammhauses und sämtlicher auswärtiger Etablissements; doch gab es auch einige, die bloß an dem Vermögen des einen oder anderen Etablissements einen Antheil hatten. Zu diesen letzteren zählten in der Regel jene, die sich vom Stande des Dieners durch Fleiß und Tüchtigkeit zum Range eines Gesellschafter emporgeschwungen hatten. Unter den Handelsgesellschaftern gab es nicht Wenige, die sich durch umfassende Handels- und Waarenkunde, durch Sprachkenntnisse und Intelligenz auszeichneten. Auch durch Errichtung menschenfreundlicher Stiftungen, durch Unterstützung der Schulen, Kirchen, Spitäler und Armeninstitute haben sich Viele dieser Handelsleute große Verdienste erworben und bei der Nachwelt ein dauerndes Denkmal gegründet. So hat Christian Kautenstrauch sehr viel zur Erbauung der Kirche und Pfarre in Blottendorf beigetragen. Die Haidauer Handelsleute waren Mitstifter des im Jahre 1763 vom Grafen Joseph Maximilian Rinsky in Haida gegründeten Piaristencollegiums. Die Handlung Adam Ziegenheim hat zur Erbauung der Haidauer Pfarrkirche bedeutende Beiträge geleistet. Christoph Zanke hat durch namhafte Legate den Grund zu dem Haidauer Gemeindevermögen gelegt. Die Handelsleute Franz Ronge und Christoph Socher waren die Stifter des Haidauer Bürgerspitals. Der schöne Gottesacker in Haida hat seine Entstehung größtentheils den damaligen Handelsleuten zu verdanken, welche auch die daselbst befindliche Kapelle errichteten. Die Armeninstitute in Haida und Langenau wurden von Handelsleuten gegründet und durch bedeutende Vermächtnisse derselben vermehrt; ebenso entstanden die Schulstiftungen in Haida.

Die von den böhmischen Glashändlern in Spanien und Portugal gegründeten Etablissements bieten besonders in der ersten Zeit ihres Bestandes hinsichtlich ihrer Organisation manche nicht uninteressante Eigenthümlichkeiten dar. Dieselben hingen, wie schon früher erwähnt wurde, ganz und gar von ihrem Stammhause in Böhmen ab, und empfangen von diesem Befehle und Aufträge, denen sie genau nachkommen mußten. Den Hauptgegenstand des Handels bildeten allerdings böhmische Glaswaaren und Spiegel; sie führten jedoch in ihrem Geschäfte auch englisches Steingut, Eisen-, Stahl-, Messing- und Bronzewaaren, französisches Porzellan und Quincaillerieartikel, Nürnberger Waaren, Leipziger Wachseleinwand u. s. w.

Dem Vorsteher eines jeden derartigen Etablissements, der, wie ebenfalls schon früher bemerkt wurde, immer ein Handelsgesellschafter sein mußte und sein Amt durch drei Jahre verwaltete, waren die Diener des Hauses — nicht selten bis 15 an der Zahl — sämtlich untergeordnet. Der Vorsteher war dem Stammhause bezüglich seiner Geschäftsgebarung verantwortlich; sämtliche Diener hingegen waren kontraktmäßig streng verpflichtet, allen Anordnungen und Befehlen des Vorstehers genaue Folge zu leisten und die Statuten des Hauses pünktlich zu beobachten. Unter den Dienern bestand nach der Dauer ihrer Dienstzeit eine gewisse Rangordnung, nach welcher sie sich auch in der Beforgung der einzelnen Geschäfte theilten. Der älteste Diener, dem Range nach der erste, war so zu sagen der Adlatus des Vorstehers. Er besorgte die Zollgeschäfte, führte das Hauptbuch, bestellte im Einvernehmen mit dem Vorsteher den nothwendigen Waaren-



bedarf und theilte sich mit diesem in die Obergewalt und Überwachung der anderen Diener des Hauses. Diese, ebenfalls nach der Zahl ihrer Dienstjahre rangirt, hatten die ausgebreitete Correspondenz, die mannigfaltigen Comptoirgeschäfte und den Verkauf der Waaren zu besorgen. Die jüngsten Diener mußten in den früheren Zeiten alle, auch die niedrigsten und gemeinsten Hausarbeiten verrichten, wie z. B. das Auskehren und Säubern der Wohnzimmer und Magazine, das Putzen und Reinigen der Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften u. s. w. Ferner waren sie verpflichtet, den Einkauf der Lebensmittel, die Zubereitung der Speisen, überhaupt das ganze Küchengeschäft zu besorgen, indem zu allen diesen Arbeiten durchaus keine Dienstboten im Hause gehalten wurden.

In allen spanischen und portugiesischen Etablissements der böhmischen Stammhäuser war die Hausordnung nach gewissen Statuten fest geregelt. Die einem jeden Diener der Rangordnung nach zugewiesene Arbeit begann im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr Morgens. Mit dem Stundenschlage mußte ein jeder auf seinem Plaze sein. Um 1½ oder um 2 Uhr fand die gemeinschaftliche Mittagstafel statt, nach deren Beendigung der spanischen Sitte gemäß eine kurze Siesta gehalten werden durfte, während welcher die Magazine geschlossen waren. Um 3½ Uhr im Sommer, und um 3 Uhr im Winter wurden die Magazine wieder geöffnet und bis sieben Uhr offen gehalten. Um diese Stunde war Schluß des Geschäftes. Die Diener des Hauses durften sich nun auf ihre Zimmer zurückziehen und sich daselbst nach eigenem Gutdünken mit Lesen und Schreiben beschäftigen oder aber durch Musik und Gespräch die Zeit vertreiben. Diese Stunde war die Erholungsstunde. Spiele mit Karten und Würfeln, insbesondere Hazardspiele waren streng verboten. Im Hause wurde stets auf Ruhe und Ordnung gedrungen. Pünktlicher Gehorsam war die unabweisliche Pflicht eines jeden Dieners. Die ganze Woche hindurch war es keinem erlaubt, nach eigener Willkür das Haus zu verlassen. Von dieser strengen Clausur waren nur jene ausgenommen, welche die Zollgeschäfte, das Eincaßiren der Wechsel und Rechnungen zu besorgen hatten. Jedoch auch zur Abwicklung dieser Geschäfte wurde den betreffenden Dienern ein gewisses Zeitmaß bestimmt; zur festgesetzten Stunde mußten sie wieder im Hause eintreffen. Abends durfte es sich schon gar keiner beikommen lassen, die Schwelle des Hauses überschreiten und einen abendlichen Spaziergang oder Besuch machen zu wollen. Die Pforte des Hauses war fest verschlossen und der Schlüssel befand sich in der Verwahrung des Vorstehers, welcher überhaupt die genaue Einhaltung der bestehenden Hausordnung strengstens überwachte.

An Sonn- und Feiertagen waren natürlich alle Geschäftslocale geschlossen. Sämmtliche Diener gingen nach dem Frühstücke in zwei oder drei Abtheilungen in die Kirche, um zuerst der hl. Frühmesse und sodann dem Hochamte beizuwohnen. Nach beendigtem Gottesdienste war es ihnen gestattet, bis zur Stunde des Mittagmahles einen kleinen Spaziergang zu machen. An Sonn- und Feiertagen wurde Nachmittags gegen drei Uhr ein großer Communausgang unternommen; sämmtliche Diener besuchten nämlich in Begleitung und unter Aufsicht des Vorstehers die öffentlichen Promenaden der Stadt oder machten wohl auch einen gemeinschaftlichen Ausflug ins Freie; der Schall der Abendglocke jedoch mahnte sie zur raschen Heimkehr in die vier Wände ihrer gemeinschaftlichen Wohnung.

Da unter den Dienern meistentheils einige Musikfreunde und Musikkenner waren, so wurden an Sonn- und Feiertagen nach dem Abendessen gewöhnlich einige Musikstücke aufgeführt, wozu dann und wann auch einige nicht zum Hause gehörige gute Freunde aus der Stadt geladen wurden. Schlag 10 Uhr wurden diese Unterhaltungen geschlossen; die auswärtigen Besucher mußten das Haus verlassen, die Diener des Hauses aber sich zur Ruhe begeben. Es war durch die Statuten des Hauses streng verboten, gelegentlich der sonntäglichen Spaziergänge



irgend ein Gast- oder Caffeehaus zu besuchen; an Wochentagen mußte es, so lang die übliche strenge Clausur aufrecht erhalten wurde, von selbst unterbleiben. — Die ersten Jahre nach Errichtung der böhmischen Niederlassungen in Spanien und Portugal wurde tagtäglich von den sämtlichen Hausgenossen vor dem Abendessen der Rosenkranz gebetet. Samstag Abends las der Vorsteher des Hauses den versammelten Dienern das Evangelium des kommenden Sonntags mit der betreffenden homiletischen Erklärung desselben vor. Hierzu wurden die Homilien von Dietl benützt, welches Erbauungsbuch in keinem Etablissement fehlen durfte. Sämtliche Diener waren verpflichtet, allmonatlich die hl. Beicht und Communion zu verrichten; dieser Verpflichtung durfte sich unter keinem Vorwande irgend einer entziehen.

Bekanntschaften mit Personen des anderen Geschlechtes anzuknüpfen, war scharf verpönt; dawiderhandelnde Diener wurden ohne viele Umstände mit dem ersten nach Hamburg abgehenden Schiffe in die Heimat geschickt. Diese strenge Übung erhielt sich auch bis in die letzteren Jahre des Bestandes dieser Etablissements. Ungehorsame, die Hausordnung verletzende Diener wurden zuerst von dem Vorsteher einer strengen Verwarnung unterzogen. Im Wiederholungsfalle wurde ihr subordinationswidriges Betragen dem Stammhause in Böhmen angezeigt, worauf von diesem eine scharfe schriftliche Rüge und die Androhung der gänzlichen Dienstesentlassung erfolgte. Erwiesen sich diese Maßregeln fruchtlos, so wurde der widerspännstige Diener seines Dienstes entlassen und in die Heimat befördert.

Jeder vom Stammhause in die Handlung aufgenommene Lehrling oder Diener empfing von dem Tage der Unterzeichnung des üblichen Contractes angefangen seinen bestimmten Gehalt. Dieser wurde in der Regel nach Verlauf von je zwei Jahren erhöht, wenn nämlich der betreffende Diener seinen Posten treu und redlich ausfüllte und sich als gut verwendbar für die Handlung erwies. Die Handlung bestritt ferner die Reisekosten der in ein spanisches oder portugiesisches Handelsgeschäft als Lehrlinge oder Diener eintretenden böhmischen Landsleute. Nach Verlauf von 12 bis 14 Jahren wurde den Handlungsbienern die Erlaubniß gewährt, auf Kosten der Handlung eine Urlaubsreise nach Böhmen zu unternehmen, um nach langer Trennung ihre Angehörigen zu besuchen. Der Aufenthalt in der Heimat dauerte zwei bis drei Jahre; diese Zeit durften jedoch die Beurlaubten durchaus nicht müßig hinbringen; sie wurden indeß beim Stammhause zu verschiedenen Arbeiten verwendet. War der Urlaub abgelaufen, so mußten sie wieder an den Ort ihrer Bestimmung zurückkehren. — Als im Laufe der Zeit andere Anschauungen Platz griffen, wurden auch in den Statuten der spanischen und portugiesischen Etablissements manche Veränderungen beliebt, und die strenge Hausordnung in mehreren Punkten wesentlich modificirt. So fiel um das Jahr 1820 bereits für den jüngsten Diener die Verpflichtung zum Ruchendienste und zur Reinigung des Hauses hinweg, indem zur Besorgung dieser Hausgeschäfte eine eigene Köchin aufgenommen wurde. Die sonntäglichen Communausgänge unter Führung des Vorstehers hörten auf und es trat die Vergünstigung ein, daß die Diener je zwei und zwei ausgehen durften. Der Rosenkranz wurde nicht mehr täglich, sondern nur während der Advent- und Fastenzeit gemeinschaftlich gebetet. Im Jahre 1826 wurde den Dienern erlaubt, des Sonntags allein auszugehen; in allen übrigen Stücken jedoch wurde die frühere Hausordnung streng aufrecht erhalten.

Jeder Diener erhielt nebst seinem Gehalte in seinem Handlungshause freie Wohnung, Kost und Wäsche, sowie auch im Falle einer Erkrankung unentgeltliche Pflege; auch die Auslagen für den behandelnden Arzt und die nothwendigen Arzneien wurden zur Gänze vom Hause bestritten. Sämtliche Diener bildeten somit unter einander eine große Familie und lebten auch trotz der strengen Haus-



ordnung, oder vielleicht eben wegen dieser strengen Hausordnung unter sich in Frieden und Eintracht. Da ein jeder von dem betreffenden Hause mit allem Nothwendigen versehen wurde und auf eigene Rechnung blos für seine Kleidung zu sorgen hatte, so ersparte sich gar Mancher mit der Zeit ein recht artiges Sümichen, welches er durch kluge Verwendung in den Handlungsgeschäften fruchtbringend verwerthen konnte. Auf diese Weise wurden Viele recht wohlhabend und sammelten sich für ihr späteres Alter ein nicht unbeträchtliches Vermögen. — Bei jenen Handlungen, die mehrere Etablissements im Auslande besaßen, wurden die Diener öfters übersezt. —

Erwähnenswerth ist die außerordentliche Gastfreundschaft, welche in den spanischen und portugiesischen Etablissements geübt wurde. Alle ankommenden Deutschen, wenn sie auch nicht dem engeren Vaterlande Böhmen angehörten, wurden mit der größten Zuverlässigkeit aufgenommen und mit allem Nothwendigen unentgeltlich versehen, bis sie entweder ihren Wanderstab weiter setzten oder aber sich behufs der Ausübung eines Geschäftes oder Gewerbes in derselben Stadt niederließen. Im letzteren Falle wurden sie auch, besonders wenn sie ohne ihr Verschulden in mißliche Umstände geriethen, sehr oft noch durch längere Zeit nachhaltig unterstützt. Unter denjenigen, welche die Gastfreundschaft der Landsleute im fernen Spanien in Anspruch nahmen, wird uns der Naturforscher und Botaniker Thaddäus Hänke aus Kreibitz genannt, der unter Malespina's Expedition mit nach Amerika ging. Vor seiner Abreise wohnte Hänke durch 6 Monate zu Cadix im Hause „Hiele, Zinke & Comp.“ und wurde daselbst mit der freundlichsten Aufmerksamkeit behandelt. Als einen Beweis seiner Dankbarkeit hinterließ er diesem Hause mehrere wissenschaftliche Werke. —

Durch eine lange Reihe von Jahren wurden in allen diesen auswärtigen Etablissements sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Als jedoch die spanischen Colonien in Amerika vom Mutterlande abfielen, wurde auch alsbald eine empfindliche Geschäftsabnahme bemerkbar.

Zur Zeit der französischen Invasion mußten mehrere Diener der böhmischen Handlungshäuser in die damals errichteten Stadtgarden eintreten und den Landeskindern gleich den mitunter sehr beschwerlichen Dienst versehen. Dieses war insbesondere in Cadix der Fall. —

Da in früheren Zeiten zu den amerikanischen Colonien blos den eingeborenen Spaniern der Zutritt gestattet war, Ausländer aber unter keiner Bedingung zugelassen wurden, so reisten mehrere der ältesten Diener des Hauses „Hiele, Zinke & Comp.“ in Cadix, wie z. B. Augustin Rautenstrauch aus Blottendorf und Christof Socher aus Schwofka unter angenommenen spanischen Namen im Jahre 1796 mit einer Menge Waaren nach Veraacruz und Mexico, wo sie dieselben mit sehr großem Gewinne verkauften, und sich in letzterer Stadt mit einem Spanier Don Pedro Muguerza für Rechnung des Haidaer Stammhauses „Hiele, Rautenstrauch, Zinke“ associirten, indem sie die Firma des genannten Spaniers benützten, welche dann im Jahre 1824 in die Firma „Hiele, Zinke, Frauenfeld & Comp.“ umgewandelt wurde. —

Als im Jahr 1800 das gelbe Fieber in den spanischen Seehäfen grassirte, starben viele Vorsteher und Diener in den dortigen Etablissements, ebenso im Jahre 1819. —

Zum Schlusse soll noch der einst sehr berühmten, in Spanien und Portugal bestandenen Handelsfirmen aus Haida und dessen Umgebung Erwähnung geschehen. Es sind folgende:

Stammhaus: Joh. Adam Ziegenheim & Comp. in Haida, mit Etablissements zu Lissabon und Oporto. (Aufgelöst 1825.)

„ Joh. Hanel & Comp. in Haida, mit Etablissements in Lissabon und Oporto. (Aufgelöst 1820.)



- Stammhaus: Janke, Rautenstrauch in Haida, Etablissement in Lissabon. (Aufgelöst 1838.)
- " Hieke, Rautenstrauch, Zinke & Comp. in Haida, mit Etablissements in Cadix, Cartagena, Alicante, Baltimore, Mexico und Hamburg. (Aufgelöst 1848.)
- " Georg Janke in Haida, mit Etablissements in Cadix, Sevilla, Barcellona und Valencia. (Aufgelöst 1850.)
- " Joh. Heinrich Gottscher in Haida, mit Etablissements in Bilbao und Santander. (Besteht noch in Bilbao.)
- " Preisler & Comp. in Blottendorf, mit Etablissements in Cadix und Sevilla. (Aufgelöst 1839.)
- " Kaspar Zahn in Langenau, etablirt in Barcellona. (Aufgelöst 1849.)
- " Jos. Kerschner in Schaiba, mit Etablissements in Malaga und Lima. (Aufgelöst 1839.)

#### U n h a n g.

Eine der ältesten, wenn nicht vielleicht die älteste Glashütte in der Nähe der heutigen Stadt Haida bestand zu Falkenau auf der Herrschaft Bürgstein und gehörte bereits um das Jahr 1536 der Familie Schürer von Waldheim. Unter den in der Oberfreibitzer Glashütte aufbewahrten Schriften und Urkunden befindet sich ein Document d. d. Reichstadt am Montage vor Petri und Pauli, d. i. dem 28. Tage des Monats Juni 1546, welches einen Paul Schürer als Besitzer der Falkenauer Glashütte nennt. In diesem Documente bestätigt Zdislaw Berka von der Daub und Leippa, Herr auf Reichstadt, Bürgstein u. s. w., oberster Landhofmeister des Königreiches Böhmen und Landvogt des Markgrafenthums Oberlausnitz, den von seiner verstorbenen Gemalin Beatrix von Kolowrat mit dem Glaser Paul Schürer aus Falkenau wegen der dort befindlichen Glashütte desselben errichteten und versiegelten Vertrag sehr genau und ausführlich und ertheilt dem Paul Schürer darin sehr wichtige und ausgedehnte Gerechtsame. Insbesondere wird in dem erwähnten Schriftstücke ein sehr umfangreiches Waldterrain bestimmt, aus welchem Schürer sowohl das zum Betrieb seiner Glashütte, sowie auch das zur Erzeugung der nothwendigen Potasche erforderliche Holz gegen einen geringen Jahreszins beziehen könne. Ferner wird das Gebiet ganz genau bezeichnet, auf welchem dem Besitzer der Glashütte der Vogelfang und die Forellenfischerei gestattet sei; ein Eingriff in die übrigen Zweige des edlen Waidwerkes wird jedoch als durchaus unzulässig erklärt. Endlich wird dem Glashüttenbesitzer und seinen Nachkommen auch noch die Begünstigung eingeräumt, Bier und Wein zum Ausschänke in der Glashütte zu kaufen, wo es ihm beliebt, oder auch selbst Bier zu bräuen, soviel er in der Glashütte vertreiben und ausschänken könne; das dazu nöthige Malz solle er jedoch von der Herrschaft Bürgstein kaufweise nehmen.

Paul Schürer wird in der citirten Urkunde ganz einfach als Glaser in Falkenau angeführt. Die Bezeichnung „Glaser“ bedeutete in der damaligen Rede-weise wahrscheinlich soviel wie Glasmeister. In dem Gedenkbuche der Rammiger Dekanalkirche wird Paul Schürer ausdrücklich Hüttenmeister genannt. —

Vom Jahre 1536 blieb die wahrscheinlich aus Heinewalde in Sachsen abstammende Familie Schürer im ununterbrochenen Besitze der Falkenauer Glashütte bis zum Jahre 1729. Der letzte Hüttenmeister aus der Familie Schürer von Waldheim war Leopold Valentin, welcher laut Preschkauer Taufmatrik am 9. März 1728 in der Preschkauer Kommendatkirche (Falkenau besaß dazumal noch keine eigene Kirche) ein Töchterchen unter dem Namen Anna Maria Elisabeth taufen ließ. —

Von diesem Leopold Valentin Schürer von Waldheim gelangte die Falkenauer Glashütte an die Grundobrigkeit der Herrschaft Bürgstein. Diese besaß sie aber nicht lang; denn schon zu Anfang des Jahres 1732 verkaufte Johann Joseph



Maximilian Graf Kinsky, Malteserordensritter und Besitzer der Herrschaft Bürgstein, geboren den 13. Oktober 1705, diese Glashütte mit dem dazu gehörigen Gute und allen sonstigen Gerechtigkeiten an Johann Kittel, Handelsmann aus Blotendorf. — Johann Joseph Kittel, der Sohn und Erbe des vorgenannten Johann Kittel, scheint eine Zeit lang, wahrscheinlich wegen fühlbar werdenden Holzmangels, mit dem Plane umgegangen zu sein, die Glashütte an einen anderen Ort zu verlegen. Allein schon in einem ums Jahr 1748 an die Grundobrigkeit in Bürgstein gerichteten Bittgesuche sagt er, daß er von diesem Plane abstehe, weil das Holz schon einen so hohen Preis erreicht habe und es aus dieser Ursache überhaupt zweifelhaft sei, ob die Glashütte noch lange werde unterhalten werden können. Er wolle, sagt er weiter, eine Schleifmühle errichten, woselbst gewiß etliche Unterthanen wie in der Glashütte ihr Brod verdienen könnten. — Mittelfst Dekretes d. d. Bürgstein 5. September 1749 wurde denn auch dem Supplikanten erlaubt, insofern als es Niemandem zum Nachtheile gereicht, auf seinem eigenthümlichen Grund eine Schleifmühle aufzuführen. — Das gewerbsfleißige Falkenau zählt unter seiner industriellen Einwohnerschaft auch heute noch viele Glasarbeiter jedweder Branche; aber die dortige Glashütte ist schon längst verschwunden; ihren Platz nimmt ein Wohnhaus ein und von den früheren Gerechtigkeiten ist bloß das Bräuhaus mit der Bräuberechtigung geblieben. —

## M i s c e l l e n.

### Wiedertäufer in Böhmen und Mähren.

Im XV. und XVI. Jahrhunderte stand in Böhmen das Sektenwesen in voller Blüthe und man konnte darauf rechnen, daß eine jede neue Lehre mindestens einige Anhänger finden werde. Wiedertäufer treffen wir in Böhmen bald nach ihrem Auftreten in Deutschland; schon im Jahre 1528 wurde ein Wiedertäufer in Prag gefangen genommen und ohne Weiteres verbrannt. Kaiser Ferdinand trat mit großer Strenge gegen die neue Sekte auf und verbot in mehreren Mandaten die Annahme und Verbreitung jener häretischen Sätze, die die Wiedertäufer lehrten — dessenungeachtet bildeten sich rasch im südlichen Böhmen und noch mehr in Mähren Wiedertäufergemeinden, die untereinander eine gewisse Verbindung aufrecht erhielten und sich vielfach des Schutzes adeliger Grundherren erfreuten. Als die Wiedertäufer von Böhmisches-Krumau vernommen hatten, daß sich eine tirolische Gemeinde ungefährdet in Austerlitz niedergelassen habe, wanderten sie 80 Personen stark dahin aus. Merkwürdiger Weise gehörten die Wiedertäufer fast durchwegs der deutschen Nationalität an, was sich wohl dadurch erklären läßt, daß die Prediger derselben meist deutsche Einwanderer waren, und andererseits die böhmischen Bewohner des Landes zu den böhmischen Brüdern hinneigten. Als vorzügliche Prediger werden Thomas Walbhauser und Balthasar Hufmayer aus Friedberg in Batern erwähnt. Ersterer wurde in Folge der auf dem Znaimer Landtage (1527) gefaßten Beschlüsse gegen die Wiedertäufer in Brünn mit dem Feuertode bestraft. Letzterer, der zu Nikolsburg mit Hilfe der Besitzer dieser Stadt, der Herren von Lichtenstein, eine Gemeinde errichtet hatte, wurde in Folge der Znaimer Beschlüsse aus Nikolsburg vertrieben und nach Wien abgeführt, allwo er am 10. März 1528 bei Erdberg verbrannt, seine Frau aber in der Donau ersäuft wurde. — Sindely schildert uns die Wiedertäufer als überaus eifrige, sparsame, nüchterne und sehr geschickte Arbeiter. Sie trieben jedes Handwerk im Großen, in förmlichen Fabriken. „Da ihr Gemeindeleben nahezu bis zum Communismus ausgebehnt war, so lieferte jede Haushaltung eine gleichmäßige Menge von tüchtiger Arbeit und gebot stets über ein beträchtliches



Betriebscapital. Selbst Viehzucht und Weinbau trieben sie fruchtbringender, weil wahrscheinlich rationeller. In der Regel kauften sie sich in den fruchtbarsten Strecken an, unbebaute Strecken machten sie urbar. Getreide und Wolle kauften sie im Großen ein, handelten mit ersterem und verarbeiteten letztere auf das mannigfachste. Ihre Bräuhausier brauten vorzügliches Bier, ihre Mühlen waren vollkommen eingerichtet. Die Gegenstände des Luxus und des bequemen Lebens, wie sie der Adel benötigte, wurden allein von ihnen auf das zierlichste gefertigt. Ihre Niederlassung wurde demnach für einen materiellen Gewinn angesehen; manche Gutsherren wählten sogar vorzugsweise ihre Leib- und Hofdienerschaft aus der Mitte dieser so häufig proscribirtten Sekte.“ — Der Großgrundbesitz nahm dieser löblichen Eigenschaften wegen die Wiedertäufer oft gegen die rigorosen Beschlüsse der Landtage in Schutz. Als Kaiser Mar II. im Jahre 1567 dem mährischen Landtage die Proposition zur Vertreibung der Wiedertäufer machte, besürwortete der Herren- und Ritterstand die Belassung derselben in ihren Wohnorten, weil dieselben sehr nutzbringende Unterthanen seien, die man ohne großen materiellen Nachtheil noch weniger als die Juden entfernen dürfe. Marmilian ließ sich auch auf wiederholte Vorstellungen der Stände bewegen, die Duldung der für die Cultivirung des Landes so wichtigen Sekte bis auf weiteres zu gestatten. Ferdinand II. nahm nach dem böhmischen Aufstande diese Duldung zurück. Es trat eine sehr schwere Zeit für die Wiedertäufer ein, über die Gindely auf die besten Quellen gestützt Folgendes berichtet: „Außerdem daß die Wiedertäufer vom J. 1570—1619 alle Steuern genau abzuführen hatten, welche jeden andern trafen, mußten sie bald eine beispiellos hohe Vermögenssteuer, die sich auf zwei Procent vom Gesamtvermögen belief, oder eine Personensteuer, die Anfangs nur von solchen, die das 20. Jahr überschritten hatten, nachher in fortlaufender Verminderung des Alters von allen Personen männlichen wie weiblichen Geschlechtes, die das 10. Jahr erreicht hatten, erhoben wurde, im steigenden Betrage von 15 Groschen bis zu einem halben Thaler entrichten. Von der Vermögenssteuer ablassend, überging man später zu einer Besteuerung einzelner Häuser. Jedes Haus mit einer Küche mußte in den ersten Jahren 20 Gulden Steuer zahlen; in rascher Progression ging es in wenig Jahren bis auf die unglaubliche Summe von 80 Gulden . . .“

„Anfänglich wurden die Juden mit den Wiedertäufern in eine Parallele gesetzt. Bald aber lastete die Schwere der Besteuerung auf den letzteren allein; die ersteren wurden im höchsten Grade gegen die letzteren begünstigt. Von einer Milde in der Beitreibung der Steuern war natürlich keine Rede, sondern schon im Landtagsbeschlusse ward der Befehl ertheilt, daß im Weigerungsfalle alsbald die Weingärten, Felder, Rinder und Schafe bis zum Erlöse der nöthigen Summe verkauft werden sollen, außerdem aber nicht zahlende Wiedertäufer unnachsichtlich zu vertreiben seien. Um sich den Vortheil eines Monopols zu sichern, wurde denselben weiter von den Ständen anbefohlen, Getreide und Wolle nicht mehr vom Bauer oder unterthänigen Städter, sondern von den Herren, Rittern und königlichen Städten zu kaufen. Von diesem allgemeinen Ausbeutungssysteme schloß sich dann kein Stand mehr aus; aber indem alle Stände gleichmäßig diese Varias ausbeuteten, gewährten sie ihnen eine solche religiöse Freiheit, wie selbe weder die Ultraquisten den Katholiken und diese jenen, noch beide den Brüdern gewähren wollten.“<sup>1)</sup>

Unserem Vereinsarchive ist eine Urkunde zugekommen, die sich auf das Auftreten eines Wiedertäufers in Böhmen um das Jahr 1535 bezieht. Diese Urkunde, ein in tschechischer Sprache abgefaßtes, mit Siegel (Papier) und Unterschrift versehenes Originalschreiben des Kaisers Ferdinand I. lautet in der wortgetreuen Uebersetzung folgendermaßen:

1) Siehe „Geschichte der böhmischen Brüder von Dr. Anton Gindely“ I. Band, Seite 210 flg. II. Band, Seite 19 flg.



„Dem wohlgeborenen Zdislav von Duba und Lipa, Obersthofmeister des Königreiches Böhmen, Landvogt der Oberlausitz und unsern Andern getreuen, lieben Rätthen, die im Kammergerichte des Königreiches Böhmen sitzen.“

„Ferdinand von Gottes Gnaden Römischer, Ungarischer und Böhmischer König, Infant von Spanien, Erzherzog von Oesterreich und Markgraf von Mähren etc.“

„Wohlgeborene, Edle, Ehrenfeste, Getreue, Unsere Lieben! Daß Ihr wegen der Wiedertäufer, welche hier in Klattau und Janowitz aufgetaucht sind und allerlei lästerliche Handlungen gegen die heiligen Sakramente vorgenommen haben, Eifer und Fleiß gezeigt, daß Ihr ferner die hochgeborenen Brüder Janovsky zu dem Versprechen (daß sie einen gewissen Johann Zbornik, der die Leute wiedertaufen soll, vor Euch gestellig machen) verpflichtet habt, das geruhen Wir von Euch gnädig und dankbar entgegenzunehmen und wollen Euch solches mit Unserer königlichen Guld gedenken, und da wir nicht gewillt sind, daß solche unchristliche Unordnungen und Irrthümer gegen den christlichen Glauben etwa auch eine Bewilligung des Landtages erwirken, so befehlen wir Euch und tragen Euch auf mit allem Ernste, daß Ihr, falls jene Janovsky ihrer Treue und ihrem Versprechen gemäß sich erweisen und den Johann Zbornik gestellig machen, Euch seiner (in guter Vorsicht) bis auf unsere weitere dießfällige Weisung hinlänglich versichert. Wenn aber jene Janovsky ihn vor Euch nicht gestellig machen würden, dann sollt Ihr besagte Janovsky kraft unseres Befehles anweisen, in den schwarzen Thurm auf der Prager Burg, wo man Schulden halber sitzt, sich zu versügen, und sollt Ihr sie auf Gelöbniß verpflichten, daß sie unter keinem erdentlichen Vorwande wider unsern Willen sich daraus entfernen, bis der oft genannte Johann Zbornik vor Euch gestellt ist, nicht anders aber als Büßender. Uebrigens sollt Ihr nichts desto weniger die Janovsky in ihrer Verbindlichkeit erhalten, sie mögen nun Zbornik gestellig machen oder nicht stellen. Indem Ihr hierin unsern bestimmten und vollkommenen Willen kennt, so verhaltet Euch, wie Wir Euch zu schreiben geruhen, auf keine Weise davon abweichend.“

Gegeben zu Wien am Freitage nach Christi Himmelfahrt 1535 Unsere Königreiche des Römischen im fünften, der andern im neunten. Ferdinand.

Dr. Ludwig Schlesinger.

### Aus den Sitten und Sagen des Egerlandes. — Zwerge (und Heintchen <sup>1)</sup>).

Wenn die Theogonie des Christenthums die muthmaßlichen Stufen vom Menschen aufwärts und hinab nur einseitig, d. h. dem Geistigen nach, gibt und von einer zweiten Reihe, der körperlichen, bloß einige Riesen aus dem Judaismus mitschleppt, <sup>2)</sup> — hat sich in Naturreligionen die Abstufung, auch nach der physischen Seite hin, streng und ohne Sprung entwickelt. So erscheint z. B. dem Germanen der Mensch erst als die rechte Mitte zwischen dem formungeheueren Riesenthum und der winzigen Zwerge Welt, <sup>3)</sup> als natürliche, bewußte Versöhnung dieser Gegensätze könnte man sagen, wenn man den Umstand erwägt, daß die Schöpfung des Menschen erst den Schluß bildet. <sup>4)</sup>

Die Zwerge Welt war im alten Volksglauben eine reiche und ist es noch. Das Verhältniß dieser Wichtlein zum Menschen mußte ein weniger furchtbares

1) Heintchen (Dial. hai ch. 1) ist nur noch als Schimpfname gebraucht, während es anderwärts (Variscia 2, 101) ein Zwergenvolk bedeutet.

2) Genesis cap. 6, v. 4: „Es waren aber in jenen Tagen Riesen auf Erden“ u. s. w.

3) Grimm Myth. S. 253.

4) Riesen und Zwerge gehen den Menschen in der Schöpfung voraus. Grimm S. 253.



und grausames sein, als das der Riesen; einerseits lag es eben in der Natur der Sache, wenn der körperstarke Germane den Zwergen nicht eine physische Übergewalt zutrauen konnte, wie den Riesen, andererseits war man fast gezwungen, auch eine Reihe gutmüthiger Wesen anzunehmen, nachdem den Riesen, den trotzigen Elementen, die Rolle der tückischen und grausamen zufiel. Die Zwerge erschienen daher zunächst als Elementargeister, jedoch als nützliche, höchstens neckende Neußerungen der Elemente.

Die Zwerge im Egerlande enthalten zahlreiche alterthümliche Züge. Die Zwerge erscheinen darin als Schöpfer der feuerspielenden Berge und der heißen Heilquellen (Vgl. Nr. 1). Daneben gelten sie, wie anderswo als Bergmännlein, die das edle Gestein und die Metalle graben und sammeln, <sup>1)</sup> und als Hüter von Schätzen. <sup>2)</sup> Sonst treten die Zwerge als ein eigenes Volk auf, das von Königen beherrscht wird (vgl. Nr. 1), die sich unter der Erde prächtige Paläste ausbauen. <sup>3)</sup> Ihre Wohnung ist stets in den Tiefen der Erde, in Schluchten oder Berghöhlen, <sup>4)</sup> zu denen die sogenannten „Zwergelöcher, Quarrenlöcher“ führen. <sup>5)</sup> Sie sind im Ganzen scheu und fliehen die Nähe des Menschen, so daß Glockengeläute (vergl. Nr. 3), der Schall von Eisenhämmern und die andringende Bodenkultur überhaupt (vgl. Nr. 10) sie verjagt. Sogar das Bekanntwerden ihres Namens schneidet ihnen den weitem Verkehr mit Menschen ab (vgl. Nr. 8). Sind die erwähnten Hindernisse beständig, so müssen sie ganz aus der Gegend fortziehen (vgl. Nr. 10). Unter sich selber sind sie ein fröhliches Völkchen, und leben, wie die Elbe im Allgemeinen, Gesang und Tanz, besonders zur Nacht.

Haben sie mit Menschen zu thun, so sind sie im Ganzen gütig geümt. <sup>6)</sup> Dienste, die man ihnen erweist, belohnen sie reichlich (vgl. Nr. 6, 4, 5); gute Leute erfahren ihre Wohlthätigkeit auch ohne Gegengefälligkeiten (vgl. Nr. 2); der Böse hingegen hat ihren Zorn immer zu fürchten, besonders wenn er sie beleidigt (vgl. Nr. 3). Kleine Neckereien und einigen Schabernack können sie aber schwer lassen, wenn Gelegenheit da ist. <sup>7)</sup>

Von Gestalt sind die Zwerge klein, doch wechselt in der Sage das Maß von Spannenlänge bis zur Größe eines zehnjährigen Kindes; <sup>8)</sup> der Kopf ist meist sehr groß, ihr ganzer Körper durch Höcker und Verkrümmungen ungestalt; <sup>9)</sup> deshalb suchen sie oft den Wöchnerinnen schöne Kinder zu stehlen und die ihren dafür in die Wiege zu legen (Vgl. Nr. 3). Von Farbe sind sie dunkel, <sup>10)</sup> schwarz oder grau (Vgl. Nr. 2 u. 3). Auch ihre Kleidung ist von derselben Farbe. Mäntelchen und Hut (oder Kappe) fehlen nie, erscheinen auch schon in alten Sagen (die Tarnkappen). <sup>11)</sup>

Einige der schönern Sagen über Zwerge folgen hier nach: <sup>12)</sup>

- 1) Zwerge sammeln Schätze. Grimm S. 257. In der Edda sind sie meist kunstvolle Schmiede. Edd. S. 252.
- 2) Zwerge als Schatzhüter in Bergen. Grohmanns Sagenbuch aus Böhmen und Mähren, 1, 171.
- 3) Grimm S. 257, Grohmann 1, 170.
- 4) Ueber den Aufenthalt in Schluchten und Höhlen des Gebirges. Grimm S. 256.
- 5) Zwerglöcher, Grimm S. 257, Grohmann 1, 170. 174.
- 6) Grimm S. 258.
- 7) Belohnen Dienste, Grimm S. 257, Grohmann 1, 170, erweisen, in Ruhe gelassen, den Menschen Gefälligkeiten.
- 8) „Ihre Größe selbst wird verschiedentlich bestimmt, bald erreichen sie das Wachsthum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen oder Daumen gemessen.“ Grimm S. 253.
- 9) Grimm S. 253.
- 10) Grimm S. 253, Grohmann 1, 171. 172 u. öfter.
- 11) „Heutige Zwergsagen erzählen von Nebelkappen, von grauen Röcken und rothen Rappen von Scharlachmänteln. Frühere Jahrhunderte bedienen sich der Ausdrücke helkapp, helkeplein, nebelkappe und tarnkappe.“ Grimm S. 260. Vergl. Grohmann öfter und unten.
- 12) Einige der nachstehenden Sagen, doch oft mit veränderten Zügen, fand ich in Grohmanns Sagenbuch, Firmenich, Germaniens Völkerstimmen (Band 3, Seite 601 fg.), wo die Auf-



## 1. Die Entstehung der westböhmisches Heilquellen.

Weit droben im Norden, in jenen kalten Gegenden, gegen die der Haarwagen<sup>1)</sup> mit seiner Deichsel hinweist, wohnte ein uralter Zwergenkönig mit seinen Söhnen und einem zahlreichen Volke. Sie hatten dort nach dem Befehle Gottes und ewiges Feuer zu unterhalten und an diesem gewaltige Wassermengen zu kochen, und durch dasselbe die starre Kälte jener Regionen wenigstens in etwas zu mildern und die endlose Anhäufung des Eises zu verhindern; wenn diese Lohre durch die Erde herausschlägt, entsteht ein feuerspeiender Berg. Als Material zu diesem „Steinfeuer“, wie es heißt, das übrigens noch tausendmal heißer ist als gewöhnliches, nehmen die Zwerglein gewisse Steinarten, die auch unter der Erde und ohne Luft fortkommen.<sup>2)</sup>

Dieser Alte nun schickte eines Tages — freilich schon vor langen, langen Zeiten — seine Söhne in die Welt hinaus, um auch an anderen Orten die Steinfeuer anzuschüren. Vier von diesen kamen in unsere Gegenden und fingen hier alsbald ihre Arbeiten an, umso mehr, als es in unsern Bergen just genug solcher Steine gab, wie sie zum Steinfeuer gebraucht werden. — Der älteste und zugleich weiseste Sohn zog mit seinen Leuten in das Thal, wo heutzutage Karlsbad steht. Gehorsam den Vorschriften seines Vaters, die dieser beim Abschiede den Söhnen über die Art und Weise ihrer Thätigkeit mitgegeben hatte, mauerte er den Kessel, in welchem er sein Wasser kochen wollte, klüglich zwischen zwei Bergen ein und hübsch fest, damit er nicht umfiele, oder gar das Feuer unter ihm hervorschlüge. Deshalb kochte das Wasser auch bald und siedet noch fort und fort; was aber davon durch die Erde emporwacht, nennen die Leute jetzt den Karlsbader Sprudel. — Der zweite Sohn ging mit seinen Leuten nach Marienbad. Der baute und mauerte seinen Kessel wohl auch gut auf, aber zu seinem Steinfeuer nahm er ein wenig Schwefel, damit es besser brennen sollte. Wie aber angezündet war, begann der Kessel zu brennen, daß die helle Lohre über ihm zusammenschlug und das Wasser von den Dämpfen einen stinkenden Schwefelgeruch bekam, den es noch heutzutage hat. — Der dritte von den Söhnen kam nach Franzensbad. Der aber vergaß die Lehren seines Vaters über den Aufbau des Wasserkessels, lehnte diesen nur einerseits an einen Berg an und unterstützte ihn auf der andern Seite bloß durch einige große Felstrümmer. Kaum hatte er jedoch sein Feuer angezündet, so that es einen fürchterlichen Krach, die Erde erbebte, der Kessel stürzte um und das Wasser, kaum lau geworden, rann heraus und rinnt noch immerzu. Seinen Abfluß findet es in vielen Quellen; denn all die Sauerlinge von Liebenstein an bis nach Nebanitz und an den Leibitschloch hinunter gehören dazu. Bei diesem Umsturze des Kessels befiel zugleich das Steinfeuer Lust, es brach aus, zerstörte den unterirdischen Palast der Zwerge, und schlug zum Kammerbühl heraus, viele, viele Jahre lang, bis alles so ausgebrannt war, wie es heutzutage ist. Die Zwerglein durften sich einen neuen Palast nicht aufbauen; sie mußten zur Strafe ihres Ungehorsams im finstern „Zwergenloche“ wohnen und noch überdies scharf Acht geben, daß den vielen Wässern nicht noch anderes geschehe. — Die letzten Zwerge ließen sich bei Boden unterm Dillenberg nieder, wo im sogenannten Eisenbühl<sup>3)</sup> ihre Wohnung war. Die wollten nun gar ein durchweg neues Feuer erfinden. Aber wie sie glaubten, es zusammengebracht zu haben, wollte es nicht recht brennen, sonderu

zeichnung im Dialekte geschah, den Dr. Lorenz so meisterhaft handhabte. Einige sind auch in den verschiedenen Jahrgängen des Egerer Anzeigers zerstreut, in dem auch ich schon einige Sagen des Egerlands niedergelegt habe.

1) Volksausdruck für das Sternbild des kleinen Bären (Wagens).

2) Darnach glaubte der Egerländer schon an ein „Centralf Feuer“, noch ehe die Geologie diese Hypothese aufstellte! Genauer kann die Beschreibung wenigstens kaum sein.

3) Der ungef. 1830' hohe Eisenbühl am nordwestlichen Fuße des Dillenberges gilt, ebenso wie der Kammerbühl, als ausgebrannter Vulkan.



glomm nur langsam fort, so daß das Wasser nicht zum Sieden kam, und nach und nach versiegte, so daß heutzutage nur noch ein kleines Wässerchen dort herausquillt, das die Umwohner „am Säuerlinghammer“ nennen. Auch ist die ganze Gegend dort herum so dürr und trocken und selbst den Steinen sieht man es an, daß sie lange Zeit Zeit in der Gluth gelegen sein müssen. — Das ist der Ursprung unserer Heilquellen. —

## 2. Die Felsen bei Stein.

Ein armer Handwerksbursche, der von Baiern herein nach Eger wollte, wurde von der Nacht überrascht und verirrete sich hinter Gettendorf, so daß er nur aufs Gerathewohl hin in der Finsterniß vorwärtstappte. Eine gute Weile stolperte er so fort, bis er endlich schon zum Tode ermattet, von weitem einen Lichtschein erblickte. Er ging auf ihn zu und erkannte, näherkommend, daß es der Schimmer von einem großen Feuer sei, das plötzlich zu seinen Füßen in einer Schlucht aufloderte. Um dieses Feuer saßen kleine graue Männchen mit Kappen, die mit Stangen in einem über der Flamme hängenden Kessel herumrührten; andere der Männlein trochen durch Oeffnungen, kaum so groß wie Fuchslöcher, zum Berge hinein und heraus. Innen hörte er ein ununterbrochenes Gehämmere und wenn ein Männlein heraustrach, schleppte es sich immer mit einem Klumpen Felsstein, das in den Kessel geworfen wurde. Nachdem sich der Bursche vom ersten Schreck erholt hatte, stellte er sich neugierig auf die Zehen, um den Inhalt des brodelnden Kessels zu erkennen. Aber wie er das versuchte, wurden einige Steine unter seinem Fuße locker, die hinabrollten und ihn verriethen. Wie der Blitz war eines der Männlein oben bei ihm, zog ihn in den Kreis hinab, worauf man ihm bedeutete, in den Kessel zu greifen. Der erschrockene Bursche zögerte und that, als ihn ein Männlein mit Gewalt zwingen zu wollen schien, einen Schrei. Mit Donneregepolter verschwand der Spuck, er fiel betäubt nieder. Des andern Morgens, als er erwachte, fand er sich in einer thalkn der Steiner Berge liegen, kaum dreihundert Schritte vom Dorf. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, erfuhr er erst, daß ein kühner Griff ihn glücklich gemacht hätte. Denn was im Kessel brodelte, war lauterer Gold, das die Zwerge sammeln, und hätte ihn auch nicht gebrannt, wenn er den Muth gehabt hätte, hineinzulangen.

## 3. Die Zwergenglocke.

Im Dorfe Seeberg lebte einst ein Förster, der ein grausamer und hartherziger Mann war, dabei aber reich und deshalb gefürchtet; der wollte sich in der Nähe des Kammerbühls, wo er mehrere Grundstücke gekauft hatte, einen Meterhof bauen. Die Zwerge aber, denen die Nachbarschaft dieses bösen Mannes nicht sonderlich angenehm gewesen sein mag, zerstörten allnächtlich wieder, was die Arbeiter am Tage gebaut hatten. Der Förster beschloß ihnen aufzulauern. Eines Nachts stand er Wache und wie sie sich daran machten, die Gerüste einzureißen, schlug er mit seinem Gewehr an und wollte schießen, war aber in selbem Momente ganz starr und wie versteinet<sup>1)</sup> und blieb es, bis die Zwerge mit ihrer Zerstörung fertig waren. Da gab ihm jemand den Rath, die Männlein durch Glockenschall, den sie nicht hören können, abzuhalten.<sup>2)</sup> Er ließ wirklich eine Glocke an einem hohen Balken auf-

1) Sonst bringt der Anhauch oder die Berührung der Zwerge Krankheiten oder selbst den Tod. Grimm S. 259. Vgl. den Ausdruck *ölaw'n* (zu *Alp*), d. h. ursprünglich: vom Alp gerührt sein, dann sich toll gebärden, mit Ungeßüm und Hast umherfahren. Vgl. Petters in Frommanns Zeitschrift Bd. 5; nach Schm. 1, 48. Schmid schwach. Wärrrb. 162 und Grimm S. 243. 259 fg. Schon der bloße Blick kann bezaubern. Grimm S. 260.

2) Glockengeläute vertreibt die Zwerge (wobei die Glocke als Symbol des Christenthums zu nehmen ist) Grimm S. 259, Grohmann 1, 170. 173. 176 fg.



richten und sie während der Nacht läuten. Am Mitternacht kamen die Zwerge wieder; er ergriff den Glockenstrang und zog mit aller Gewalt, daß es weithin gellte. Ebenso schnell aber verschwand das neue Gerüste und mit ihm auch der Förster. Lange noch stand die „Zwergenglocke“, wie man sie hieß, bis der Balken verfault war. Der Förster aber mußte seitdem als Geist bei der Glocke umherwandern.

#### 4. Das kleine Männlein.

Zum „Hüter“ in Reifig (einem Dorfe bei Kammerbühl) kam einst am Abende ein kleines Männchen und bat um Nachtherberge und etwas Speise. Der Hirte schaute sich das Männlein wohl lange an, denn es war kaum anderthalb Schuh hoch und trug einen schwarzen Hut mit gleicher Feder auf dem großen Kopfe und ein Mäntelchen auf dem höckrigen Rücken, aber er nahm zuletzt den seltsamen Gast doch auf und theilte sein bißchen Brot und sein Nachtlager mit ihm. Als er des andern Morgens erwachte, war das Männlein verschwunden; in der Schublade des Tisches aber lag ein Stück Gold, gerade so groß, als der Rest des Brotes hätte sein können. Der Hirte war dadurch ein reicher Mann.<sup>1)</sup>

#### 5. Der Zwerg am Fuchsrang.

Ein armes Tagelöhnerweib ging einst, um für den Winter doch einigen Speisevorrath zu sammeln, in den Wald am Fuchsrang um etliche Schwämme und Preiselbeeren. Aber bis Mittag war sie schon herumgelaufen und hatte kaum einige Schwämmchen gefunden. Müde setzt sie sich unter einen Baum und will das harte Brot, das sie sich von Hause mitgenommen hatte, verzehren. Wie sie den ersten Bissen in den Mund steckt, hört sie etwas rascheln und wie sie sich umkehrt, sieht sie aus einem Fuchslotze ein kleines Wesen mit einem dreispitzigen Hute und schwarzen Mantel hervorkriechen, das sie um etwas Brot bittet. Das gutherzige Weib gibt ihm ein Stück und nöthigt ihm auch einige Beeren dazu auf. Das Männlein bricht ein wenig ab, legt das andere wieder in ihre Schürze und war dann auf einmal verschwunden. Das Weib fürchtete sich und lief aus dem Walde. Doch bald mußte sie langsamer gehen, die Beeren und Schwämme scheinen immer schwerer zu werden. Zu Hause angekommen sieht sie wohl den Grund ein; das übrige Brot war zu Gold, die Beeren und Schwämme zu edlen Steinen geworden.

#### 6. Der Bockreiter.

Wenn der Hüterbube von Reifig auf der Weide war, kam ein kleines Männchen zu ihm und bat ihn, auf dem Ziegenbocke reiten zu dürfen. Der Junge war bald an diese Erscheinung gewöhnt und erlaubte sich nach kurzer Zeit schon Scherze. So schrie er einmal, als das Männlein oben saß, dem Bocke stark ins Ohr und hing ihm dann schnell seine Mütze über. Das Thier lief wie thöricht umher, das Männlein konnte sich nicht erhalten und fiel herunter. Das that dem Buben leid und er half ihm auf. Der Zwerg drohte ihm mit der Hand und ging, kam auch nicht wieder. Als der Junge heimtrieb, fand er, daß sein Geißelstecken von Silber sei.

#### 7. Der Zwerg im Dillenberg.<sup>2)</sup>

Am Dillenberg stand einst eine reiche Stadt, die ob vieler Frevel verfiel. Deßhalb liegen in diesem Berge große Schätze gesammelt, die von einem Zwerge

1) Geschenke der Zwerge wandeln sich in Gold. Grohmann 1, 172. 180.

2) Grohmann gibt (Sagenb. 1, 171) eine gleiche Sage vom „Tännstein“. Hier liegt wohl ein Gedächtnißfehler des Gewährsmannes vor. Ich kenne wenigstens keinen Tännstein; Tannenberg nennt wohl der Volksmund auch den Sct. Anna-Berg bei Eger. Wahrscheinlich ist es indes Verwechslung mit Dillenberg.



gehütet werden. Einmal des Jahres öffnet sich der Berg und zwar am Palmsonntag, so lange die Passion gelesen wird. Dann steht das Thor offen und der Zwerg unter ihm läßt den Glücklichen, der zufällig hinkommt, ein; dort darf er mitnehmen, so viel er tragen kann. Wer sich aber versäumt, muß elend umkommen, denn der Berg schließt sich dann wieder. So ist es vor vielen Jahren einmal, wie man vermuthete, einem Bauer gegangen, der spurlos verschwand.

### 8. Tilltanzerl.

Vor alten Zeiten war die ganze Kammer (eine Gegend um den Kammerbühl) noch eine weite Haide, auf der sich die Zwerglein viel „erlustierten.“ In hellen Sommernächten konnte man sie auf dieser und am Bühle selber schon von weitem tanzen und jubeln sehen. <sup>1)</sup>

Auch sonst waren sie sehr gut gelaunt. Einer von ihnen hatte gar ein Verhältniß mit einer Dirne aus Reiser und kam allabendlich auf „den Frei“ zu ihr. Anfangs hatte sie sich freilich gegen diesen Freier gestemmt, aber mit der Zeit wurde sie duldsamer und hatte ihn schließlich auch recht gern. Nur eines wurmte sie; sie wußte den Namen ihres Liebhabers nicht. So oft sie ihn darum bat, wich er ihr aus und that gar heimlich damit. Das Mädel, die von ihren Kameradinnen ob des namenlosen Liebhabers viel verspottet wurde, wollte endlich mit List dahinter kommen. Da sie von den nächtlichen Tänzen wußte, schlich sie ihrem Schatz, als er einst von ihr gegangen war, nach. Sie versteckte sich im Gestrüppe und bemerkte bald den Reigen. Mitten unter den Zwerglein war ihr Geliebter, der folgendes Lieblein sang:

Wenn dès mä leiw.rl waiß,  
dä-r-i Tilltanz.rl häiß,  
dêrf i nimma -r-âi.

Ganz erfreut schlich die Dirne fort, sich den Namen wol hundertmal vorsagend. Als das Zwerglein des andern Tages wieder geschlichen kam, sagte sie ihm den Namen vor. Er aber wurde ganz traurig, gab ihr die Hand und sagte: Weil Du meinen Namen kennst, muß ich Dich auf ewig meiden. Sprachs, ging fort und das Mädel sah ihn wirklich nicht mehr.

### 9. Wasserköpfe.

Eine Frau, die neben ihrem jüngstgeborenen Kinde im Bette eingeschlafen war, hört plötzlich in der Nacht ein Geräusch. Sie springt heraus und kommt eben noch recht, ihr Kind dem Zwerglein zu entreißen, das es schon forttragen wollte.

Eine andere Wöchnerin, die so klug war, einen Kochlöffel als Stubenriegel zu gebrauchen. (— weil die Zwerge dann nicht hineinkönnen) hörte in der Nacht am Schloße rütteln. <sup>2)</sup>

Eine Frau in Eger, die unglücklicher als diese beiden war, fand ihr Kind am zweiten Tage nach der Geburt wirklich ausgetauscht. Statt des schönen Kindes lag ein verkümmertes in der Wiege. Diese ausgetauschten Kinder haben aber die Köpfe der Zwerge, d. h. große, unförmliche oder sogenannte Wasserköpfe. <sup>3)</sup>

### 10. Abschied der Zwerge. <sup>4)</sup>

Solche und ähnliche Geschichten trieben die Männchen vom Kammerbühle, als

1) „Alle Elbe haben unwiderstehlichen Hang zu Musik und Tanz. Man sieht sie Nachts im Mondschein auf den Wiesen ihre Reigen führen und erkennt Morgens die Spur im Thau.“ Grimm S. 264.

2) In andern Gegenden glaubt man, daß ein vor die Thür gelegter Strohalm aus dem Wochenbette oder ein zum Säugling gesteckter Schlüssel oder die über die Wiege gedeckten Hosen des Ehegatten die Neugeborenen vorm Verwechseln schützen. Grimm, Anhang 82, 389. 86, 484. 87, 510 u. f. f.

3) Grimm S. 263. Neuhochd. Wechselhälge, auch Vielkröpfe, cambiones, althochd. wihselinga. Vgl. Grohmann 1, 185 fg.

4) Ueber Auswanderungen der Zwerge: Grohmann 1, 173. 176. 190. 131.



sie noch ungeführt waren. Aber seitdem die Kammer (s. v.) urbar gemacht wurde, seitdem man ihnen einen schönen Bauernhof (den s. g. Kammerhof) kaum zwanzig Schritte weit vom Bühl, also förmlich „auf die Nase“ gesetzt hat, seit dieser Zeit kamen sie immer seltener zum Vorschein und zogen zuletzt ganz und gar aus dem Egerlande weg.<sup>1)</sup> Das geschah also:

Ein Bauer von Reiser mußte einst mit einem größern Wagen über Land fahren. Auf dem Wege bemerkt er, daß die Pferde langsamer ziehen, als früher. Er schaut sich um und sieht nun, daß auf dem Wagen eine zahllose Menge kleiner Männlein hangen und sitzen, sogar auf den Rädern. Der Bauer fürchtete sich und wollte stille halten; aber sie hielten ihn, sie noch eine Strecke weiter zum Fluß hin zu fahren. Das that er. Einige Hundert Schritte von der Eger weg stiegen sie ab und einer fragte ihn, was sie schuldig wären. Als der Bauer antwortete: Nichts, sagte der Zwerg: Vergelt' Dir's Gott. Wir aber kommen nie wieder ins Egerland. Darauf krabbelten sie weiter, bis der Bauer sie aus den Augen verlor. Von dieser Zeit an ruhte ein Segen auf Allem, was der Bauer unternahm. Die Zwerge aber hat Niemand mehr gesehen.

Eger.

Heinrich Gradl.

### Correspondenz.

Leitmeritz. Filialausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Die Hebung der Kunst und Industrie ist ein allgemeines Schlagwort geworden, und auf allen Gebieten regt sich das ernste Streben, aus der bisherigen Stagnation herauszukommen. Das Gewerbe, welches früher vollständig vom Geiste künstlerischen Strebens durchdrungen war, ist trotz technischer Vervollkommnung der Werkzeuge, trotz technischer Fertigkeit und Gewandtheit, ziemlich weit zurückgeblieben gegen die Schöpfungen des Mittelalters. Der Sinn für Wohlklang und Harmonie in Form und Farbe, die Innerlichkeit der Auffassung, die künstlerische Durchdringung des Objectes scheinen immer seltener zu werden, und doch wie groß und herrlich stehen in all diesen Dingen die alten Vorbilder vor unseren Augen. Die praktischen Engländer, welche den Werth erkannten, welcher im Kunststudium des Alterthums für Gewerbe und Industrie liegt, schufen ihr South-Kensington Museum, welches einen so mächtigen Impuls gegeben, daß derselbe durch ganz Europa fühlbar ist. Derselben Idee verdankt auch das k. k. österreichische Museum seine Gründung. Statutengemäß hat dasselbe die Aufgabe, für Oesterreich den Mittelpunkt für jene Bestrebungen zu bilden, welche die Hebung der Kunst in der Industrie zum Zwecke haben. Als Reichsanstalt ist es verpflichtet, allen Theilen des Reiches seine Aufmerksamkeit in gleichem Maße zuzuwenden. Eines der wichtigsten Mittel zur Erreichung obigen Zweckes sind die Filialausstellungen. Dadurch tritt das Museum mit allen Industriezweigen des ganzen Reiches in die innigste Verbindung. Photographien und Gypsabgüsse zu den billigsten Preisen sorgen für leichte Aneignung und Verbreitung musterhafter Originale. Schulen und Bildungsanstalten sind die größten Vortheile geboten, daß sie zum Zwecke des Kunstunterrichtes die besten Lehrmittel erlangen können, und so ist der wohlthätige Einfluß eines solchen Institutes nicht genug zu preisen.

Im Jahre 1864 haben solche Filialausstellungen in Graz, Salzburg und Brünn, im J. 1865 in Preßburg und Linz stattgefunden, und am 15. Sept. d. J. hatte die Schulstadt Leitmeritz das Glück, daß auch innerhalb ihrer Mauern eine Ausstellung eröffnet wurde, welche an Reichhaltigkeit alle bisher stattgefundenen weit übertraf. Außer dem öst. Museum hatten sich zahlreiche Adelige, Stifter und Private mit Original-Kunstobjekten bei der Ausstellung betheiliget, so daß der Katalog 1167 Nummern aufweist. Es war ein glücklicher Umstand, daß der Stadt Leitmeritz eine Räumlichkeit zur Verfügung stand, welche den großen Anforderungen der Ausstellung zu entsprechen vermochte. Der große geräumige Saal der bischöfl. Residenz, an welchem rechts und links je drei Zimmer sich anschließen, boten hinlänglichen Raum zur über-

1) In dieser Flucht der Zwerge vor Glockengeläute als einem Zeichen des Christenthums, vor Ausroden der Wälder, Ackerbau u. s. w. findet Grimm (S. 259) einen heidnischen Charakter der Wichte. Sie für ein bestimmtes Volk zu halten finde ich nicht nöthig (vgl. Pygmäen der Alten). Ihre Gegenwehr und Verzweiflungskampf gegen das vordringende Kreuz fällt meiner Ansicht nach bei den Zwergen nur deshalb auf, weil sie eben in Masse auftreten und in Masse fortziehen.



sichtlichen und wohl geordneten Aufstellung aller einzelnen Objecte. Ein Zimmer wurde von der textilen Kunst, mittelalterlichen und modernen Webereien und Stickerien, sammt verschiedenen Stoffen und Musterzeichnungen für diesen Kunstzweig, eingenommen. Die Keramik, als Thonporzellan- und Glasgefäße aller Art sammt den Mosaiken und Fliesen nahmen 3 Zimmer in Anspruch; die Metallotechnik im weitesten Sinn des Wortes ein Zimmer, endlich die graphischen Künste einschließlic die architektonischen Entwürfe, die Manuscripte und Druckwerke, die Modelle und Gypsabgüsse füllten den großen Saal, welchen als kunsthistorische Zugabe ein Zimmer mit kostbaren Kupferstichen und Oelgemälden alter und neuer Meister folgte. Zudem hatten viele Industrielle, Institute und Anstalten ihre Arbeiten ausgestellt und repräsentirten dadurch die Arbeit der Gegenwart und das Streben der neuen Zeit in der schönsten Weise.

Gleich der Eintritt in die Ausstellung bot Gelegenheit zu den interessantesten Betrachtungen. Die textile Kunst, Weberei, Stickerie, Tapeten, Gewänder, Teppiche, Spitzen, Sammt und Seide, mit Gold und Silber gewebt und gestickt, vom 13. Jahrhundert bis in die neue Zeit, zeigt uns die herrlichsten Zeichnungen in Bezug auf Styl und Farbe. Die interessantesten Gegenstände dieses Faches sind aus der ehemaligen Volksschen Sammlung, nunmehr Eigenthum des öfter. Museums, darunter sind: Seidengewebe, sarazenische Fabrikate aus dem 13. und 14. Jahrhdt., Sammtgewebe aus dem 14. und 15. Jahrhundert, Seidengewebe aus dem 16. Jahrhundert, Stickerien aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mit wunderbarer Zeichnung, ferner eine Sammlung von 34 Stück japanesischen Lebertapeten und endlich eine Sammlung liturgischer Ornate aus dem 15. Jahrhundert ebenso interessant in kunsthistorischer als in technischer Beziehung. Bei letzteren ist besonders erwähnenswerth die schöne stylistische Zeichnung der Ornamente in geschnittenem Sammt, die schönen Füllungsornamente der Kreuzstreifen, und die äußerst ausdrucksvollen figuralen Stickerien. Die Krone dieser Abtheilung bildeten jedoch die berühmten burgundischen Gewänder, unstreitig das Höchste, was je die textile Kunst hervorgebracht. Doch auch die Neuzeit war hier mit recht schönen Arbeiten vertreten, welche bereits den wohlthätigen Einfluß des Museums auf die deutlichste Weise manifestiren, und das Streben nach stylgemäßer Zeichnung erkennen lassen. Die Pluvialkappen, Brokats, Streifen, Borduren, Himmelbehänge und Stolen aus der Kunstanstalt für Stickerie und Weberei von Gianj in Wien, die Spitzen von Zwirn aus der Tulle Anglais Fabrik von Faber & Comp. nach Fischbachs Entwürfen, sowie von letzterem 20 Stück Papiertapeten, ausgeführt von Sieburger in Prag, sind schon deshalb erwähnenswerth, weil die unmittelbare Benützung der Volksschen Sammlung in der erfreulichsten Weise zu Tage tritt. Ebenso zeigten jene Teppiche von Dierzer & Comp. in Wien, welche nach dem in Salzburg aufgefundenen römischen Mosaikfußboden gearbeitet sind, jenes aner kennenswerthe Streben nach Styl.

Den besten Übergang der textilen Kunst zur Keramik bildete eine Sammlung von 100 Stück Fliesen und Fayencen für Fußbodenbekleidung, so wie 54 Stück für Wandbekleidungen mit äußerst geschmackvoller Zeichnung und Farbe, ferner 3 Stück Florentiner Mosaikbilder aus dem Stabklemento Scordilli in Venedig von Sr. Majestät dem Kaiser angekauft für die Kirche zu Kladrub. Die zweite Abtheilung enthält die Keramik. Antike Thonlampen und Thongefäße aus Herkulanum und altheidnische Gefäße aus Böhmen führen uns zurück in das graue Alterthum, diesem folgte eine reiche Sammlung altdeutscher Humpen, Thongefäße und Thontrüge aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Krüge aus Serpentinstein, aus Holzgesticht und Holzmosaik. Darunter eine Menge, welche als wahre Muster von gutem Geschmack in Bezug auf Styl, Form und Dekoration die Aufmerksamkeit erregten; diesen folgten die schönen Majoliken und Fayencen, die altolländischen, alt Meißner und alt Wiener Porzellane, diese Massen von Theekannen, Kaffeeservice, Schalen, Vasen, Näpfen &c. bis zu den feinsten Nippfachen; Besonders erwähnenswerth ist eine schöne Gruppe von echt chinesischem Porzellan, als: Teller, Schüsseln, Schalen, Vasen, Pagoden und Figuren. Die moderne französische Fayence war durch die Fabrik von Jean und Del vertreten, meistens Imitationen alter Originale, besonders reizend war eine Biscuitbilste der Elytia, sowie ein Mädchen mit einem Hunde spielend, die schönen Reflexe des Stoffes wirkten reizend, bei den mit viel künstlerischem Geschick behandelten Objecten. Doch noch reicher als die Porzellanabtheilung war die zunächst hier anschließende Exposition der Glaswaaren aus Haida und Steinschönau. Bei der Masse von Objecten, von mitunter großer Schönheit, beschränken wir uns darauf, die Firmen anzuführen, welche sich bei der Ausstellung betheiligten. Aus Steinschönau fanden wir die Firmen: Palme — König und Comp., J. Müller, C. G. Knechtel, J. Zahn und Comp. Seb. Weidlich und Comp., Stelzig und Palme, Czerney und Comp., Josef Conrad und Comp., Kittel und Comp., Ahne und Florian Horn vertreten. Aus Haida waren: Pelikan et Vaseh, August Hegenbarth, J. Grohmann, Unger et Comp. betheilig. Daß die Glasindustrie in Böhmen bedeutenden Aufschwung nimmt und auch in der Form, im Styl und geschmackvoller Gestaltung immer mehr künstlerischen Werth erhält, läßt sich nicht bezweifeln; dieß trat bei dieser Gelegenheit wieder deutlich hervor.

Die 3. Abtheilung enthielt die Metallotechnik und die Schnitzereien in Holz und Elfenbein. Hier waren in erster Reihe die ausgegrabenen Bronzegegenstände zu betrachten: Römische Opferlöffel, Dreifüße, Spiegel, Nadeln und Agraffen; so wie die aus Böhmens heidnische Vorzeit gesammelten Bronzewaffen, Palstäbe, Ringe &c. mit schönem grünem Malachitüberzug. Auch im Bereiche der Metallotechnik lieferte das Mittelalter wahrhaft Musterhaftes: die



Eisenrüstungen mit Gold und Silber ornirt, die Lanzen, Schwerter, Armbrüste, Gewehre und Waffen aller Art waren ebensowohl Gegenstände des Kunstfleißes und stilistischen Formausdruckes, als die kleinen Geräthschaften des täglichen Gebrauchs als: Messer, Gabeln, Schüsseln, Gefäße, Bügelleisen, Schloß und Schlüssel zc. Die Ausstellung enthielt auch nach dieser Richtung wahre Schätze, die nicht allein wegen ihres historischen Interesses, sondern wegen ihrer oft wunderbaren Schönheit allgemein fesselten. Besonders erwähnenswert ist die Sammlung von Schießwaffen, mit Elfenbein auf die mannigfachste und kunstvollste Weise ornirt, oder mit schönen Holzschnitzereien geziert, die Holzreliefs aus dem 16. und 17. Jahrhundert, altdenische Schule, die Crucifixe in Holz und Elfenbein geschnitzt, die Elfenbeinpokale, Fächer, figurale Gruppen zc. Die Kästchen und Schränke mit Elfenbein oder Perlmutter ornirt, aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sowie 2 kleine Gebetbücher, wovon das erste mit Silbereinband, Edelsteinen und Email in der venetianischen Filigranarbeit des 16. Jahrhunderts, der Einband des zweiten in getriebenem Eisen mit schöner Renaissancezeichnung besonders erwähnt zu werden verdienen. Moderne Arbeiten waren in dieser Abtheilung aus den Ateliers von E. Haas, sowie von Haber in Wien durch galvanoplastische Reproduktionen vertreten, wovon besonders eine Schüssel sammt Siebgefäß von prachtvoller Wirkung war. Moderne Stahlwaaren von Kössler und Comp. in Nördorf erhielten vielen Beifall. Die moderne Holzschnitzerei fand eine würdige Repräsentation durch den ausgestellten Kaiserpokal von Rint, welcher vom prager Dombaueverein zum Besten des Dombaues verlost wird.

Der Eintritt in den großen Saal ließ uns im flüchtigen Blick ermessen, daß hier die graphischen Künste vertreten sind. Den Reigen eröffnen die Handzeichnungen und Vorlagen englischer Zeichenschulen, gesammelt vom South Kensington Museum in London; Zeichnungen aus der Architektenschule zu Wien; Schülerzeichnungen von der Oberrealschule zu Leitmeritz und Böhm.-Leipa, Schülerarbeiten von der Zeichen- und Modellierschule zu Steinschönau; diesen folgte die Landschaftsschule von Vincent Brooks in London; Studien von der Royal Academy zu London, so wie die interessanten Farbendrucke der Arundel Society, ferner die Photographien des k. k. öster. Museums, von Handzeichnungen des Rafael Santi, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Rubens, Rembrandt, Albrecht Dürer zc. zc., ferner von Gefäßen und Geräthschaften in Glas, Bergkristall, Porzellan, Holz, Elfenbein, Gold, Silber, Bronze u. s. w. zum Zwecke des Kunststudiums war diesem, außer anderen kostbaren Druckwerken das „Feynerische Werk, „Geräthschaften und Kostüme des christlichen Mittelalters“ beigegeben. Für Zeichenschulen waren von besonderem Interesse die Photographie der an der Wiener Akademie sich befindlichen Schmutzerischen Köpfe, so wie die Gypsabgüsse von verschiedenen Kunstgegenständen des k. k. Museums. An den Wänden des Saales erblickten wir den Originalplan der Botivkirche zu Wien von Ferstel, Projecte von den Architekten Fr. Schmidt, Jos. Moser, colossale Photographien von den Pavillonnen des Louvre zu Paris, Cartone für Glasmalerei gothischer Fenster, so wie zwei Cartone für Frescogemälde von Rahl, ferner eine Sammlung von werthvollen Kupferstichen und Holzschnitten von A. Dürer, M. Schongauer, A. Mantegna, G. Vint, L. Krug, W. Stuber, Hopfer, Raimondi, M. Dente und Rembrandt.

Eine besondere Abtheilung bildeten die alten Manuscripte, Schriften und Druckwerke. Von kunsthistorischer Bedeutung sind besonders die beiden großen Cancionale von Trebnitz, und Leitmeritz, beide aus dem 16. Jahrhundert. Die letztere berühmte Missale ein Pergamentcodex in Folio, ist mit Miniaturen reich geschmückt und enthält außer den Wappen des Jakob Konowsky de Welgnan, der Stadt Leitmeritz, des Wenzel Kzepnic einen Cyklus religiöser Darstellungen und Scenen aus dem Leben des Johannes Huf, hat einen schönen stilgemäßen Einband mit Messingbeschlägen und Bändern, und ein Gewicht, daß 2 starke Männer zu dessen Transportierung erforderlich sind. Von nicht minderer kunsthistorischer Bedeutung ist ein Buch aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Miniaturen auf Pergament, darstellend verschiedene Gewerbe und Beschäftigungen, Gartenbau, Feldbau zc., welches besonders in Bezug auf die Kostümkunde des 14. Jahrh. eine wahre Fundgrube bildet. Aus der Menge von herrlich geschmückten Pergamentgebetbüchern und Druckchriften heben wir noch besonders „die Schreibkunst von Michael Baurenfeind, Nürnberg 1716“ hervor, welche in Bezug auf Schreibunterricht und Methode viel schätzbares Material enthält. An die Miniaturmalereien, deren einige bis ins 13. Jahrh. zurückreichen, schloß sich die Oelmalerei an. Hier wo die Kunst als Selbstzweck erscheint, und losgelöst ist von den Bedingungen, welchen gewerbliche Objekte unterliegen, tritt das Ideal des Künstlers und seiner Zeit deutlicher zu Tage. Auch nach dieser Richtung bot die Ausstellung bedeutende Schätze, von denen wir unter andern: Eine Madonna aus der Schule des van Ehl, 1491, Die Versuchung des hl. Antonius von Lukas Kranach, Eine Madonna von Batoni, einige Bilder von Blazer, die hl. Nacht von von Steen, ein Schlachtbild von Snyder hervorgehen. Die moderne Malerei war durch Kadlik, Pkota, Kamphausen, Swoboda, Kroupa, J. Graf, Navratil, Pippenhagen, Steffen und Krause vertreten. Es bleibt uns noch zu bemerken, daß die Ausstellung am 21. Oct. geschlossen wurde und weit über 6000 Besucher zählte. Wir schließen diesen Bericht mit der festen Überzeugung, daß diese Ausstellung von großer Bedeutung für die Kunst und Industrie des nördlichen Böhmens gewesen, daß hiedurch eine mächtige Anregung den Gewerben gegeben, und die Aufklärung über die Ziele und Wege, welche eingeschlagen und verfolgt werden sollen, wesentlich verbreitet worden ist.

Prof. Krause.



## A u s r u f.

Da in den Zeitungen, Monatschriften, Jahrbüchern u. s. w. ein reiches Material für die Geschichte enthalten ist, so gehört es mit zur Aufgabe unseres Vereines, die **Zeitungen und Zeitschriften unseres Vaterlandes** insbesondere zu sammeln, der Bibliothek einzuverleiben und so der Zukunft aufzubewahren. Die Lösung dieser Aufgabe ist aber mit großen Schwierigkeiten verbunden, sie kann nur durch das Zusammenwirken Vieler erfolgen. Wir wenden uns daher vertrauensvoll an die P. T. Herren Mitglieder mit dem ergebenen Ansuchen, uns zur Vervollständigung der in Böhmen erschienenen Zeitungen und Zeitschriften behilflich zu sein und fügen zu dem Zwecke eine Zusammenstellung derjenigen Zeitungen bei, in deren Besitz sich der Verein bereits befindet:

- Abhandlungen der Königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften.** Von den Jahren 1822 bis 1826; 1833 bis 1836.
- Neuere Abhandlungen** derselben Gesellschaft: 3. Band, 1798.
- Anzeiger aus dem südlichen Böhmen:** 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.
- Bohemia** (früher Unterhaltungsblätter): 1828 bis 1849; 1850 1. Halbjahr; 1851, 2., 3. und 4. Quartal; 1852 bis 1862, 1864, 2. Halbjahr; 1865.
- Böhmische Westbahn:** 1863, 2. Halbjahr; 1864 und 1865.
- Constitutionelles Blatt aus Böhmen:** 1848, 1849, 1.—3. Quartal; 1851, 2. Halbjahr. 1852, 1. Halbjahr.
- Deutsche Zeitung aus Böhmen:** 1848, 4. Quartal; 1849, 1850; 1851 bis 11. Mai.
- Erinnerungen:** 1., 2., 4., 6. und 24. Jahrgang.
- Hlas:** 1862, 4. Quartal; 1863, 1864, 1865 bis 14. Juni.
- Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen:** Jahrgang 1827, 1828, Jänner bis Juli, dann Oktober; 1829; Hiezu
- Jahrbücher des böhm. Museums.** Jahrgang 1830 und 1831.
- Prager Morgenpost:** 1862, 4. Quartal; 1863; 1864 bis 29. Oktober.
- Národ:** Vom 15. Dezember 1863 bis Ende Dezember 1864; 1865.
- Národní Listy:** 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.
- Ost und West:** 1841; 1847 und 1848.
- Politik:** Monat Dezember v. J. 1862; 1863 bis 1865.
- Prag:** Beiblätter zu Ost und West: 1843 bis 1845.
- Prager Zeitung:** 1817; 1818 (blos den nicht politischen Anhang); 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.
- Reichenberger Zeitung:** 1862, 4. Quartal; 1863 bis 1865.
- Saazer Anzeiger:** 1841 bis 1843 (sehr defekt).
- Tagebote aus Böhmen:** 1861 bis 1865.
- Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.** Jahrgang: 1824; 1825; 1828; 1829; 1832 bis 1837; 1840 bis 1844; 1846 bis 1853 und 1855—1856.
- Die Wage:** 1848. Nr. 1 bis 35.

Denjenigen P. T. Herren Mitgliedern, welche **Diplome** zu bekommen wünschen, werden dieselben gegen Einsendung der Stempelgebühr von 50 Nkr. zugesendet.



# Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von  
**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

Vierter Jahrgang.

Sechstes Heft.

## Historische Reflexionen.

Von Constantin Höfler.

### 1. Das böhmische Königthum.

Niemand wird heutzutage im Angesichte der urkundlichen Belege, die wir besitzen, läugnen, daß die Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens wesentlich das Werk der deutschen Kaiser und eine Folge des inneren Verbandes Böhmens mit dem deutschen Reiche war, dessen edles Glied, *nobile imperii membrum*, zu sein, Böhmen sich fort und fort urkundlich rühmte. Es erlangte theils durch K. Heinrich IV., theils durch die Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. die königliche Würde.

Im Hinblick auf die ausgezeichneten Dienste, welche das ganze Volk der Böhmen seit alten Zeiten dem römischen, d. h. deutschen Reiche leistete<sup>1)</sup>, ernannte K. Friedrich II. den Otakar zum Könige und übergab ihm und den nach ihm gewählten Königen die Regalien, die sie ohne die gewöhnliche Hoftaxe erhalten sollten. Er gewährte K. Otakar Wiedererlangung der alten dem Königreiche entfremdeten Gränzen, das wichtige (königliche) Recht die Landesbischöfe zu investiren, wodurch von selbst wegfiel, daß sie deutsche Reichsbischöfe werden konnten. Die böhmischen Könige sollten nur zu den Hoftagen in Merseburg, Bamberg und Nürnberg zu erscheinen verpflichtet sein und bei einem Römerzuge zur Kaiserkrönung die Wahl haben, 300 Bewaffnete zu schicken oder 300 Mark zu zahlen.

Friedrich II. bestätigte dann auf Bitten Heinrichs Markgrafen von Mähren und der Universitas der Magnaten und Edlen Böhmens die Wahl des Erstgeborenen K. Otakars, gewährte (*concedimus*) diesem das Königreich, wie es sein Vater besaß. Er übergab in ähnlicher Weise dem K. Wenzel das Reich seines Vaters 1231.<sup>2)</sup>

Es war hierin nicht etwas Gemachtes und Künstliches, sondern etwas natürlich Gewordenes. Erst unlängst hat der sorgsamste Forscher in der böhmisch-mährischen Geschichte, Dubik, aufmerksam gemacht, daß seit dem Jahre 1041 Böhmen und das dazu gehörige Mähren zwei Jahrhunderte hindurch nie feindlich gegen den deutschen Kaiser auftrat, sondern Böhmen und Mährer für die kaiserliche Sache 1075 an der Unstrutt, 1078 in Schwaben und Deutschburgund, 1079 in Sachsen, 1087, 1127 vor Nürnberg, dann in Italien kämpften, Polen und Wenden bekriegten. Die böhmischen Herzoge nahmen die Lehensfahne aus der

1) *Nos attendentes praeclara devocionis obsequia, quae universa Boemorum gens ab antiquo tempore Romano exhibuit Imperio. Diplom K. Friedrichs II.*

2) *Regnum R. confirmamus regi W. tenendum et possidendum sicut tenere debet a nobis et imperio.*



Hand der deutschen Kaiser, Jaromir von Heinrich II., Spitihnew II. von Heinrich III., Udalrich und Borivoy von Heinrich IV., Sobeslav von Lothar III., Sobeslav und Heinrich Bretislav von Kaiser Friedrich I., Premysl Otakar von K. Heinrich VI. „Einige von ihnen hielten die Uibernahme der Lehensfahne aus der Hand der deutschen Kaiser für die einzige Möglichkeit sich auf dem böhmischen Throne zu behaupten. Sobeslav ließ 1138 seinen Sohn Wladislaw durch K. Konrad III. belehnen und erst nachträglich durch den Landtag anerkennen.“<sup>1)</sup>

Böhmen hatte durch eigene Wahl seine Stellung unter den übrigen Völkern eingenommen. Dem gemeinsamen Zuge aller slavischen Völker folgend hatte es sich seinen Dualismus geschaffen und während die Gräcoslaven an Constantinopel, die Südslaven an Ungarn ihren Mittelpunkt fanden, schlossen sich die Böhmen an das deutsche Reich an; ihre Herzoge wurden Reichsfürsten und erlangten dadurch einen Einfluß auf Mitteleuropa, welchen sie ohne jenen nie erlangt hätten.

Es blieb diese Stellung, auch als um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die alte Kaisermacht unterging.

Nach der Absetzung K. Friedrichs investirte K. Richard den K. Otakar II. mit den 2 Fürstenthümern (principatibus) des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren, die seine Vorfahren vom Reiche hatten,<sup>2)</sup> und ebenso mit den 2 Herzogthümern Oesterreich und Steyer, und zwar sowohl Otakar als seine Nachfolger, welche ihm in den Lehen (in bonis feudalibus) nach dem Rechte und der Gewohnheit des heil. Reichs rechtlich (de jure) nachfolgen können und müssen. Rudolf von Habsburg gewährte dann dem K. Wenzel II., daß das Land und Fürstenthum Breslau und Schlesien, die Reichslehen seien (quae a nobis et imperio habentur in feudum), nach dem Tode des Reichsfürsten Heinrich (noster princeps) dem K. Wenzel als Erbe zufallen würden. (1290.)<sup>3)</sup>

Damit aber auch das Recht des Böhmenkönigs am Reiche gewahrt werde, wurde dem K. Wenzel das erbliche Reichschenkenamt, so wie das Churrecht, dessen schon K. Friedrich II. gedacht hatte, von K. Rudolf bestätigt. Unter K. Albert, dem zweiten Habsburger, welcher die Stimmen der Churfürsten fast um jeden Preis zu erlangen suchte, schien sich aber die Verbindung Böhmens mit dem deutschen Reiche, wenigstens was die Verpflichtungen der böhmischen Könige be-

1) Dubil Band IV. S. 259.

2) Quos et quae — juste et rationabiliter ab imperio tenuerunt.

3) Auch in anderen Urkunden Rudolfs heißt es in Betreff Breslau's und Schlesiens, quem principatum a nobis et imperio dux Wratislaviensis recepit. In einem Formelbuche des XIV. Jahrhunderts, in welchem sich Angaben aus offenbar viel älterer Zeit finden, trifft man folgende Aufzeichnung:

Nota electores ad imperium: Primus Ludvicus dux Bavariae.  
secundus rex Bohemiae,  
tercius: dux Austriae,  
quartus: marchio Brandenburgensis,  
quintus: Archiepiscopus Maguntinensis,  
sextus: Archiepiscopus Trevirensis,  
septimus: Archiepiscopus Coloniensis,  
octavus: (dux) inferioris Bavarie.

(Cod. Cap. Prag J. 40) S. 57 folgen dann die im XIV. Jahrh. geltenden electores mit einer Aufzählung aller damals lebenden Könige Europa's. In einem Commentar zur goldenen Bulle heißt es: De rege Bohemie dicunt doctores: nescitur quo jure ipse habeat interesse (electioni Regis Romanorum) nisi forte quia per potentiam se intravit et sic ipse est arbiter electorum quando sunt discordes, sed quando sunt concordes, tunc ipsi non vocant eum et ipse est pincerna Imperatoris. Hodie tamen ex legibus novis Karoli quarti etiam habet jus, ut ex bulla patet aurea declaratione.

Imperator est dominus mundi. Rex autem Francie de lege comuni subditus debet esse ei, sed ex privilegio exemptus est speciali. Imperator incipit omnes literas suas: in nomine domini J. Ch. ut profiteatur se Christianum. Papa autem non scribit quia est vicarius ejus. Cod. Bibl. Un. I. G. 11. Fol. XV.



traf, vollständig lösen zu wollen, da dieser dem Könige Wenzel II. und dessen Erben Befreiung von jeder Dienstleistung zuerkannte, welche er in Betreff seiner gegenwärtigen und künftigen Reichslehen zu leisten hatte (1298) und alles dem guten Willen der Böhmenkönige überließ; <sup>1)</sup> er gewährte ferner den Böhmenkönigen, daß sie zu keinen Hoftagen, Parlament, Reichszuge, persönlich zu kommen, Boten oder Leute zu schicken hätten, so daß, wenn dieses Versprechen in Kraft getreten wäre, <sup>2)</sup> der Verband Böhmens mit dem deutschen Reiche sich nur auf das große Vorrecht der Theilnahme der böhmischen Könige an der Königswahl erstreckt hätte. Böhmen befand sich damals auf dem Wege durch Erlangung von Polen und Ungarn Mittelpunkt eines Osterreiches zu werden, das jeden Einfluß des deutschen Reiches auf sich hindern, einen sehr bedeutenden auf letzteres aber gewinnen konnte.

Diese Monarchie, bereits so gefährlich für Deutschland, hoffnungsvoll für Böhmen, schwand so rasch als sie entstanden war; es folgte auf das Aussterben der Přemysliden die Erhebung eines habsburgischen Herzogs von Oesterreich auf den böhmischen Thron, eines Herzogs von Kärnthen, eines Grafen von Luxemburg, dreier deutscher Fürsten an die Stelle eines slawischen Geschlechtes. Es trat dann selbst eine der bedeutendsten staatsrechtlichen Veränderungen ein, welche die böhmische Geschichte kennt, indem der Wahl des Herzogs von Kärnthen zum Böhmenkönige entgegen der deutsche König Heinrich, Großvater R. Karls IV, an dem Grundsätze festhielt: das Königthum Böhmen sei durch den Tod des letzten Přemysliden als unbeerbt im Mannesstamme dem römischen Reiche unbedingt anheimgefallen (*devolutum*) <sup>3)</sup>; der von Kärnthen, den einige Edle zu eigenem Vortheile in das Land gerufen, nicht damit er als ihr König herrsche, sondern damit sie ihn beherrschten, sei zum Königthum weder fähig noch berechtigt. Das Königreich Böhmen ist in unserer Hand und demjenigen werden wir es geben, welchem wir es geben wollen. <sup>4)</sup> Nach diesem Grundsätze, welcher in voller Uebereinstimmung mit dem früher in Böhmen dem Kaiser gegenüber ausgesprochenen Satze war: *terra nostra camera tua est*, ward nun auch verfahren. Die Rechte der Prinzessin Anna, älterer Tochter R. Wenzels II. und älterer Schwester des verstorbenen Wenzels III., wurden von dem deutschen Könige Heinrich VII. verworfen und des letzteren Sohn, nachdem er in üblicher Fürstenweise dem Reiche den Eid geleistet, zum Böhmenkönige erhoben, ihm Rechte, Titel und Namen eines Reichsfürsten gewährt (*Rex Johanne regem Bohemiae constituit, jus titulum et nomen principis sibi contulit.*) <sup>5)</sup> Es sind dieselben Ausdrücke, welche wir schon früher in den Urkunden deutscher Könige kennen lernten; es ist dasselbe Verfahren, welches in den Tagen přemyslidischer Herzoge wiederholt statt fand. Es ist die Anwendung derselben Reichsgrundsätze, nach welchen R. Otakar die Babenbergischen Herzogthümer gewann und verlor. Nicht bloß daß Böhmen durch den König und nachherigen deutschen Kaiser Heinrich einen König erlangte, erhielt es auch eine Dynastie (Johann, Karl, Wenzel, Sigmund), die seiner Könige und Kaiser.

Aus der Hand des Königs Heinrich hatte 1086 Bratislav den königlichen Reif erhalten, ersterer ihm denselben eigenhändig auf das Haupt gedrückt; gleiches war von Seite Friedrichs I. mit Wladislaus I. geschehen; so war es noch im XIV. Jahrhunderte, in der Blüthezeit des böhmischen Königthums gehalten worden.

1) *Nisi quantum ipsi de bona voluntate voluerint exhibere.*

2) *Actum et datum ponantur loco et tempore ubi fiet.* Cod. Univ. I. G. 11.

3) Auch bei der Verleihung der Mark Budissin durch Ludwig d. B. an König Johann 1320 ward der Grundsatz aufgestellt: *marchiam et terram Budissinensem etc. quae ad imperium ex eo quod Woldemarus marchio Brandenb. sine herede decessit, fuerat devoluta.*

4) *Chronicon aulae regiae c. 90.*

5) *Chr. Aul. Reg. c. 101.*



Wer für Thatfachen nicht blind, für die Gesetze der Logik nicht taub ist, muß einsehen, daß durch Erwerbung des Königthums, welches eben nach damaligen Begriffen nur Papst oder Kaiser verleihen konnten, des Erzmundschenkenamtes und Churfürstenthumes, woran sich später selbst das Kaiserthum anreichte, eine Fülle von Rechten, von Macht, Einfluß und Ansehen Böhmen zukam, welche ohne die Verbindung mit Deutschland Böhmen nie zugekommen wären.

Wenn man aber sagt, Böhmen hätte sich nie in die deutschen Verhältnisse einmischen sollen, so ist diese Anschauung ebenso thöricht, wissenschaftlich unerlaubt, als wenn man sagen würde, was gleichfalls oft genug gehört wird, Deutschland hätte sich nicht in die italienischen Angelegenheiten einmischen sollen. Nun wenn es die deutschen Könige nicht thaten, so thaten es die burgundischen, die französischen und Deutschland hatte nicht bloß das Nachsehen, sondern auch den Schaden, wenn sich an seiner südlichen und westlichen Gänze eine Uebermacht erhob, welcher das kleine deutsche Reich nicht gewachsen war! Wenn es aber, wie man im XIX. Jahrhunderte glaubt, Böhmen so leicht gewesen wäre, sich des Einflusses auf Deutschland zu entschlagen, warum haben es denn die böhmischen Fürsten, welche ihre Lage jedenfalls besser überblickten als die Doctrinäre der Gegenwart, nicht besser gemacht? Wo sie konnten, suchten sie deutsche Reichslande zu erwerben. Mit den Sachsen führten sie unter Heinrich IV. einen verheerenden Krieg, von welchem sich Bratislaus eben so gut freimachen konnte, wenn er gegen Heinrich IV. auftreten wollte, als die Sachsen gegen diesen aufgetreten waren. Wer zwang Otakar I. sich in die großen Kämpfe zwischen Welfen und Hohenstaufen hineinzustürzen, den Welfen Otto IV. zu verlassen und im Widerspruche mit der Politik seines Hauses den päpstlichen Candidaten des deutschen Königthums zu unterstützen? Wenn es eine Thorheit war, sich in die deutschen Verhältnisse einzumischen, warum trachtete denn Otakar II. mit aller Gewalt nach dem Besitze von Oesterreich, Steyer und Krain? Warum sein Nachfolger nach dem Besitze von Meissen? warum Vater und Sohn nach dem von den schlesischen Reichslanden? Wie kurzfristig aber war dann erst jene Partei unter den Eingeborenen, welche Otakar hinderte, nach dem der eine Schritt geschehen war, den zweiten zu thun und das deutsche Königthum zu gewinnen? Muß nicht, um Otakar als Staatsmann zu retten, zu dem verzweifelten Versuche geschritten werden, die so sichere Thatfache, daß ihm die deutsche Krone angeboten wurde, zu läugnen? Trachteten, als Oesterreich abgegeben werden mußte, die böhmischen Könige nicht erst noch nach dem Besitze von Meissen, nach dem von Schlesien, der Lausitz, Brandenburgs und Nordbairerns? Gewahrt man denn nicht, in welchen Widerspruch man mit sich selbst geräth, wenn man eine moderne politische Anschauung in die Geschichte hineinträgt und dadurch die tüchtigsten böhmischen Fürsten zu schlechten Politikern macht, um eine verfahrenere Politik der Gegenwart zu retten? Aber, sagt man zuletzt, gesetzt es wäre so — es ist aber so und nicht anders — was würde dieses alles beweisen? Die deutschen Könige und Kaiser haben in Bezug auf die inneren Verhältnisse Böhmens doch keinen Einfluß ausgeübt und ob Böhmen ein deutsches Lehen war oder nicht, ist somit in dieser Beziehung ganz gleichgiltig. Dieser Einwurf kann eigentlich nur von denjenigen erhoben werden, welchen eine tiefere Kenntniß der deutschen Geschichte mangelt: denn einmal müßten diese wissen, daß der Einfluß des deutschen Königs auf das Innere der deutschen Staaten (Territorien) an und für sich ein geringer war und immer mehr schwand, je mehr die eigentlichen Regalien von den Königen weg an die Fürsten kamen. Was also manche Wortführer als ein Attribut Böhmens ansehen, fällt den andern Territorien mehr oder minder gleichfalls zu. Der für Böhmen angeführte Satz beweist somit nichts, weil er zu viel beweist. Fürs Zweite ist es eine gleichfalls bekannte Thatfache, daß sich in Betreff der alten und der neuen Länder des deutschen Reiches ein bemerkbarer Unterschied ausbildete und die eigentlichen Marken wie



die Gränzländer nach und nach für sich größere Privilegien erlangten als die älteren und Stammesterritorien, die ältern Herzogthümer. Wenn es sich aber um die Frage des Einflusses handelt, so kann sich kaum ein größeres Merkmal auffinden lassen, als wenn ein Reich über das Fürstenthum des betreffenden Landes im Guten wie im Schlimmen verfügt, sei es dasselbe aus einem Herzogthume zum Königthum erhebt, sei es Jemanden zum Könige constituirt, sei es gerade zu eine Dynastie einsetzt. Oder kann man sich etwa einen höheren Grad von Einfluß vorstellen, als wenn die Merowinger diesen oder jenen zum Herzoge von Baiern erhoben, wie es die Hohenstaufen in Betreff der Přemysliden gethan? Oder soll man sich den Einfluß Deutschlands auf Böhmen so vorstellen, daß der deutsche König zwar in Betreff der böhmischen Fürsten nichts zu sagen hatte, aber in Betreff böhmischer Verbrecher und Verbrechen, und der Einfluß des deutschen Königthums somit nach der innern Gesetzgebung unmittelbar gerichtet gewesen wäre, gleich als wenn es dem deutschen Könige hätte einfallen können, beliebig den Sachsen ihr Sachsenrecht, den Schwaben das schwäbische, den Baiern das bairische zu nehmen? Dieser Einwurf, welcher das beliebteste Argument bildet, widerlegt sich von selbst und bedarf somit, um in sein Nichts zu zerfallen, nur daß auf die sehr einfache Thatsache hingewiesen wurde, Böhmen war im Anfange des XIV. Jahrhunderts an das Reich heimgefallen und wurde von diesem besetzt. Es erhielt in Folge seines Rechtsverhältnisses zum deutschen Reiche von diesem eine Dynastie, welche Böhmens Glanz und Herrlichkeit bildete.

Unwillkürlich fragt man, wo war denn damals die Sct. Wenzelskrone? War sie noch nicht vorhanden, so giebt es also eine lange und sehr bedeutende Periode, in welcher man nichts von ihr wußte und gehört sie somit einem neueren Datum an, ist das historische Recht nicht auf ihrer Seite. War aber schon damals eine Krone vorhanden, so vertrug sich mit ihr der Grundsatz, daß sie nicht vom hl. Wenzel herstamme, sondern vom deutschen Reiche; mit einem Worte die sogenannte Sct. Wenzelskrone stammt nicht von Herzog Wenzel, welcher als solcher gar keine Krone zu tragen hatte, sondern von dem deutschen Kaiser. Oder haben je die böhmischen Könige Wratislav, Wladislav, Otakar I., Wenzel I., Otakar II., Wenzel II., Wenzel III., Rudolf I., Heinrich I., Johann I. erklärt, daß die böhmische Krone nicht vom deutschen Kaiser stamme, daß die Königskrone ein Erbe Herzog Wenzels sei?

Ist die Sache aber so, warum bleibt man nicht bei der Wahrheit?

## 2. Der Großstaat Böhmen.

Die Ausscheidung Böhmens aus dem Verbande der slavischen Staaten war im Anfange des XIV. Jahrhunderts eine vollendete Thatsache. Mochte auch später Karl IV. den Verband mit der slavischen Nation durch die Gründung des Slavenerklosters in Emaus, in der bekannten Correspondenz mit Stefan Duschán, dem Kral von Serbien, betonen; mochte er sich 1348 an auch K. Casimir von Polen anschließen und von diesem die Erklärung annehmen, er wollte mit Karl die Eroberungen in Brandenburg und über den deutschen Orden annehmen;<sup>1)</sup> nach dem, im XII. Jahrhundert von den Böhmen herbeigeführten Untergange der Elbflaven (durch den Kreuzzug d. J. 1147) mußte nichts so sehr in das Fleisch der slavischen Nation einschneiden als die successive Erwerbung Schlesiens<sup>2)</sup> durch Böhmen und damit die Entfremdung dieses Landes für Polen, das factische Übergewicht, welches das durch tausenderlei von Bänden mit dem deutschen Reiche verbundene Böhmen von nun an behauptete, und noch länger hätte behaupten können, wenn es nicht durch den

1) Ramlauer Vertrag. Caro Gesch. Polens I. S. 280.

2) Edm. Franke, de eo quo Silesiae ducatus saeculo XIV. cum regno Bohemiae fuerint conjuncti, nexu feudali. Opolii. 1865. p. 5.



inneren Zwiespalt des XV. Jahrhunderts seine eigene Blüthe vernichtet hätte. Der schwerste Schlag, welchen die slavische Welt erleiden konnte, erfolgte im XIV. Jahrhunderte, als Pommern sich mehr und mehr an das Reich anschloß, Mecklenburg 1349 ein deutsches Herzogthum wurde, Brandenburg durch seine wenn auch nur vorübergehende Verbindung mit Böhmen dem sonst übermächtigen polnischen Einflusse entzogen, Schlesien gleichfalls den Polen entfremdet wurde. In dieser Beziehung wenigstens handelte Karl IV., indem er an Böhmens Größe arbeitete, mit oder wider seinen Willen als Germanisator. Es dauerte bis zum Jahre 1355, daß endlich die 14 schlesischen Herzoge, welche K. Karl in seiner Urkunde vom 9. Oct. aufzählt, böhmisch geworden waren. Da aber die Herzoge freiwillig sich der Krone Böhmen als Vasallen unterwarfen — es waren *feuda oblata* — sie mit der Fahne investirt wurden, wie einst die Herzoge Böhmens von dem deutschen Kaiser, waren ihre Verpflichtungen nicht unbestimmt noch willkürlich, wurden nicht etwa die Böhmen der herrschende Stamm, sondern die Krone Böhmen, welche auch Böhmen beherrschte, beherrschte nach den in dem Lehensbuche enthaltenen Bedingungen Schlesien. Schon aus diesem Grunde ist das Spiel, welches man lange mit dem Ausdruck Wenzels-Krone trieb, staatsrechtlich gänzlich unbefugt und sollte am allerwenigsten von Historikern geduldet werden.

So wurden seit K. Johann „die Schlesien“ für die Krone Böhmen erworben, unter K. Karl die Lausitz und Brandenburg, letzteres ein deutsches Churfürstenthum, die Lausitz eine Markgrafschaft, Schlesien eine Anzahl von Fürstenthüner, deutsche Reichslande, welche mit der böhmischen Krone verbunden werden konnten, jedoch nicht Böhmen als unterthänig unterworfen und dem Reiche entfremdet werden sollten. Die große Ausdehnung des böhmischen Reiches nach dem Norden im XIV. Jahrhunderte war das Gegenstück zu der großen Territorialerwerbung, welche im XIII. Jahrhunderte Dtakar nach dem Süden gemacht hatte. Bekanntlich ist nur derjenige Theil lange bei Böhmen geblieben, welcher auch geographisch damit verbunden war, Mähren, Schlesien und die Lausitz; K. Mathias von Ungarn riß sie bei der großen Theilung Böhmens zum ersten Male von Böhmen los. Das XVII. und XVIII. Jahrhundert vollendete die Entfremdung der beiden letzteren Landschaften.

Die Erlangung der *partes annexae* der böhmischen Krone fand somit wie bekannt, in sehr verschiedener Zeit statt. Zuerst Mähren, nachdem das großmährische Reich zuerst Böhmen als sein Nebenland gezählt hatte; dann nach einer Reihe von Jahrhunderten Schlesien und zuletzt die Markgrafschaft Lausitz. In Betreff Schlesiens hielt man im deutschen Reiche dafür, das der Zins, welchen die Herzoge von Polen und Schlesien dem Reiche (*sacro imperio*) zu entrichten gewohnt waren, von Kaiser Friedrich dem Böhmenkönige Wladislaus abgetreten worden sei <sup>1)</sup>. Diesen Zins hätten denn nun auch die Herzoge von Polen und Schlesien dem böhmischen Königen „als ein Zeichen gebührender Unterordnung und in Anerkennung der Oberherrschaft entrichtet.“ <sup>2)</sup> Dann aber sei an die Stelle desselben die Lehensabhängigkeit der schlesischen Fürsten von der böhmischen Krone getreten, so daß also das Verhältniß Schlesiens zu Böhmen einen mit dem Böhmens zu Deutschland analoge Entwicklungsgang durchgemacht hatte. Obwohl aber nun das Herzogthum Breslau und Schlesien mit allen Zugehörungen der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen sei (*ad utile et immediatum dominium spectaverit*), K. Rudolph den K. Wenzel <sup>3)</sup> als Erben H. Heinrichs damit investirt, so habe sich K. Johann mit Heinrich VII. dem letzten Herzoge von Breslau und Schlesien dahin vertragen, daß letzterer die Grafschaft Glatz auf

1) So der Reichserzkanzler Gerlach in seiner großen Bestätigung der Kaiserurkunden 1356. Cod. I. C. 24.

2) *In signum subjectionis debitae et in recognitionem sui superioris domini.*

3) Gerlach sagt: K. Dtakar.



Lebenszeit besitze; nach seinem Tode aber seine Herzogthümer nebst Glatz von selbst an die Könige von Böhmen heimzufallen sollen, was auch geschah. Anders verhalte es sich mit den Marken Budissin und Görlitz, welche erst K. Otakar an die Markgrafen von Brandenburg veräußert habe. Die Einwohner hätten jedoch nach dem Aussterben des Mannesstammes der Markgrafen die böhmische Krone als ihren natürlichen Herrn anerkannt und seien auch zu dieser zurückgekehrt.

Das Verhältniß dieser Länder zur böhmischen Krone wird aber als *subjectio, vasallagium et obedientia* bezeichnet und als Territorien, welche dazu verpflichtet seien, von Erz. Gerlach angeführt:

1. die schlesischen und polnischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Münsterberg, Oels, Glogau, Sagan, Opeln, Falkenberg, Strelitz, Teschen, Kosl, (Beuthen), Steinau, Oswecin;

2. das Fürstenthum Masovien und das Herzogthum in Ploß, Fürstenthum oder Herzogthum Breslau in Schlesien;

3. die Städte Breslau, Neumarkt, Frankenstein, Steinau, Goer (itz)?, Glogau, Namslaw;

4. die Markgraffschaften Budissin und Görlitz. Karl IV. erklärte nun alle diese als unmittelbar zur Krone gehörig, die Fürsten als *principes et vasallos regni Bohemiae*, welche unmittelbar (*immediate*) von der Krone abhingen und incorporirte sie als solche. So oft eines dieser Fürstenthümer vacant sei, habe man das Lehnen unmittelbar vom böhmischen Könige zu nehmen — indem der Verband derselben mit dem Reiche von selbst gelöst wurde — und hätten sie den Eid der Treue, des Gehorsams und der Unterwürfigkeit<sup>1)</sup> unter die böhmische Krone zu leisten.

Die Verhältnisse machten sich dadurch sehr einfach und wenn irgend Jemand sich dabei zu beklagen hatte, so war es das *sacrum imperium*, dessen jetzt nicht mehr gedacht wurde, seit der Kaiser die Rechte desselben auf Schlesien an die Krone Böhmen übertrug. Von einer weiteren Verfassung war keine Rede. Die Fürsten, welche Kronvasallen wurden, waren *principes regni Bohemiae* geworden. Sie in einem Oberhause mit den übrigen Fürsten und Herren Böhmens und Mährens zu versammeln, wäre wohl nach unsern Begriffen das Nächste gewesen; dann aber hätten sie sich auch mit den speciell böhmischen Angelegenheiten beschäftigen müssen, was dem Geiste der Zeit und ihrer eigenen Stellung entgegen gewesen wäre. Wohl aber üben sie doch als diejenigen, welche in der nächsten Nähe des Landesherrn waren und als dessen natürliche Räte galten, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf dessen landesherrliche Entschlüsse aus, wie man aus Erklärungen Kaiser Karls bei verschiedenen Anlässen sieht. Auch wo sie als Zeugen auftreten, gehen sie den Böhmen vor.

Es kam aber eben unter K. Karl, der am ehesten dazu berufen war, zu keiner Verfassung. Hatte der böhmische Adel den K. Otakar zu unglücklicher Stunde gehindert, nach der deutschen Königskrone zu greifen; hatte der Adel den K. Wenzel II. vermocht, von seinem Plane abzustehen in Prag eine Universität zu begründen und damit Böhmen das geistige Uebergewicht über die Nachbarländer zu verschaffen, so hinderte er jetzt die Realisirung einer Verfassung, welche Karl IV. in das Leben zu rufen gedachte und die mit ihren einzelnen Abschnitten späteren Geschlechtern noch ein Zeugniß von der Sorgfalt des um sein Land so sehr besorgten Böhmenkönigs giebt.

In allen seinen Urkunden ist aber von einer *Act. Wenzelskrone* keine Rede; derjenige, welcher am meisten für Böhmens Ehre und Rechte besorgt ist, am meisten für dessen Förderung thut, spricht einfach von der böhmischen Krone.

Als K. Karl am 26. Dezember 1349 seinem Bruder Johann die Mark-

1) *Homagium obedientiae, fidelitatis et subjectionis debitae*, l. c.

2) Nürnberg 13. Dec. 1355.



graffchaft Mähren verlieh, sollte man glauben, es sei dieser so wichtige Staatsact auf einem Generallandtage erfolgt. Es geschah nach eingeholtem Rathe einiger (nonnullorum) geistlicher und weltlicher Fürsten, Baronen und Edlen (nobilitium) des Königreiches Böhmen und, mit Hinweisung auf die Thatsache, daß die frühern Könige Mähren als Reichslehen besaßen und nun es Markgraf Johann auch so besitzen solle.<sup>1)</sup> Der König bezog sich hiebei auf die Briefe R. Friedrichs II. und R. Richards, auf die Approbation der Königswahl Wenzels I. durch den Kaiser und die von dem römischen Könige erfolgte Belehnung Otafars II. Endlich sollten der Bischof von Olmütz und der Herzog von Opeln (als eines durch Otakar II. geschiedenen Theiles von Mähren) der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen sein. Es entschied hiebei R. Karl diese Angelegenheiten nicht bloß als König von Böhmen sondern nach seiner Vollmacht als römischer König<sup>2)</sup>, daß sein Bruder und dessen Erben Mähren als böhmische Kronlehen empfangen und haben sollten, die Markgraffschaft nach dem Aussterben des Mannsstammes seiner Brüder an Böhmen zurückzukehren habe.

R. Karl ordnete bei diesem Anlasse auch das königliche Erbrecht, indem er verfügte, daß nach dem Aussterben seines Mannsstammes das königliche Erbe an das Geschlecht seines Bruders fallen solle. Der neue Markgraf entsagte nicht bloß weiteren Ansprüchen auf Böhmen, sondern versprach auch alle geistlichen und weltlichen Fürsten, die der königlichen Herrschaft unterworfen seien, in ihren Rechten zu schützen. Wohl aber heißt es hiebei, daß über diese Vertragspunkte R. Karl mit den böhmischen Fürsten, Baronen, Edlen und Städten einerseits und Markgraf Johann mit den Baronen, Edlen und Städten Mährens andererseits körperliche Eide geleistet hatten, welche künftig bei der Krönung eines Königs<sup>3)</sup> der Markgraf und dessen Erben sammt den Fürsten, Baronen, Edlen und Städten des Königreiches Böhmen zu leisten hätten. Eben so hätte auch bei Erledigung des Markgrafenthums der Erbe in Jahresfrist von Böhmen die Belehnung zu erhalten.

Karl war nicht der Fürst, welcher halben Maßregeln das Wort redete. Als er Kaiser geworden war und nun daran ging die Angelegenheiten Böhmens wie des deutschen Reiches festzustellen, wurde Mähren dem Prinzen Johann und dessen Erben nochmals zugewiesen, dieser Linie die Nachfolge in Böhmen ohne weitere Wahl zugestanden, Schlesien und die Marken Budissin und Görlitz der Krone Böhmens feierlich einverleibt. Dazu bedurfte es nun freilich der Mitwirkung der Bertheiligten und eben deshalb wurde denn auch ein großer Rath von Fürsten, Baronen, Adelligen, Vladikonon und Bürgern, die zur Krone des Königreiches Böhmen gehörten, berufen.<sup>4)</sup>

Wenn man aber diese Versammlung als Generallandtag bezeichnet, so gebraucht man einen Ausdruck, welcher der Zeit nicht geläufig war. Hätte sich wirklich eine Berathung der verschiedenen Stände in Formen, welche unserer Zeit eigenthümlich waren, ergeben, so würde dieses Ereigniß nicht verfehlt haben, einen nachhaltigen und bleibenden Eindruck hervorzurufen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß zu den verschiedenen Berathungen eben nur diejenigen hinzugezogen wurden, welche unmittelbar an den einzelnen Gegenständen theilhaftig waren. Das Wichtigste aber war, daß Karl selbst in der Schlusserklärung vom 6. Oct. 1355, als es sich nun das wichtigste Vorrecht einer Repräsentation handelte, nur erwähnt, er habe mit dem Rathe, Willen, Wissen und Zustimmung seiner und des Königs

1) In feudum tenuerint et etiam in feudum praesentialiter teneatur.

2) De Romanae regiae potestatis plenitudine.

3) Ad quam ac ad alia, honorem et statum regni Boemiae concernentia dictus marchio, haeredes et prohaeredes sui, sicut alii Boemiae principes vocati venire debebunt.

4) Magno Consilio. Beneš p. 366. 1356.



reichs, Fürsten und Baronen gewisse Rechte aufzufinden <sup>1)</sup> (im alterthümlichen Sinne des Wortes) für gut erachtet. Diese Angabe widerspricht denn doch ganz und gar der Ansicht von einem Generallandtage, über dessen weitere Befugnisse, Abstimmung u. wir nichts wissen, und welcher sich zuletzt auf den gewöhnlichen Rath des hohen Adels, der Fürsten und Baronen reducirte.

Wir sind nicht in der Lage mit vollster Gewißheit alle die Maßregeln zu bezeichnen, welche Kaiser Karl IV. um die Mitte des XIV. Jahrhunderts in Betreff eines größeren Aneinanderschlusses der böhmischen Kronländer ergriff, wissen aber, daß er dazu mannigfaltige Vorkehrungen traf. Die erste Sorge war auf Herstellung eines Rechtszustandes im Innern gerichtet. Die Verletzung des Landfriedens geschah ohne Scheu, so daß gewöhnliche Maßregeln nicht mehr ausreichten und zu außerordentlichen gegriffen werden mußte. Statt geordnete Zustände zu besitzen, war Böhmen vielmehr dahin gekommen, daß den armen Leuten, d. h. den Bauern so viel wie gar keine Gerechtigkeit zu Theil wurde. Der König sah sich daher genöthigt, den Bürgern der Städte wie der Märkte, welche sich um Ausrottung der Räuber besonders verdient gemacht, neben andern Vorrechten die Güter der von ihnen ergriffenen Räuber einzuräumen. Noch stärkeres tritt bei Gelegenheit der Privilegien von Budweis hervor, wobei sich zeigt, daß der böhmische Adel (*baro, nobilis, wladico*) die Bürger gefangen setzte und gefangen hielt, so daß K. Karl geradezu durch ein Edict diesen gewaltsamen Zuständen ein Ende machen mußte und die Bürger in ihren Streitigkeiten mit dem Adel an den Stadtrichter wies. Karl führte einen offenen Krieg mit den Söhnen Peters von Rosenberg und mit Johana von Michelsberg und zwang sie sich ihm zu ergeben, 1352. Mit großen Klagen wandten sich Jobst von Rosenberg an die Bürger von Frankfurt und stellte ihnen vor, der König gestatte ihm nicht, wie es seine Vorfahren gethan, sich des Landrechtes zu erfreuen. Er habe sich zu aller Gerechtigkeit nach demselben erboten und dieselben doch nicht erlangen können.

Es ist für die böhmischen Zustände bezeichnend, daß um die Mitte des XIV. Jahrhunderts Erz. Ernst von der mehr als thierischen Wildheit des Adels in einer der berühmtesten officiellen Kundmachungen sprach; um die Mitte des nächsten Jahrhunderts aber klagte Peter Chelčický über den bestialischen Zustand des Volkes. Zwischen beiden Aussprüchen liegt die Zeit Karls IV. und die Frage, ob es zu einem geordneten Rechtszustande kam? Wenn nicht, liegen Ursache und Wirkung auf flacher Hand.

Allein K. Karl verzagte nicht. Eines sollte es wenigstens geben, ein Königthum, das feste Ansehen der Krone. Wo er konnte, schritt er unmittelbar ein, er durchzog das Land mit Heeresgewalt und ließ die Übelthäter zum Tode führen. Er ergänzte so die Lücken des Landrechtes, das eine gesetzliche Anarchie zuließ und gab dem Landtag (*magnam concilium*), welchen er 1356 versammelte, die Richtung, den Armen gegen den Reichen zu schützen, den Geringen gegen den Vornehmen zu vertheidigen. Aber auch hier mußte sich der König mit dem Allernothwendigsten begnügen. Es wurde nun zuerst festgesetzt, daß wenn ein Laje ohne Unterschied des Standes des Diebstahls, der Straßenräuberei oder des Raubes überhaupt angeklagt sich innerhalb einer bestimmten Frist nach dem Landrechte nicht reinigen könne, er für geächtet (*infamis*) zu halten sei und bleibe. 2. Daß auch allen Baronen gegenüber die Ahndung der Gesetze Geltung finden solle. <sup>2)</sup> Es handelte sich aber nach Karls Absichten um viel mehr, nicht blos um Polizeigesetze, sonder nm eine Verfassung, welche Böhmen zur strengen Rechtspflege das staatsrechtliche Gefüge geben sollte. Hierin scheiterten aber seine Bemühungen so sehr, daß wir nicht einmal mit Sicherheit das Jahr anzugeben vermögen, in welchem die Majestas Carolina vorgelegt und verworfen wurde. Gerade in Bezug auf sie sollte man

1) *Principum et baronum.* 2) Beneš 366—367.



meinen, müßten Landtagsverhandlungen den wahren Aufschluß geben, oder ist es denkbar, daß es Generallandtage gab und sie nicht auf einem derselben entstanden wäre? Palachy führt aus, daß sie höchst wahrscheinlich im Jahre 1348 dem Landtage vorgelegt worden sei, wie denn Karl bei ihrer Zurücknahme am 6. Oct. 1355 sagt, daß er vor längerer Zeit diese Rechte nach dem Rathe, dem Willen, der Wissenschaft und der Zustimmung der böhmischen Kronfürsten und Barone gegeben habe. Man kann also annehmen, daß dieser böhmische Landtag aus den Fürsten und Baronen zusammengesetzt war, aber der Ausdruck nicht ganz zu demjenigen paßt, was damals Regel war. K. Karl pflegte überhaupt als römischer wie als böhmischer König nach dem Rath der Fürsten zu handeln, von welchen stets ein Theil um ihn war. Der König war in gewissen Fällen an die Zustimmung seiner Großen gebunden, wie denn in der Majestas Carolina C. 6 der nothwendige Einwilligung der Herren und Ritterstand gedacht ist, um Kronschlöffer veräußern zu können. Hätte es aber vollends einen Generallandtag als feste politische Institution gegeben, so wäre doch sicher in der Majestas Carolina von diesem die Rede gewesen. Hier, wo von den verschiedenen Aemtern, Würden, Rechten, selbst von der Versammlung der Gemeinde zur Huldigung des neuen Königs die Rede war, wäre das Stillschweigen über die wichtigste politische Institution doch zu sonderbar, ja geradezu unnatürlich gewesen.

Es war nun einmal den slawischen Völkern nicht gegeben, bei der mangelhaften Ausbildung ihres Privatrechtes und der Beweglichkeit ihres Sinn's, der Anziehungskraft, welche das Ausländische auf sie übte und dem Vorwalten ihrer Phantasie über das zunächst Zweckmäßige zu einer Verfassung zu kommen. Sie sträubten sich gegen das geschriebene Recht, gegen feste Normen des öffentlichen Lebens, daher auch das gewaltsame, wild hin und hergeschleuderte ihrer Zustände. Es war in Böhmen der umgekehrte Proceß gegen andere Völker. Dort drängten die Stände nach einer Verfassung, welche den Fürsten abgetroßt und abgezwungen werden mußte. Bei uns gab sie der Fürst, und das Volk — nahm sie nicht an. Ihm behagten die bisherigen Zustände besser, als eine geordnete Reichsverfassung, welche der Willkür Einzelner Schranken schuf. Freiwillig stellte sich Böhmen gerade auf dem Höhenpunkte seiner Geschichte außerhalb der allgemeinen Bewegung; es verschmähte den politischen Fortschritt, als es eine Macht erreicht, die nur durch weise Beschränkung sich erhalten ließ. Dadurch bereitete es die schlimmen Zeiten Wenzels vor und seinen eigenen Sturz, ohne daß es deshalb Jemanden Andern anzuklagen hätte, als sich selbst. Karl aber, dem nichts anderes übrig blieb, als eine Verfassung zu octroyiren, zögerte wohl mit Recht, diesen Schritt zu thun; besaß er dazu die Macht nicht? Fürchtete er, daß es nicht an der Zeit sei? Er ließ geschehen, was er nicht aufhalten konnte. War es ihm doch nicht möglich, der abscheulichen Unsitte zu steuern, daß das böhmische Heer auf seinem Durchmarsche durch das eigene Land sich alle Wildheit und Ungebühr gegen Unbewaffnete Mönche, Weiber und Mädchen erlaubte. War es doch Sitte, daß, wenn die böhmischen Könige zum Reichstag kamen, ihre Ankunft durch die Flammen der von ihnen verbrannten Dörfer vorher verkündigt wurde. Karl mußte sich begnügen, im Einzelnen Verbesserungen anzubringen, wie er 10 Jahre vor seinem Tode (*de communi consilio et consensu baronum nobilium Vladykonum regni Boemiae*) die Eidesformen bei dem Landrechte vereinfachte, und hielt selbst Gericht, um unparteiischer Gerechtigkeitspflege im Lande Eingang zu verschaffen. Er beseitigte durch ein *berna generalis* die Ansprüche anderer auf das erledigte Herzogthum Schweidnitz, worauf die Barone und Städte desselben schwuren, unverbrüchlich der böhmischen Krone anzugehören. —

Das Verzeichniß der Landtage erwähnt dann noch dreier Landtage unter Karl IV.; vom 3. 1366, wobei von der Freiheit (*immunitatibus*) Böhmens verhandelt worden sei; 1369, wobei beschlossen wurde, es solle keiner der Herren



von dem Könige Gränzpläze zu erhalten suchen, Karl aber zum Eide genöthigt worden sei, nichts vom Reiche zu veräußern; 1375, wobei es sich um eine allgemeine Abgabe handelte.

Vom K. Wenzel enthält das Verzeichniß nur eines einzigen Landtages vor der Hussiten-Zeit (1391) und zweier 1416 und 1419 in derselben.

In der nächstfolgenden Periode treten nun, wie die böhmische Revolution ihre unheilvollen Wirkungen beginnt, auch die gemeinsamen Landtage mehr hervor.

Was aber, um zum Schlusse über die Periode K. Karls zu kommen, die Größe derselben bildet, ist, daß seit ihm und durch ihn sich die Stellung Böhmens zum deutschen Reiche völlig entschied. Nur als deutscher Kaiser war es möglich, Schlesien, Lausitz und Brandenburg für die Krone zu behaupten. Und dadurch ward Prag, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, was Rom und Constantinopel gewesen; nur dadurch konnte sich allmählig der Grundsatz bilden, die römische Kaiserkrone gehöre auf die böhmische, nachdem bis dahin der Grundsatz gegolten hatte, sie gehöre auf die lombardische. Nur dadurch kam Böhmen zu einer Machtstellung wie niemals früher, die aber nach dem bekannten Grundsätze des Sallustius auch nur mit jenen Mitteln (hisdem artibus) behauptet werden kann, mit welchen sie errungen worden war.

Was die sprachlichen Verhältnisse des böhmischen Großstaates betraf, so war die Mark Brandenburg auf Kosten desjenigen Theiles der Slaven gegründet worden, der mit den Polen demselben Sprachstamme angehörte. Ist es nun eine sichere Thatsache, daß Brandenburg auf dem Punkte stand, dem Königreiche Polen zu verfallen und nur durch den (freilich vorübergehenden) Anschluß an Böhmen von diesem Schicksale gerettet wurde, so gab es auch kein besseres Mittel, Schlesien, dessen größere Bevölkerung dem polnischen Sprachstamme angehörte, von seiner Verbindung mit dem sprachlichen Mutterlande abzuschneiden und es der Germanisirung zu öffnen, als es mit Böhmen zu verbinden. Wie viel später zur Germanisation beigetragen, daß böhmisch und häretisch identisch zu werden schienen, braucht hier nur angedeutet zu werden. Deutsch und katholisch waren ja am Anfange des XV. Jahrhunderts identisch und der Hussitensturm, welcher dem czechischen Wesen das Übergewicht verschaffen sollte, stürzte dieses gerade in den Vorlanden des böhmischen Reiches. In der Lausitz wohnen serbische Stämme, in Böhmen und Mähren czechische. In Brandenburg war das deutsche Element siegreich, in Böhmen herrschte es wenigstens in der Altstadt Prag, so wie in vielen anderen Städten. Es bildete dadurch der Großstaat in nationaler Beziehung ein sehr eigenthümliches Gemisch; so daß klar ist, daß der böhmische Großstaat und Cechisch nicht identisch waren.

Böhmen konnte aber nicht blos vom deutschen Reiche nehmen, Königthum, Kaiserthum, das Churfürstenthum Brandenburg, die deutschen Fürstenthümer in Schlesien; es mußte auch geben, oder der Grund des ersteren fiel hinweg. K. Karl gab, indem er die Universität begründete, und dadurch dem wissenschaftlichen Bedürfnisse in Mitteleuropa auf glänzende Weise Rechnung trug; indem er Prag, welches factisch Reichsstadt geworden war, der deutschen Bürgerschaft öffnete, wie sein Vater bereits den Hof deutsch gemacht hatte. Böhmen konnte, als das Kaiserthum sich hier mit dem einheimischen Königthum verband, sich dem deutschen Wesen nicht verschließen; es durfte dieses nicht thun, oder es zerstörte selbst den inneren Grund, die Berechtigung seiner Macht, die Verbindung des böhmischen Königthums mit dem deutschen Kaiserthum.



## Die Junkherren von Prag.

Steinmезen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Von B. Grueber.

Schon seit längerer Zeit beschäftigen sich die deutschen Kunstforscher mit Untersuchungen über die mittelalterliche Künstlerfamilie, welche unter dem Namen „die Junkherrn von Prag“ im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts auftritt und in kurzer Zeit einen Wirkungskreis gewinnt, der nicht allein das ganze südliche Deutschland umfaßte, sondern sich auch über die Grenzen des Reiches hinaus erstreckte.

Der erste, welcher auf diese in Straßburg, Regensburg, Wien und Breslau thätigen Baumeister aufmerksam machte, war meines Wissens Sulpic Daissière, indem er das von Ch. V. Stieglitz wiederaufgefundene Fialenbuch des alten Dombaumeisters Mathäus Koritzer prüfte und hier die fraglichen Junkherrn als Lehrer des Koritzer erwähnt fand.<sup>1)</sup> Nach und nach mehrten sich die Nachrichten von allen Seiten, jedoch sonderbarer Weise konnte in Böhmen, dem Vaterlande der Künstler, bisher kein dokumentirter Aufschluß gefunden werden, obwohl es an Bemühungen nicht gefehlt hat. Es war natürlich, daß man sich zuerst an den Namen hielt und die uralte Adelsfamilie der Junker aus Eger ins Auge faßte, schon deshalb, weil in Böhmen, soweit die Geschichte reicht, kein anderes Geschlecht dieses Namens vorkommt. In der That besteht eine Familiensage, welche den Fortbau des Münsterthurmes zu Straßburg dem Eingreifen der Brüder Junker von Oberkonreut zuschreibt, und in welcher der Zeitpunkt dieser Junkerischen Bauführung sehr richtig zwischen dem ältern und jüngeren Hülz angegeben wird. Allein die Sage ist neuern Ursprunges und es ist bis jetzt im reichen Familienarchive der Freiherren von Junker kein Beleg gefunden worden, der diese Sage, welche auch in Form einer Romanze veröffentlicht worden ist, irgend unterstützte.<sup>2)</sup>

Weder der verdiente Egerer Forscher Bröckl, der das von Junker'sche Archiv kannte und mit den anderweitigen dortigen Quellen verglichen hat, noch unser sehr geehrtes Vereinsmitglied Freiherr von Junker, Regierungsdirektor in Gumbinnen, selbst ein rastlos thätiger Geschichtsforscher, haben in dieser Beziehung Urkundliches vorfinden können: es gewinnt daher den Anschein, daß der Name „die Junkherrn“ kein Familienname sei, sondern eine von den in Bauhütten üblichen Personalbezeichnungen, welche schon zu vielen Irrungen Anlaß gegeben haben. Auch scheint es bei näherm Eingehen höchst unwahrscheinlich, daß drei Abkömmlinge eines schon damals alten, berühmten und obendrein reich begüterten Adelsgeschlechtes, die Enkel des vielbekannten Burggrafen Dietrich Junker von Oberkonreut, sollten gleichzeitig das Steinmезhandwerk betrieben haben; was um so auffallender wäre, als gerade in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Eger (dem Sitze der Familie) kein einziger namhafter Bau ausgeführt wurde, junge Leute also keine Gelegenheit hatten, Vorliebe für das Baufach zu gewinnen. Indem nun der Ableitung von der Egerer Familie neben den genannten noch mancherlei Bedenken im Wege stehen, ergab sich von selbst, daß diese Junkherrn unter anderm Namen zu

1) Mathäus Koritzer, Dombaumeister in Regensburg hat die Grundregeln der gothischen Kirchenbaukunst zur Zeit des allgemeinen Steinmезversammlungs (1463) zusammengestellt. Dieses schon 1486 gedruckte jedoch beinahe ganz verschwundene Werk wurde in neuerer Zeit von Karl Feideloff wieder herausgegeben. In diesem Buche sagt Koritzer, daß er alles, was er wisse, den Junkherrn aus Prag verdanke, diese seien Erfahrene, vor ihm „Kunstwissende“ gewesen.

2) Diese Straßburger-Münster-Sage ist abgedruckt in Reipp's Berliner Revue, 12. B. 4. Heft. 1858; ferner im Egerer Anzeiger 1863, Beilage 18.



suchen seien, und es war vor allen Dingen angezeigt, die Geschichte des Prager Domes und der bei diesem Bau beschäftigten Meister zu Rathe zu ziehen.

Den Dombau zu Prag leitete von 1356 bis gegen 1400 der hochberühmte Meister Peter, aus Schwäbisch Gmünd, genannt Arler, welcher bei Uibernahme des Baues erst drei und zwanzig Jahre alt war und der, wie die meisten Künstler jener Zeit, keinen Namen führte. Meister Peter war Baumeister des Kaisers Karl IV., stand in großem Ansehen und verehlichte sich in Prag mit Agnes von Bur aus adeligem Stande. Wir sind über seine Lebensumstände durch verschiedene ausführliche Inschriften, insbesondere aber durch ein vom unermüdlischen Archäologen Ferdinand Mikowec aufgefundenes Hradschiner Gerichtsbuch ziemlich unterrichtet und wissen, daß Arler sich eines nicht unbedeutenden Wohlstandes erfreute, daß er von 1360 bis 1368 zu den Rathsmitgliedern des Hradschin gehörte und im Besitze zweier Häuser war, von denen das eine unweit des heutigen Reichsthores am Pohorelec, das andere neben dem Hause des königlichen Obersthofmeisters lag. Im Jahre 1383 verschrieb er beide Häuser seiner Gattin Agnes von Bur und seinem Sohn Paul (Peter Paul), kaufte 1386 abermals ein Haus auf dem Pohorelec von einem Goldarbeiter Namens Dominik, wahrscheinlich für seine andern Kinder, deren er neben obigem Paul noch drei Söhne, Namens, Niklas, Johann und Wenzel und eine Tochter hatte. Arler selbst wohnte im Hause der Metropolitan—Mansionäre, einem von Kaiser Karl errichteten Stiftsgebäude, was als Zeichen seiner hochgeachteten Stellung anzusehen ist. Es wird ferner ein Bruder des Dombaumeisters, Namens Michael genannt, der auch auf dem Hradschin ein Haus besaß und Steinmeyer war, endlich ein Schwiegersohn, Michael von Cöln, der gleichfalls das Steinmeyergerbe betrieb und am Prager Dome mitarbeitete. Von den Söhnen Arlers wählten alle den Stand des Vaters bis auf Niklas, der ein Geistlicher wurde: wir haben also eine große und weitverzweigte Künstler-Familie vor uns. Wenzel und Johann, Arlers jüngere Söhne, befanden sich ebenfalls in günstigen Vermögensumständen, sie erkaufte für sich ein Haus von Herrn Peter von Sliwna, dem Bruder des berühmten Chronisten Benesch von Weitmil und späterhin noch zwei andere Häuser: sie haben wie aus allem hervorgeht ihrem Vater geholfen und in der Prager Dombauhütte mitgearbeitet, während der dritte, Peter oder Paul, bald von Prag fortgezogen zu sein scheint. Dieser letztere dürfte identisch sein mit einem gegen Ende des Jahrhunderts in Breslau wirkenden gleichnamigen Meister, der von Prag herübergezogen sein soll und um 1400 den Bau der Dorotheenkirche leitete. Um diese Zeit und schon etwas früher sind viele der durch Kaiser Karl berufenen Künstler von Prag ausgewandert, theils in die alte Heimat zurück, theils nach Breslau, wo im Jahre 1390 eine Malerbruderschaft, nach Art der in Prag bestehenden, gestiftet wurde und sich ein reges Kunstleben entfaltete.

Als vor etwa zwölf Jahren Mikowec mir von der Auffindung des erwähnten Hradschiner Gerichtsbuches <sup>1)</sup> die Kunde brachte, machte ich sogleich aufmerksam, daß durch diesen Fund wahrscheinlich ergiebige Aufschlüsse über die dunkle Geschichte der Junkherrschaft herbeigeführt worden seien, welcher Vermuthung der Finder beipflichtete und sich auch in seinen kleinen Aufsätzen wiederholt in diesem Sinne aussprach. Mikowec wollte die gewonnene Spur weiter verfolgen, allein es fehlte damals noch an künstlerischen Anhaltspunkten und als diese geboten waren ereilte ihn ein frühzeitiger Tod, ehe er im Stande war, sein überreiches Material zu ordnen. — Ich selbst habe im Decemberhefte der „Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Jahrgang 1861,“ bereits die Ansicht ausgesprochen, daß die Junkherrschaft von Prag wohl die Söhne des Peter Arler sein dürften, da alle Umstände,

1) Dieses im Archive des Prager Magistrats befindliche Manuscript führt den Titel: *liber iudiciorum bannitorum civitatis Hradeczanensis, 1350—1395.*



Zeit, künstlerische Richtung und örtliche Ausdehnung der Wirksamkeit diese Annahme unterstützen: war jedoch durch das damals gesteckte Ziel verhindert, meine Vermuthungen näher zu begründen.<sup>1)</sup> Mittlerweile veröffentlichte J. R. Schuegraf seine Geschichte des Domes von Regensburg und etwas später die Dombaurechnungen, welche über den Aufenthalt der Junkherrn in Regensburg und über die Thätigkeit des böhmischen Meisters Wenzel viele Aufklärungen enthielten, dann folgte die „bairische Kunstgeschichte von Dr. Sighart, die abermals neue Daten beibrachte, während ich Gelegenheit fand, in den Jahren 1864 und 1865, die Rheingegenden und das westliche Deutschland zu bereisen, um künstlerische Vergleichen zwischen einigen böhmischen und dortigen Denkmalen anzustellen. Während ich mich mit Zusammenstellung meiner Reiseergebnisse beschäftigte warf im September — Oktoberhefte, v. 3., der Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Dr. Sighart die Frage auf, warum denn keiner der österreichischen Archäologen sich mit Untersuchungen über die in Rede stehenden, räthselhaft auftretenden Junker befaßt habe, da doch von Böhmen aus zunächst gründliche Aufschlüsse zu erwarten gewesen wären.

Die Ursachen, welche den hiesigen Forschungen entgegenstanden, sind im Vorstehenden angedeutet: die Künstler haben in Böhmen ihren Wirkungskreis nicht gefunden und kommen hier überhaupt nicht unter dem in Deutschland bekannt gewordenen Namen vor: es mußten daher erst ergiebige Nachrichten von jenen Orten, wo sie thätig waren, abgewartet werden, wie im umgekehrten Falle über den Elsfasser Wurmsfer, über den Schwaben Peter Arler nur hier, dem Lande wo sie ihre Werke geschaffen haben, die Aufschlüsse zu suchen sind.

Nachdem ich alles, was bisher über die Lebensverhältnisse und Kunstthätigkeit der Junkherrn bekannt geworden, zusammengestellt, fand ich meine früher ausgesprochene Ansicht über die Identität der Arler'schen Söhne und der Junkherrnfamilie nahezu bestätigt und veröffentlichte meine Untersuchungen in dem Wiener Kunstblatte „die Recensionen.“<sup>2)</sup> Die Gründe, mit denen ich meine Meinung unterstützte, sind in Kürze folgende:

a) Die Taufnamen der das Steinmetzgewerbe treibenden Söhne Arler's sind dieselben, welche die Gebrüder Junkherrn führen; hier wie dort sind die beiden Meister Wenzel und Johann diejenigen, welche am öftesten genannt werden und die größte Thätigkeit entfalten. Neben den drei Brüdern erscheinen in beiden Familien noch einige Verwandte oder Angehörige, welche gleichfalls das Steinmetzhandwerk betreiben.

b) Arler, oder vielmehr Peter von Gmünd, war wohlhabend, er hatte eine Adelige zur Frau und besaß mehrere Häuser: es standen ihm daher alle Mittel zu Gebote, seinen Kindern eine ausgezeichnete, für jene Zeit ungewöhnliche, Erziehung angedeihen zu lassen. Die halbadelige Herkunft und die weltmännische Bildung der jüngeren Arler mochten es zunächst gewesen sein, welche die Benennung „Junkherr“ hervorgerufen haben, und an welche die Kinder in der That einigee Anrecht hatten.

c) Meister Peter wurde im Jahre 1356 zum Dombaumeister in Prag ernannt, und zählte damals erst 23 Jahre, wie urkundlich erwiesen ist.<sup>3)</sup> Er war im J. 1392 (59 Jahre alt) noch wirkender Dombaumeister und wird 1396 als Lebender aufgeführt, scheint mithin gegen 1400 gestorben zu sein: dessen Söhne standen daher zur Zeit seines Todes im blühendsten Mannesalter.

1) Die Baudenkmale der Stadt Kuttenberg von B. Grueber. Größere Abhandlung mit mehr als 100 Holzschnitten, in den Heften September, Oktober, November und Dezember 1861, Mittheilungen der k. k. Centralcommission.

2) Recensionen für bildende Kunst, IV. Jahrgang. Nr. 43.

3) Durch gleichzeitige Inschriften im Dome. Ambros, der Dom zu Prag, Seite 226.



d) Nach dem Tode des Vaters verschwindet die Familie plötzlich aus Prag und es findet sich auch in künstlerischer Hinsicht kein ferneres Zeichen ihrer Wirksamkeit: bald darauf erscheinen in Straßburg die beiden Meister Johann und Wenzel, genannt die Junkherrs aus Prag, welche den von Hülz dem Ältern begonnenen, seit 1365 ruhenden, Thurmbau fortführten. Die Bildnisse dieser Meister sind in der besagten Thurmpartie in Stein ausgemeißelt, <sup>1)</sup> und werden allgemein die Junkerbilder genannt. Diese Meister werden vom Jahre 1404 bis gegen 1418 wiederholt als Werkführer des Münsterthurmes erwähnt, und sollen den Thurm bis zur Einziehung des Helmes gefördert haben, obwohl sie, wenigstens beide, nicht immer in Straßburg gelebt haben.

e) Um 1409 tritt Meister Wenzel aus Böhmen in Regensburg als Dombaumeister auf und kommt unter diesem Namen in den Dombaurechnungen vor. <sup>2)</sup> Er baut den untern Theil des nördlichen Thurmes am dortigen Dome, nämlich bis zur Gallerie über den Seitenschiffen. Dieser Meister Wenzel hat in Regensburg das Bürgerrecht erworben und ist zweifelsohne derselbe, welcher den Mathäus Noritzer unterrichtet hat und von welchem der letztere in seinem Fialenbuche spricht, daß er (Noritzer) ihm all sein Kunstwissen zu verdanken habe.

f) Die Thätigkeit der Junkherrs in den übrigen Orten, wo sie genannt werden, ist zur Zeit noch nicht ermittelt; doch haben sich verschiedene von ihnen herrührende Pergamentriffe erhalten, welche weitere Aufschlüsse herbeiführen können. Zu bemerken ist noch, daß sie selbst sich niemals Junkherr nennen und namentlich Wenzel sich kurzweg als Meister Wenzel (auch Wenzla) unterzeichnet, gerade so wie der alte Arler sich nicht mit diesem Beinamen, sondern als Magister Peter de Gemundia, oder Peter lapidicida, auch Petrus dictus Parler benennt.

Es bleiben noch die Zeichnungen zu erwähnen, welche von diesen Künstlern herrühren: hier stehen obenan einige Pergamentriffe von Kirchenfacaden und anderen Kunstwerken, die in der Universitätsbibliothek zu Erlangen aufbewahrt werden, ferner ein in Bernburg befindlicher Entwurf und ein sehr großer Thurmpla, dem Domarchiv zu Regensburg gehörig. <sup>3)</sup> Die eine der Erlanger Zeichnungen führt die gleichzeitige, aber wohl von anderer Hand herrührende Unterschrift: „das haben di Junkherrs von Prag gemacht.“

Vergleicht man nun diese Entwürfe und die den Junkherrs zugeschriebenen Bauführungen (vor allen die Straßburger Thurmpartie von der Plattform an bis zum Helme, dann den untern Theil des nördlichen Domthurmes in Regensburg) mit den Arbeiten des Peter Arler, findet man die wunderbarste Übereinstimmung. Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten des Altmeisters sind in den Junkerschen Arbeiten so genau wiedergegeben, wie es nur Leute konnten, die sich ganz in den Geist des Künstlers hineingelebt hatten: man darf, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, nur die freien Treppen an den vier Ecken des Straßburger Thurmes, welche von der Plattform zum Helme führen, mit den am Obertheil des Prager Domes vorkommenden von Arler herrührenden durchbrochenen Treppenthürmen vergleichen. Hier wie dort die gleiche Art des Umfens, die gleiche Umhüllung und die bis zur geringsten Kleinigkeit eingehaltene gleiche Schablonirung, wie sie in dieser Weise nicht wieder vorkommt. Dieselbe Ver-

1) Spellin, Nachrichten über den Straßburger Münster. Abgedruckt in der von Schreiber herausgegebenen Beschreibung des Münsters. Ferner: Schabäns, Beschreibung des Straßburger Münsters 1617.

2) Schuegraf: Geschichte des Domes zu Regensburg, und Nachträge zur Dombaugeschichte. Ferner von denselben: Drei Dombaurechnungen.

3) Von dieser letzten Zeichnung besitze ich ein Facsimile und war im Stande, es mit den Erlanger Rissen zu vergleichen; wobei sich herausstellte, daß diese sämtlichen Arbeiten nahe verwandt seien und wo nicht vom selben Meister doch aus derselben Schule herrühren.



wandtschaft zeigen wieder die unteren Partien des Regensburger nördlichen Thurmes mit den derartigen Theilen des Kölner Chores und Prager Domes, Arler'sche Arbeiten: Maaswerke, Fenster- und Galleriebildungen, insbesondere die Simswerke, decken sich häufig, wenn man die Detailriffe gegen einander hält. Eine solche Gleichmäßigkeit der Formen und Anordnungen konnte nicht aus einer allgemeinen Schule hervorgehen, sondern nur durch einen sehr intimen familiären Verband entstehen, wie wir selbst im Hause des Meister Peter in der That wirklich kennen gelernt haben.

Diese auf geschichtliche Daten und künstlerische Untersuchungen sich stützende Ansicht über die Künstlerfamilie der Junkherrn wurde von allen Fachmännern und sogar von den Mitgliedern der freiherrlich von Junker'schen Familie, welche begreiflicherweise sehr an der erwähnten Münstersage hängen, mit Beifall aufgenommen, und es wurde anerkannt, daß die Lösung der Frage durch meine Abhandlung um vieles näher gerückt worden sei.

Um so mehr war ich überrascht, als ich durch die Zeitungsberichte erfuhr, Herr Professor Wocel habe sich in der letzten Sectionsitzung des Museums aufs ernste gegen eine solche Ableitung ausgesprochen, indem die fraglichen Junkherrn nur die im Malerprotokoll von 1348 unter dem Namen Panicz (Lanock, Peter, Waczlav) angeführten Maler sein können. Andere Beweise, als daß das Wort Panicz sich mit Junker verdeutschend lasse, findet der Herr Professor nicht für nöthig beizubringen, wenn man anders dem in der Zeitschrift „Politik“ enthaltenen Berichte vertrauen darf.

Wir sind es gewohnt, daß uns von dieser Seite in Ermangelung von Thatsachen und urkundlichen Beweisen — etymologische Ableitungen, Citate aus Gedichten des neunzehnten Jahrhunderts und kunstreiche Schilderungen von Nebensachen geboten werden; können diesmal aber unsere Verwunderung nicht unterdrücken, wie man die Einrichtungen und Verhältnisse des deutschen Mittelalters so ganz ignoriren konnte, um drei Maler plötzlich zu Steinmetzen zu stempeln. Die Satzungen der Malerbruderschaft, auf welche Wocel sich beruft, besagen ausdrücklich im ersten Abschnitte: „wir Moler und Schilder“ haben eine Bruderschaft gestiftet; von einem Steinmetz kommt kein Wort vor und das Verzeichniß der Mitglieder bezeichnet die Panicz ausdrücklich als Maler (*magistri pictorie artis*). —

Was aber die Verbrüderung der Steinmetzen und die Einrichtung des Bauhüttenwesens betrifft, waren die Statuten so scharf und wurden mit solcher Strenge aufrecht erhalten, daß innerhalb des deutschen Reiches ein Fachwechsel und ein späteres Eintreten in den Verband absolut unmöglich war. Die Bauhütten hatten ihre eigene, vom Kaiser bestätigte hohe und niedere Gerichtsbarkeit, sie hatten ihre genau abgegrenzten Bezirke und waren im Innern so streng organisirt wie irgend ein Mönchsorden. <sup>1)</sup>

Und in diese eng abgeschlossene, ihre Rechte eifersüchtig überwachende Verbindung sollten ein paar aus Böhmen herübergezogene Maler kurzweg eingetreten sein, die nur den Namen Panicz in Junker zu übersetzen brauchten, um sogleich die Leitung des ersten Bauwerkes, welches damals in der ganzen Christenheit geführt wurde zu übernehmen!!! (Der Thurmbau des Straßburger Münsters wurde von den Zeitgenossen unendlich mehr bewundert und höher gestellt, als der Bau des Kölner Domes. Auch hatte im fünfzehnten Jahrhundert die

1) Die Einrichtung der Bauhütten wurde von den verschiedensten Schriftstellern in ausführlicher Weise erörtert und es findet sich in dieser Beziehung eine reiche Literatur vor. Denjenigen, welche sich in Kürze belehren wollen, empfehlen wir Ch. Luda Geschichte der mittelalterlichen Baukunst, als eines der allgemein beliebtesten Werke.



Strasburger Bauhütte den Vorrang vor der Kölner gewonnen, und der Strasburger Dombaumeister führte auf den Tagsatzungen den Vorsitz.) Mit den Söhnen des Arler verhielt sich die Sache ganz anders, sie waren gelehrte zünftige Steinmetzmeister, der Vater war anerkannt der ausgezeichnetste Architekt des vierzehnten Jahrhunderts, Baumeister des deutschen Kaisers und obendrein als geborner Schwabe der Strasburger Hütte incorporirt: er hatte Gelegenheit, seine Söhne, die in der vielseitigsten Praxis aufgewachsen waren, in Strasburg eintragen zu lassen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die jüngeren Arler frühzeitig zu großem Ansehen gelangten und zu den ersten Bauführungen berufen wurden.

Was aber das Seltsamste an Herrn Wocel's Behauptung ist: es werden die Panicz im Malerprotokoll bereits als Verstorbene zu einer Zeit aufgezählt, wo die Zunfherrn kaum geboren sein konnten, wie aus folgendem Auszug zu entnehmen: <sup>1)</sup>

**Anime Magistrorum pictorie artis.**

Magister Stephanus Bohemus. Mistr Klauz. Mistr Girkl. Panicz Waczlaw. Panicz Janeck. Panicz Peter. Mistr Kuncz rzezak. Mistr Martin lazebka. Jan Klatowsky. Mistr Kuncz Kraluow malerz u. s. w.

Wir bleiben bei diesem Letzteren stehen, weil er von den hier Aufgezählten der einzige ist, über welchen sich anderweitige Nachrichten vorfinden und durch dessen Einregistrierung das nicht angegebene Datum in etwas bestimmt werden kann. Kuncz hatte den Titel eines königlichen Malers, war im Jahr 1348 Altmeister der Malerbruderschaft und wird schon 1310 als Maler genannt; <sup>2)</sup> sollte er damals nur 17 Jahre gezählt haben und hätte er das denkbar höchste Alter von 100 Jahren erreicht, würde er längst nicht mehr am Leben gewesen sein, als die Gebrüder Junker auftraten. Da nun die Panicz in der Liste dem Meister Kuncz vorangehen, läßt sich nicht anders annehmen, als daß sie vor jenem gestorben seien. Panicz und Kuncz waren Zeitgenossen des 1352 verstorbenen Dombaumeisters Mathias von Arras, ihre Wirkungszeit gehört der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an, während die Zunfherrn erst gegen Ende dieses Jahrhunderts in die Lehre eingetreten sein können: zwischen den Blüthenperioden der beiden verschiedenen Künstlergruppen liegt ein vermittelter Zeitraum von 60 Jahren.

**Chronologische Übersicht.**

Mathias von Arras, französischer Baumeister, wird von König Johann nach Prag berufen und gründet den Prager Dom . . . . .	1344,
„ gründet das Schloß Karlstein . . . . .	1348,
„ stirbt . . . . .	1352.
Peter von Schwäbisch-Gmünd, genannt Arler, wird vom Kaiser Karl IV. zum Dombaumeister in Prag ernannt . . . . .	1356,
„ gründet die Prager Brücke . . . . .	1358,
„ baut die Koliner Kirche von 1360 bis . . . . .	1378,
„ wirkt bei der zweiten Grundsteinlegung des Prager Domes . . . . .	1392,
„ wird noch als Dombaumeister genannt . . . . .	1396.
Michael, Steinmetz von Schwäbisch-Gmünd, genannt Arler, Bruder des Peter, arbeitet am Prager Dom um . . . . .	1380.
Henricus Arler aus Schwäbisch-Gmünd, von den Italienern genannt „Enrico da Gamodia“, arbeitet unter Joh. Galeazzo Visconti in Mailand und entwirft aller Wahrscheinlichkeit nach die Pläne zum dortigen Dom um . . . . .	1388.

1) Statuten der Malerbruderschaft in Böhmen: abgedruckt in Rieggers Materialien, VI. Heft, S. 134.  
 2) Murr Journal, XV., 25. Ferner Passavant, über die böhmische Malerschule, in v. Quast's Zeitschrift, I, 202.



(Läßt sich später in Bologna nieder und ist entweder ein Bruder oder Vetter des Peter Arler, aber nicht dessen Vater.)

Paul Arler, Steinmetz, ältester Sohn des Peter Arler, erhält von seinem Vater ein Haus verschrieben	1383.
Johann und Wenzel Arler erwerben Häuser	1386,
arbeiten mit ihrem Vater bis	1392.
Michael von Cöln, Schwiegersohn des Peter Arler, wirkt in Prag 1380 bis	1390.
Die Arler verlieren sich aus Prag um	1400.
Johann und Wenzel, Steinmetzen aus Prag, genannt die Zunkherrn, bauen am Straßburger Münster 1404 bis	1418.
Peter Paul, Steinmetz aus Prag, baut in Breslau an der Dorotheenkirche um	1400.
Wenzel, Steinmetzmeister aus Prag, genannt Junker, baut am Regensburger Dome von circa 1409 bis	1425.
Letztes Vorkommen eines muthmaßlichen Zweiges der Zunkherr'schen Künstlerfamilie	1439.
Mathäus Roriker, Dombaumeister in Regensburg, schreibt sein Fialenbuch und nennt die Zunkherrn seine Lehrer	1462.

## Skizzen aus dem Böhmerwalde.

### IV. Das Wolinkathal.

Der Böhmerwald besitzt nicht einen zusammenhängenden Hauptgebirgskamm, wie z. B. das Riesener oder Erzgebirge, sondern die waldigen Kuppen, durch bald engere bald breitere Thäler getrennt, kreuzen sich nach allen Richtungen, mehr oder weniger ins flache Land hineintretend. — Nur an einigen Punkten, insbesondere dem Hohensteingebirge, und dem Hochplateau bei Außergefeld befinden sich größere zusammenhängende Berggrücken, um die sich wie um einen Centralpunkt, gewaltige Fische, welche zu den höchsten des Waldes gehören, gruppieren, und dann ihrerseits ihre Ausläufer weit hinein bis ins Herz des Flachlandes entsenden.

Auch die 4 — zum Stromgebiet der Moldau gehörigen — Flüsse, die dem Böhmerwalde entspringen, und in ihren beinahe parallel laufenden, von Südwest nach Nordost streichenden Thälern, in das Innere des Landes herabziehen, nämlich: die Angel, die Wottawa, die Wolinka und die Blanitz werden lange von Höhenzügen auf beiden Ufern begleitet; doch nur die Wolinka lebt und stirbt als echte Tochter des Gebirges, und nur ihr Flußthal ist von ihrem Ursprung auf den Abhängen des Kubani und des Scherauer Berges, bis zu ihrer Mündung in die Wottawa zu Strakonitz, bis auf einen verschwindend kleinen Bruchtheil, ein echtes Gebirgsthal; — die Angel verläßt das Gebirge bald, eine mehr nördliche Richtung einschlagend, — die Wottawa verläßt bei Kabi das Gebirge, und bespült bis Horazdiowitz nur am rechten Ufer eine niedrige Bergkette, deren letzten Ausläufer den Prachin sie bei dem letztgenannten Orte umfließt, und sodann ihre Richtung ändernd, in ein breites flaches Thal eintritt, und die Blanitz endlich, bei Husinec aus dem höhern Gebirge tretend, fließt durch ein niedriges Hügelland, bis sie bei Svinetic durch den engen Paß zwischen dem Freigebirge und dem Skotschitzer Berge in die wodianer Ebene tritt, wo sie träge in mäandrischen Krümmungen dahinfließt, bis sie bei Putim in die Wottawa fällt.

Zwischen dem gewerbsfleißigen Strakonitz und seiner Vorstadt Bezdekau fließt ein unscheinbares Bächlein; zwischen Sand und Gestein windet sich ein schmaler Wasserstreif, und leicht kann man im heißen Sommer das Flußbett trockenen Fußes passiren; es ist die Wolinka. Wenn aber im Gebirge der Schnee schmilzt, und der



Eisstoß geht, oder wenn länger andauernde heftige Regen eintreten, — wer würde in dem brausenden Strom, der mit seinen gelben Pfeilschnell dahinstürzenden Wogen seine Ufer weithin überschwemmt, die winzige Wolinka wieder erkennen? — So klein sie daher auch ist, so ist sie doch dieser Eigenschaft wegen, welche sie als einen echten Gebirgsbach legitimirt, in Strakonitz mehr gefürchtet, als die bei weitem größere Wattawa.

Ein rüstiger Fußgänger braucht von der Mündung der Wolinka an, ihrem Laufe aufwärts kaum eine halbe Wegstunde nachzugehen, um an die ersten Vorberge des Böhmerwaldes zu gelangen. Die Wolinka fließt hier durch ein von ziemlich hohen Bergen eingefasstes Wiesenthal, welches stellenweise so eng ist, daß es außer der passauer Aerialstraße, und dem erlenumbüschten Bette des Baches, nur einen schmalen Wiesenstreifen enthält. — Erst bei Wollin wird das Thal etwas breiter, und hier verläßt die Aerialstraße den Bach, um die an seinem linken Ufer liegenden Höhenzüge zu erklimmen. Durch ein ziemlich breites, von bedeutenden Bergen zu beiden Seiten begränztes Thal schlängelt sich nun der rauschende Gebirgsbach zwischen üppigen Wiesen vorbei an dem freundlichen Černetic, dem langjährigen Besizthum des nunmehr dem Erlöschen nahen altböhmisches Geschlechtes der Zadubský von Schönthal, — an dem auf hoher Berglehne thronenden Schlosse Eltschowitz, dem Stammsiz des Geschlechtes der Hodejovský auf Eltschowitz und Čhotětitz, und an Člyn, dem ehemaligen Besizthum der in dieser Gegend früher reich begüterten Familie der Malowez auf Winterberg und Čheinow. Der Bergzug am linken Wolinkaufer, überhaupt der niedrigere und sanfter ansteigende verflacht sich hier immer mehr, gegen die Thalsohle herabsinkend, jener am rechten Ufer aber, ein Ausläufer des Kubani größtentheils bis an die Spizen der Berge bewaldet, und steil gegen das Flußthal abfallend, trägt auf seinem Kamme, weithin bis ins Flachland hinein sichtbar, die Pfarrkirche Sct. Adalbert oder Elschtin, welche bereits im 14. Jahrhundert bestand. Ein Herr von Popovský auf Bozejovic und Popovic (gestorben 1621) liegt dort begraben. Hinter Člyn übersteigt die Straße einen bis hart ans Wolinkaufer sich herabsenkenden Ausläufer des linksseitigen Höhenzuges, und dem Auge des Wanderers, der auf der Höhe angelangt, bietet sich ein überraschender Anblick, vielleicht das reizendste Landschaftsbild des ganzen Wolinkathals. Wir wollen versuchen, ein schwaches Bild dieses prächtigen Anblicks hier wiederzugeben.

Links vom Beschauer am jenseitigen Ufer der Wolinka an der Lehne hingebaut, die gräflich Thun'sche Besizung Bohumilic, früher den Freiherrn Malovec gehörig; — rechts eine schmale von hohen Waldbergen eingefasste Schlucht, aus welcher die Wolinka brausend hervorbricht, ebenfalls rechter Hand, jedoch mehr im Rücken des Beschauers eine zweite Waldschlucht; welche der Pocherbach durchheilt, um sich auf der tief unter der Straße liegenden reichlich mit Baumgruppen besetzten Wiese mit der Wolinka zu verbinden, endlich dem Wanderer gerade gegenüber ein langes mit Ortschaften besäetes, von dem bozanovicer Bache, welcher ebenfalls in die Wolinka mündet, durchzogenes Wiesenthal, auf beiden Seiten von waldigen Höhen eingerahmt, auf deren Kamme durch dunkles Waldesgrün hie und da weiße Ortschaften hervorleuchten, tief im Hintergrund des Thales zwei waldige amphitheatralisch emporsteigende Bergketten, und darüber, den ganzen Horizont abschließend, der mächtige Gebirgsstock des Kubani.

Fürwahr ein liebliches Bild, und des Pinsels eines geschickten Malers würdig, besonders wenn die im Rücken des Beschauers stehende Abendsonne die Landschaft mit ihren Strahlen verklärt.

Am Fuße des Berges angelangt, tritt die Straße in die bereits früher erwähnte Waldschlucht, welche sie dem Laufe des Baches entlang sich ziehend, erst bei Winterberg wieder verläßt. Berg und Wald, Wiese und Bach sind die einzigen Gegenstände, die man eine zeitlang erblickt, bis man endlich Juzlawitz, das



letzte böhmische Dorf an der passauer Straße erreicht. — Kaum nähert man sich dem deutschen Sprachgebiet, und schon zeigen sich Anzeichen der Industrie. Eine kleine Strecke oberhalb Zuzlawitz befindet sich nämlich ein neu gegründetes Etablissement, worin ein neu erfundenes Sprengmaterial, „Haloxylin“ genannt, verfertigt wird, welches in offener Luft unschädlich verpufft, dagegen in geschlossenen Räumen, eine das gewöhnliche Pulver weit übertreffende Sprengkraft entwickelt. — Unseres Wissens ist diese Fabrik die dritte im ganzen Kaiserstaate, und existirt nur noch eine in Arad und eine in Cilli.

Eine Strecke ober dieser Haloxylinfabrik beginnt das Annathal — so heißt nämlich das gegen Winterberg zu liegende Ende der Wolinkaschlucht — und schon verkünden weitläufige zur Adolfschütte gehörige Gebäude, daß wir uns einem industriellen Etablissement ersten Ranges nähern; die Höhenzüge, die uns so lange begleitet, weichen auf beiden Seiten zurück, und wir betreten ein ziemlich großes kesselförmiges Thal, — gerade vor uns die ausgedehnten Fabriksgebäude der Adolfschütte, dahinter auf der jenseitigen Lehne hoch emporragend Stadt und Schloß Winterberg. Den schönsten Anblick des Schlosses genießt man jedoch von Südosten. — Hoch auf einem steilen massenhaften Gneißfelsen thront das weitläufige, dem Fürsten Schwarzenberg gehörige Schloß über der Stadt — ein imposantes Gebäude; leider hat es jetzt sein alterthümliches Aussehen verloren, denn es brannte i. J. 1857 in Folge eines Blitzstrahles ab, und obwohl es ganz in dem früheren Styl wieder hergestellt wurde, so trägt es doch von Außen unverkennbar das Aussehen eines neuen Gebäudes. Im Bezirke des neuen Schlosses liegen auch die Ruinen einer ältern Burg, der Hasenburg oder Haselburg genannt, über welche nichts Näheres bekannt ist; doch sind sie mit Ausnahme eines runden Thurmes, unbedeutend.

Im Schlosse Winterberg sind 2 Kapellen; die eine größere seit dem Brande im Jahre 1857 wieder hergestellt, — die andere, der sogenannte evangelische Thurm, eine kleine Kapelle mit gothischer Wölbung, nicht mehr benützt. Interessant ist diese Kapelle hauptsächlich durch eine alte halbverblichene Malerei, welche die 4 Evangelisten darstellen soll. Bei einem bereits fast unkenntlichen Wappen ist die Jahreszahl 1611 und die Buchstaben J. N. K. angebracht.

Eben so wie das Schloß, bietet auch die Stadt von der Südostseite den schönsten Anblick; sie liegt am Abhang eines Berges, welcher nach Westen gegen das Gebirge hin ansteigt und sowohl nach Süden gegen die Wolinka, als nach Norden gegen die zwischen ihm und dem Schloßfelsen befindliche Schlucht steil abfallend, sich nach Osten immer enger werdend, gegen die Thalsohle herabsenkt. — Winterberg besitzt noch bedeutende Ueberreste seiner alten Ringmauern, und muß zu einer Zeit, wo die Geschützwaße noch in der Kindheit lag, ein sehr fester Platz gewesen sein, welcher in Verbindung mit dem ebenfalls stark befestigten Schlosse geeignet war, jedem Feind Achtung einzulößen. — Es galt auch in der That für eine feste Grenzstadt, und wurde in unruhigen Zeiten häufig als Zufluchtsort benützt. Nichts destoweniger hat es bei weitem kein so wechselvolles Schicksal, und eine so ereignisreiche Vergangenheit aufzuweisen, wie seine Nachbarstadt Brachattig. <sup>1)</sup> Ruhig überging es aus einer Hand in die andere. Die ersten bekannten Besitzer des Schlosses Winterberg waren die Herren von Janovic, im 13. Jahrhundert. — Im 15. Jahrhundert besaßen es die Ritter Kaplir von Sulevic, und einer von ihnen Herr Peter Kaplir von Sulevic erhob den bisherigen Marktflecken Winterberg (1479) zur Stadt. Im Anfange des 16. Jahrhunderts erscheint die Familie Malovec als Besitzer von Winterberg, doch wurde die Herrschaft bereits unter Kaiser Ferdinand I. dem Ritter Peter Malovec confiscirt, und an den Herrn von Neuhaus verkauft. Diesem folgten im Besitze die Herren von Rosenberg, dann die Herren Novohradskij von Kolowrat, von denen Fürst Johann von Eggenberg

1) Siehe Skizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 3, Jahrgang IV. Heft 3.



die Herrschaft erkaufte, welche endlich im Jahre 1719 an ihre jetzigen Besitzer, die Fürsten zu Schwarzenberg durch Erbschaft überging.

Unter allen diesen rasch wechselnden Herrengeschlechtern blieb Winterberg von Kriegsstürmen und Katastrophen, wie sie über das nahe Prachatitz hereinbrachen, gänzlich verschont, ja es zog aus dem Unglück dieser Schwesterstadt bedeutenden Vortheil. — Bereits im 14. Jahrhundert begannen nämlich die Winterberger mit neidischen Augen auf die durch den Salz- und Malzhandel auf dem goldenen Steige stets mehr und mehr erblühende Größe Prachatitz blickend, ihre Versuche, eine Abzweigung des goldenen Steiges nach Winterberg zu leiten, und daselbst eine selbständige Salzniederlage zu errichten. Den hierüber zwischen diesen Städten, beziehungsweise deren Herren: dem Probste von Wysehrad und dem Herrn Hamus Kaplir von Sulevic entstandenen Streit entschied zwar König Wenzel i. J. 1404 zu Ungunsten der Winterberger; diese aber gaben deshalb ihre Sache nicht verloren, und als i. J. 1420 Prachatitz von Zizka erobert und zerstört wurde, und der Handel von Passau dahin, durch diese Katastrophe, so wie die Raubzüge des Habart von Lopata, der auf der den goldenen Steig beherrschenden Burg „Husa“ haufte, einen empfindlichen Stoß erhielt, benützten dieselben die günstige Gelegenheit so gut, daß eine Abzweigung des goldenen Steiges nach Winterberg entstand, und daß gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts daselbst eine Salzniederlage sich befand. — Damals scheint überhaupt die Blüthezeit der Stadt Winterberg gewesen zu sein, denn es bestand hier im Jahre 1484 eine Buchdruckerei, von deren Erzeugnissen sich einige im Museum zu Prag befinden. Sobald sich aber Prachatitz von dem erlittenen Schlage wieder zu erholen anfang, riß es auch wieder den Salzhandel an sich; die Salzniederlage zu Winterberg wurde aufgehoben, der dahin führende Zweig des goldenen Steiges vorödete und verschwand endlich so, daß kaum noch Spuren seines Zuges gefunden werden können. — Das Dörfchen Salzweg an der passauer Straße am Abhange des Kubani gelegen, dürfte vielleicht die Richtung des einstmaligen goldenen Steiges bezeichnen.

Das heutige Winterberg, ein stilles Gebirgsstädtchen mit beiläufig 2300 bis 2500 Einwohnern, ist, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen, gleich dem nahen Prachatitz eine gesunkene Größe, wenn gleich sein Fall kein so tiefer genannt werden kann, da es bei weitem nie die Bedeutung Prachatitz's erlangt hatte.

In Folge ihrer Lage an dem Bergabhang hat die Stadt durchaus abschüssige, ja steile Gassen, und selbst der ziemlich geräumige Ringplatz bildet eine stark geneigte schiefe Ebene, an deren östlicher tiefter Seite sich die im gothischen Styl, angeblich im Jahre 1365 erbaute Pfarrkirche befindet, welche jedoch mit der wahrscheinlich nicht viel früher gegründeten prachatitzer Pfarrkirche keinen Vergleich aushält. Auch mittelalterliche Bauten oder sonstige Überreste der Prachtliebe oder der Geschmacksrichtung der Vorfahren hat Winterberg bei weitem nicht so viel aufzuweisen, wie Prachatitz. Nur am oberen Ende des Ringplatzes an der südlichen Häuserreihe gibt es einige Gebäude, welche durch ihre Bauart ihr Alterthum verrathen, und durch ihre Größe von dem Reichthum ihrer Erbauer Zeugniß ablegen. Auf einem dieser Häuser ist das ovale Bild eines geharnischten Ritters zu Pferde, mit der Umschrift: Peter Wok, Gubernator des Hauses Rosenberg. <sup>1)</sup> Auf einem zweiten Hause befindet sich — ebenfalls ohne Jahreszahl — ein wohl erhaltenes Wappen, eine goldene Krone in grün-roth-weiß gestreiftem Felde. Darüber ein Ritterhelm mit geschlossenem Visir und Federschmuck, und daneben, beinahe in unmittelbarer Verbindung mit dem Wappen, die heilige Angela. Wessen dieß Wappen sei, darüber konnten wir in Winterberg nichts Bestimmtes erfahren, und müssen daher die Beantwortung dieser Frage geübteren Heraldikern überlassen. — Auch ein auf einem unweit davon gelegenen Hause befindliches Bild „Unserer

1) Es befindet sich zwar bei diesem Bilde keine Jahreszahl; nachdem jedoch Peter Wok von Ro-



lieben Frau vom guten Rath“ scheint älteren Ursprungs zu sein, dagegen dürften mehre Madonnenbilder und Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, sämmtlich am Ringplatz, und ein in einer Seitengasse befindlicher, beinahe die ganze Hauswand einnehmender hl. Hubertus, welcher vor dem Kreuze zwischen den Geweihen des Hirsches auf den Knien liegt, einer spätern Zeit angehören.

Gegenwärtig besitz Winterberg eine Bedeutung nur durch den Umstand, daß sich die angrenzenden Gebirgsbewohner mit ihren Bedürfnissen von daher versorgen, — hauptsächlich aber durch die einen europäischen Ruf genießende Glasfabrik, Adolfs oder Adolfschütte. — Diese wurde im Jahre 1816 von dem Glasmacher Johann Mayer gegründet, und trägt ihren Namen zu Ehren des jetzigen Besitzers von Winterberg, des Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg. — Die Fabrik befindet sich jetzt im Besitz der Firma Meyers Nefte (Herr Wilhelm Kralik), welchen auch die Glasfabriken Eleonorenhain, Ernstbrunn, Franzensthal und Kaltenbach gehören,<sup>1)</sup> und obwohl der Hauptsitz der ganzen Unternehmung sich in Eleonorenhain befindet, so beschäftigt doch die Glashütte Adolfs eine sehr bedeutende Anzahl von Arbeitern, als Glasbläser, Schleifer, Polirer, Maler, Graveure, ungerchnet die Packer und sonstigen Hilfsarbeiter. Die weitläufigen Fabriksgebäude liegen theils gleich unterhalb der Stadt an beiden Ufern der Wolinka, theils etwas weiter unten in dem bereits erwähnten Annathal.

Interessant ist das rege Leben, welches eine Glashütte von der Bedeutung der Adolfschütte entfaltet. — Hier wird Holz, welches auf der Wolinka vom Gebirge herabgeschwemmt wird, ausgeländet; dort werden Kieselstücke geglüht und durch Ablösung im kalten Wasser so mürbe gemacht, daß sie zerstampft und zu einem ziemlich feinen Pulver gemahlen werden können. Aus den Dachöffnungen jenes großen Holzgebäudes qualmt Rauch; es ist die eigentliche Glashütte. Um den Glasfurnen herum, durch die aus den Arbeitslöchern<sup>2)</sup> strahlende Gluth beleuchtet, stehen die Glasbläser mit ihren Hilfsarbeitern. Die Pfeife oder das Blasrohr taucht der Glasbläser in die geschmolzene Glasmasse, und in überraschend schneller Zeit entsteht aus dem weißglühenden unförmlichen Klumpen, durch Blasen und Schwenken in der Luft, eine längliche Blase; während sie nun der Gehilfe übernimmt und beständig herumdreht, gibt ihr der Glasbläser mit einer Zange die nöthige Form und sprengt sie durch eine Berührung jener Stelle, wo sie am Rohre festsißt, mit kaltem Eisen ab, worauf das Gefäß in den Kühltischen kömmt. — Hohlgläser mit mannigfach gebogenen und ausgebauchten Oberflächen werden mittelst Formen erzeugt, in welche die weiche Glasmasse durch Aufblasen an die innere Wandung der Form gedrückt wird, und so deren Gestalt vollständig annimmt. — Große auf beiden Seiten geschlossene Hohlzylinder erregen unsere Aufmerksamkeit; wir werden belehrt, dieß sei Tafelglas; die beiden Klappen werden abgelöst, und der Cylinder in seiner ganzen Länge dadurch aufgesprengt, daß man mit einem glühenden Eisen über ihn hinfährt. — Im Streckofen werden dann diese Cylinder vollständig geöffnet und geebnet.

Wir wenden uns nun zu den Schleifmühlen, die gewöhnlich mit Wasserkraft betrieben werden; die Werkzeuge, wodurch die Schleifer, welche wohl selten eine Vorbildung genossen haben, den prächtigen Schliff der in den Läden der Hauptstädte ausgestellten Schaustücke hervorbringen, sind bloße Schleifscheiben von verschiedener Größe und Material, und die Thätigkeit des Arbeiters besteht in bloßem

senberg die Subernatur, d. i. die oberste Leitung aller Angelegenheiten des Hauses Rosenberg, nach dem im Jahre 1592 erfolgten Tode seines Bruders Wilhelm von Rosenberg übernahm, und mit seinem im Jahre 1611 erfolgten Ableben sein Geschlecht erlosch, so muß als Entstehungszeit seines Bildes die Zeit von 1592—1611 angenommen werden. A. d. B.

1) Siehe Skizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 2, am Moldanursprung, Jahrgang III., Heft 6.

2) So nennt man die Oeffnungen im Schmelzofen, durch welche der Arbeiter zu dem Gefäß mit der geschmolzenen Glasmasse, dem sogenannten Glashafen gelangt. A. d. B.



Andrücken des zu schleifenden Glases an die Schleifscheibe, verbunden mit den entsprechenden Drehungen und Wendungen; kaum traut man seinen Augen, wenn man mit so einfachen Mitteln einen gewöhnlichen Arbeiter in überraschend kurzer Zeit die prachtvollsten Gläser erzeugen sieht. Lange Übung und Aufmerksamkeit haben den Sohn des Waldes zu einem Künstler in seinem Fache gemacht.

In besonderen Localitäten befinden sich die Glasmaler, welche je nach der herrschenden Mode die Glasgefäße mit verschiedenen Malereien versehen müssen, und unter welchen sich hie und da ausgezeichnete Kräfte finden. Die Adolfschütte feuert nur mit Holz, obwohl der Preis desselben fortwährend im Steigen begriffen ist, und obwohl jede noch so geringe Steigerung bei einem jährlichen Holzverbrauch von 4000 Mastern in runder Zahl sich fühlbar macht; — Steinkohlen werden durch die weite Zufuhr zu sehr vertheuert, und es sind auch die Glasöfen und Glashafen zur Steinkohlenfeuerung nicht eingerichtet. Die Fabrik erzeugt vorwiegend Krystallglas von vorzüglicher Feinheit und Reinheit, und wir sahen Hohlgläser kleineren Rauminhaltes dünn wie Eierschalen. — Die Adolfschütte verbreitet den Ruf des böhmischen Glases über den größten Theil von Europa, und selbst nach Amerika, und zählt unter ihre Abnehmer unter Andern auch den König Victor Emanuel und den Kaiser Maximilian von Mexico. Die zum Tafelservice des Letzteren gehörigen Gläser sind aus prachtvollem Krystallglas, jedoch ganz einfach, ohne irgend eine andere Verzierung als dem kaiserlichen Namenszuge und der Krone. Nicht unerwähnt kann bleiben, daß hier auch Humpen und andere alterthümliche Trinkgefäße aus grünlichem Glase, und mit bunten Figuren, Wappen und Sprüchen bemalt, in großer Zahl erzeugt werden. — Mancher Sammler von derlei Antiquitäten und mancher Beschauer von derartigen Sammlungen mag sich vielleicht in Phantasien ergehen, wie viel mannhafte Ritter sich aus einem Humpen gelabt haben, der erst vor kurzer Zeit unter den kunstfertigen Händen der Arbeiter der Adolfschütte entstand.

In sprachlicher Beziehung bietet Winterberg ein ähnliches Interesse wie Prachatitz; es liegt an der deutschen Sprachgrenze. Dieselbe geht beiläufig im winterberger Amtsbezirke über Köllne, Scheiben, Gansau, Winterberg, Rabitz, Kresane, biegt dann stark westlich auf Paseken und Planic zu, wo sie in den bergreichensteiner Bezirk übertritt; eine scharfe Scheidung der zwei Sprachen ist auf der ganzen Linie nirgends vorhanden, da es viele Leute gibt, die beider Sprachen mächtig sind, und einzelne böhmische Familien dieß- und jenseits der Grenze wohnen. — Winterberg selbst ist so wie Prachatitz eine deutsche Stadt, obwohl viele von der Bevölkerung auch böhmisch kennen und auch die sonstigen Verhältnisse jenen in Prachatitz<sup>1)</sup> ziemlich ähnlich sind. Das Deutschthum hat hier jedoch früher Wurzeln gefaßt, als dort; darauf deutet nicht bloß die Umschrift um das Bildniß Peter Woks von Rosenberg, die aus einer Zeit stammt, wo in Prachatitz noch keine deutsche Aufschrift nachweisbar ist, sondern auch noch andere Umstände.

So sind die Grundbücher der ehemaligen Herrschaft Winterberg schon seit dem Jahre 1665 deutsch, und die Grundbücher der Stadt beginnen ebenfalls seit diesem Jahre deutsche Urkunden aufzuweisen, bis im Jahre 1676 die böhmischen Urkunden ganz verschwinden. Auch in dem Memorabilienbuche der Stadt Winterberg — so wird nämlich eine beim Grundbuchsamte befindliche Sammlung von Privilegien und Schenkungsurkunden genannt — erscheinen schon im Jahre 1641 deutsche Urkunden eingetragen. Im winterberger Schloßarchiv befinden sich „Urbanen der Herrschaft Winterberg“, welche seit der Schlacht am weißen Berge in deutscher Sprache geführt sind, ferner Aufzeichnungen über den 30jährigen Krieg ebenfalls bereits in deutscher Sprache. — Am spätesten fand diese in den Matriken Eingang, welche bis zum Jahre 1770 in lateinischer und erst von da an

1) Siehe Skizzen aus dem Böhmerwalde Nr. 3, Prachatitz. Jahrgang IV, Heft 3.



in deutscher Sprache geführt wurden. — Hieraus könnte man schließen, daß in Winterberg bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also 50 — 70 Jahre früher als in Prachatitz, das Deutschthum ein entschiedenes Übergewicht erlangte. Was die nächste Umgebung Winterbergs betrifft, so sind die nördlich und östlich gelegenen Dörfer böhmisch, die südlich und westlich befindlichen deutsch; doch kommt auch hier wie in der Umgebung von Prachatitz der Fall vor, daß jetzt ganz deutsche Ortschaften auch eigene böhmische Namen haben, z. B. Salzweg Solná lhotá, Klösterle Klásterec, Glashütten, Sklar u. s. w.

Mit Winterberg ist so ziemlich auch das ganze Wolinkathal bis zu seinem Ende durchwandert, denn nicht weit oberhalb der Stadt vereinigen in rascher Aufeinanderfolge der Ernstbergerbach oder Kubanibach, der Helmbacherbach und der Brenntebach ihre Gewässer und bilden die Wolinka, von der wir nun, nachdem wir sie an ihrer Wiege besucht, Abschied nehmen. L.....r.

## M i s c e l l e n.

### Graslitz im Jahre 1821.

Eine ganz eigene historische Individualität unseres Landes ist das Erzgebirge. Auf den unwirthlichen Höhen dieses Gebirges kämpft eine zahlreiche deutsche Bevölkerung schon seit Jahrzehnden mit der Ungunst der Verhältnisse, die sie umgeben. Der steinichte Boden ist nicht im Stande, die dichte Bevölkerung, die sich auf dem Rücken des Gebirges angesiedelt hat, zu ernähren, der Bergbau, der das Erzgebirge colonisirte, ist längst verödet und durch die großartige Veränderung, welche die Industrie in unserem Jahrhunderte erfahren hat, sind auch jene Erwerbszweige, welche wie das Spizenklöppeln die arme Bevölkerung ernährten, allmählig in Verfall gerathen. Die Noth ist daher ein nicht seltener Gast in diesen Gebirgen geworden und in harten Wintern, wenn aller Erwerb darniederliegt, wandelt wohl auch das Gespenst des Typhus durch die überfüllten Ortschaften und sammelt seine Opfer.

Das Erzgebirge hat einst bessere Zeiten gesehen; seine goldenen Tage erlebte es aber im 16. Jahrhundert. Damals war das Erzgebirge das Californien Deutschlands. Der Ruf von dem Reichthume seiner Gruben lockte damals Tausende von deutschen Bergleuten in diese Berge. Wohin früher der Jäger kaum seinen Fuß gesetzt, ließ sich der Bergmann nieder. Die Art lichtete die Wälder; um die Gruben entstanden Hütten und wie sich ihre Zahl vermehrte, wurde die neue Ansiedlung zu einer Bergstadt erhoben und mit den üblichen Bergfreiheiten begnadigt. Innerhalb einer Generation wuchsen in einer Höhe von mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche eine ganze Reihe von Bergstädten empor, von denen Joachimsthal allein mehr als 12.000 Bergleute in seinen Werken beschäftigte.

Heute sind die Stollen verfallen, die Schmelzhütten verschwunden und nur die zahlreichen Halben, die wie große Maulwurfsbauten an den Abhängen der Berge emporragen, geben Zeugniß von jener Zeit, wo Tausende von Händen diese Berge durchwühlten, die Schmelzöfen rauchten und zahlreich Poch- und Hammerwerke die Gegend belebten.

Eine der ältesten Ansiedelungen des Erzgebirges ist die Stadt Graslitz. Sternberg erwähnt aus Königs Archiv eine Urkunde, nach welcher König Přemysl Otokar II. schon 1272 an Heinrich den älteren, Herrn zu Plauen, das Schloß Grelitz (Graslitz) sammt allen Gold- und Silber- und anderen Bergwerken, welche auf den Gründen dieses Schlosses gefunden werden sollten, als Eigenthum verliehen haben soll. So viel ist gewiß, daß Graslitz bereits im Jahre 1370 von Karl dem IV. zu einem Bergstädtchen erhoben und der Stadt Elbogen in allen Rechten und Privilegien gleichgestellt wurde. Die Blüthezeit des Graslitzer Bergbaus fällt jedoch in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts; gegen 2000 Bergleute, Schmelzer und Köhler und mehr als hundert Steiger und Schichtmeister waren zu jener Zeit



bei dem Bergbau beschäftigt. In dem Heinrichsgrüner Schlosse, das dem Grafen Nostitz gehört, ist ein großes figurenreiches Oelgemälde aus jener Zeit, auf welchem der Graslitzer Bergbau, wie er in seiner Blüthezeit sich darstellte, abgebildet ist. Durch den dreißigjährigen Krieg und das Religionsedict vom J. 1627, in Folge dessen ein sehr großer Theil der protestantischen Bürger auswanderte, verödete auch hier der Bergbau und wenn derselbe in späterer Zeit hie und da noch aufflackerte, so siechte er doch bedeutungslos hin, bis in diesem Jahrhunderte die Arbeiten völlig eingestellt wurden. Während aber andere erzgebirgische Bergstädte durch den Verfall ihres Bergbaus völlig verödeten und zur Unbedeutendheit herabsanken: ist Graslitz immer noch ein volkreicher Ort geblieben und für einen weiten Umkreis der Mittelpunkt der erzgebirgischen Industrie geworden. Dieses günstigere Geschick verdankt Graslitz einzig und allein seiner glücklicheren Lage. Da es im Erzgebirge fast ausschließlich der Bergbau war, welcher die Ansiedelungen hervorrief, so wurde bei der Anlage von Ortschaften nicht überall auf die hierbei sonst maßgebenden Lebensbedingungen Rücksicht genommen. Man sah nur auf die Nähe der Gruben. Man baute sich auf dem Scheitel der Berge an, obwohl ganz in der Nähe ein Thal, eine Niederung einen viel passenderen Wohnplatz geboten hätte, von dem aus die Communication mit den benachbarten Orten weniger erschwert gewesen wäre und man behalf sich mit Grubenwasser, wenn auch anderwärts ein natürlicher Bach zur Niederlassung einludete. So erklärt sich die eigenthümliche Erscheinung, die jeden Fremden überrascht, daß die Ortschaften im Erzgebirge größtentheils an dem Rücken eines Berges kleben, oft in einer Meereshöhe, wo im Riesengebirge oder im Böhmerwalde längst aller menschliche Anbau aufhört. Nach dem Verfälle des Bergbaus waren diese Orte auf bloße Hausindustrie angewiesen. Die große Industrie suchte sich Orte auf, die zugänglicher waren und in den Weltverkehr leichter einbezogen werden konnten. Je mehr in unseren Tagen die Großindustrie die Hausindustrie überflügelte und verdrängte, desto mehr mußten jene von dem Weltverkehr abgeschiedenen Bergstädtchen des Erzgebirges veröden und verarmen. Unter viel günstigeren Verhältnissen entwickelte sich Graslitz. Graslitz liegt im Thale, 1605' über der Meereshöhe; ein starker Bach, die Zwoda, durchrauscht das Thal und bildet mit dem Silberbache und Schwaderbache, die sich innerhalb der Stadt in die Zwoda ergießen, eine reiche Fülle von Wasserkraft, die bereits im 16. Jahrh. die zahlreichen Kupferhämmer und Pochwerke des damaligen Bergbaus getrieben hat. Als daher die Kupfergruben des nahen Eiben- und Grünberges verödeten: siedelte sich an den Ufern der Bäche im Thale die Industrie an. Die Kupferhämmer und Schmelzwerke wurden in Mühlen und Fabriken verwandelt, an die Stelle der Bergherren traten zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Schleherren, welche, wie Friedr. Stark und Philipp, Ignaz und Anton Dohauer in Graslitz oder Poppa in Silberbach, die Baumwollweberei im Großen betrieben und ihre Erzeugnisse in alle Länder Europas versendeten, und in diesem Jahrhunderte die Füll- und Mullfabrikanten und die Spinnereibesitzer, von denen die letzteren in Graslitz allein an 600 Personen beschäftigten. Trotz den veränderten Verhältnissen hat daher Graslitz seit dem vorigen Jahrhunderte eine stete Zunahme der Bevölkerung aufzuweisen. Im J. 1770 bestand Graslitz aus 604 Häusern, gegenwärtig zählt dasselbe deren 639. Während Joachimsthal, das im 16. Jahrhunderte zur Zeit seiner Blüthe über 20.000 Einwohner zählte, im J. 1851 bis auf 4626 und im J. 1857 bis auf 4499 Einwohner herabgesunken war: hat sich Graslitz in derselben Zeit von 4822 bis auf 6281 Einwohner gehoben. Im J. 1821 zählte es noch 4090 Seelen.

In der Bibliothek unseres Vereins befindet sich ein Manuscript „Topographie von Graslitz aus dem J. 1821“, das aus der Feder des im J. 1851 verstorbenen Graslitzer Wundarztes und Apothekenbesizers Dohauer herrührte und dem Vereine von dem stiftenden Mitgliede Hrn. Richard Dohauer geschenkt wurde. Joh. Florian Dohauer war am 17. Mai 1788 in Graslitz geboren. Er machte seine Studien in Eger und



Prag und practicirte in Wien, wo er im allgemeinen Krankenhause als Secundärarzt angestellt wurde. Auf dem Schlachtfelde zu Wagram, wo er inmitten der großen Gefahren den verwundeten Kriegern Hilfe brachte, zeichnete er sich dermaßen aus, daß er mit der Leitung einer Militär-Spitalsabtheilung in Wien betraut wurde und diesen Posten auch während der Occupation Wiens durch die Franzosen behielt. Nach der Schlacht bei Kulm wurde er nach Prag gesendet, um in dem dort errichteten russischen Feldspital thätig zu sein. Auch hier erwarb er sich die allgemeine Liebe und die Achtung unter seinen Kranken, so daß er von den höheren Officieren mehrfach aufgefordert wurde, unter glänzenden Bedingungen in russische Dienste zu treten. Allein Dokauer war ein echter Sohn des Erzgebirges. Die Liebe zu seiner Heimat, die Sehnsucht nach den lieben Bergen überwog die glänzendsten Aussichten, welche die Ferne ihm bieten konnte. Sobald sein Beruf es gestattete, kehrte er nach Graslitz zurück, ließ sich in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder und verehelichte sich noch in demselben Jahre mit Anna Maria Köhler (geboren 3. November 1790), aus welcher Ehe ihm zwei Söhne, Adolph und Richard, entsprossen. Der Beruf eines Arztes ist in dem Erzgebirge ungemein beschwerlich; oft muß der Arzt stundenweit auf ungebahnten Wegen in eine einsame Berghütte wandern und findet dort den Kranken von allem entblößt, ohne jede Pflege, ja selbst ohne genügende Nahrung. Dokauer erfüllte seinen Beruf mit größter Gewissenhaftigkeit und hatte sich bald eines ausgezeichneten Rufes selbst in dem benachbarten Sachsen zu erfreuen. Dabei nahm er auch an den Angelegenheiten seiner Vaterstadt ein reges Interesse und bekleidete eine lange Reihe von Jahren das Ehrenamt eines ersten ungeprüften Magistratsrathes in derselben. Ein herber Schlag traf den Mann, als ihm i. J. 1843 am 14. Juni seine Gattin durch den Tod entrißen wurde; seit dieser Zeit war der lebenslustige Mann, der er stets gewesen, nicht mehr an ihm zu erkennen. Nur die Freude, die er an seinen beiden Söhnen erlebte, war ihm ein Trost in den letzten Tagen seines vereinsamten Lebens. Der älteste Sohn, Adolph Dokauer (gest. zu Prag im J. 1856), der die Apotheke in Graslitz übernommen hatte, wurde im J. 1848 zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Der jüngere, Richard Dokauer, Großhändler in Prag, ist gegenwärtig Vicepräsident der Prager Handelskammer und Landtagsabgeordneter, einer der thätigsten Verfechter der deutschen Sache in Böhmen.

Das Manuscript, das uns Joh. Florian Dokauer hinterlassen hat, bietet ein anschauliches Bild der Stadt Graslitz aus dem J. 1821 und setzt uns in den Stand, den Aufschwung zu ermessen, den Graslitz in dieser Zeit genommen hat. Es sei gestattet, nur einiges daraus hervorzubeben. An Fabriken bestanden damals: die Starkische k. k. privilegirte Zitz- und Cotton-Fabrik, welche an 180 Menschen täglich beschäftigte, die Köhlerische Mouffelinfabrik und die Kühnel'sche Druckerei mit 12 Tischen, welche 40—50 Menschen Beschäftigung bot. Sechzehn Spitzenhändler kauften die Waaren von den zahlreichen Klöpplerinnen, für welche zwei Klöppelschulen (jede mit 18 bis 20 Lehrlingmädchen) errichtet worden waren. Einen Hauptzweig der Graslitzer Industrie bildete damals schon die Instrumentenfabrikation, deren Erzeugnisse durch 14 Instrumentenhändler in alle Welt versendet wurden. Die Straßen der Stadt waren noch nicht gepflastert und ohne Abzugsgräben, so daß man an regnerischen Tagen und im Frühjahr nur mühsam durch die stehenden Kothlachen waten konnte. Es befanden sich nur 2 Gasthäuser in der Stadt, das bürgerliche Rathhaus und das Herrenhaus; gegenwärtig gibt es deren drei und außerdem noch die vorzügliche Restauration der Frau Elisabeth Hamm, welche an Sonn- und Feiertagen nicht selten von ganzen Gesellschaften aus Sachsen besucht wird.

Die Einnahmen der Stadt betragen bloß 4500 fl. W. W. Den größten Fortschritt aber zeigt Graslitz auf dem Gebiete des Schulwesens. Im J. 1821 besaß Graslitz nur ein ärmliches einstöckiges Schulgebäude, mit zwei ebenerdigen Lehrzimmern, während der erste Stock von 2 Lehrern bewohnt war. In dieser Schule sollten die 600 schulfähigen Kinder von drei Lehrern unterrichtet werden.



Gegenwärtig ist das Schulgebäude (erbaut im J. 1850) das schönste Gebäude des ganzen Ortes; die Schule zu einer vierklassigen Hauptschule erhoben, und mit derselben in jüngster Zeit auf Anregung und unter Subvention des Herrn Richard Dogauner eine Musikschule verbunden worden, welche auf die Hebung der Graslitzer Instrumentenfabrikation den günstigsten Einfluß ausüben wird. —

Auch die Umgebung von Graslitz hat sich seit dem J. 1821 wesentlich verändert. Die alten, gefährvollen Bergstraßen, auf denen das schwere Fuhrwerk oft in schwindelnder Höhe hinschwankte, sind beseitigt und Graslitz durch schöne Straßen mit Karlsbad und Falkenau, wie mit der sächsischen Eisenbahnstation in Verbindung gebracht worden. Die Räume, die sich am Fuße des Hausberges längs des Silberbaches hinziehen, waren im J. 1821 noch völliger Waldboden, mit großen Steinen und Haidekraut bedeckt; gegenwärtig sind sie größtentheils in prachtvolle Wiesen umgewandelt worden, welche namentlich die Energie des Silberbacher Bürgermeisters, Herrn Martin Poppa, hingezaubert hat. Nur eins ist zu bedauern. Von dem Gipfel des sagenreichen Hausberges sind seither die Ruinen der alten Burg verschwunden, welche noch im J. 1821 zu sehen waren. Die Mauern derselben sind abgebrochen und die Steine zum Bau einer Fabrik am Fuße des Berges verwendet worden. Kein Mauerrest erinnert mehr an das feste Schloß, auf welchem die mächtigen Bergherren in dunkler Vorzeit hier gehaust haben.

### Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bauern in der Iglauer Gegend.

Die deutsche Sprachinsel, welche sich von Iglau aus in das östliche Böhmen hinein zieht, beherbergt einen kernigen Menschenstamm, der mitten in der tschischen Umgebung seinen alten Sitten und Gebräuchen seit Jahrhunderten treu blieb und seine Ursprünglichkeit nicht einmal durch die große Stadt sich rauben ließ, welche sonst gewöhnlich der Tod aller Eigenthümlichkeiten zu sein pflegt. Die Tracht, mit der sie Sonntags nach der Stadt zur Kirche kommen, ist recht malerisch; sie besteht bei den Männern aus einem schwarzen Spenser, einem Gilet und kurzen, enganliegenden ledernen Bein Kleidern, die in den hohen, bis über die Kniee hinauf zu ziehenden Stiefeln stecken. Auf dem Kopfe sitzt ein meist grünes Käppchen, über welches bei feierlichen Gelegenheiten der große, breitkrämpige Hut aufgesetzt wird, der nebst dem bis zur Ferse reichenden Tuchmantel die Festtagskleidung bildet. Ungleich schöner ist der Anzug des weiblichen Geschlechts. Den Kopf ziert ein buntes, langes, eigenthümlich geschlungenes Tuch, das in einen langen, die Zöpfe einhüllenden Zipfel ausgeht, der weit über den Rücken hinunter reicht; den Oberkörper umschließt ein enges Nieder aus Seide, in die große, meist rothe und blaue Blumen von Gold und Silber eingewirkt sind. Die beiden Seitentheile werden mit Rosaschleifen zusammen gehalten, die über den Busen gebunden sind und schön abstechen gegen das weiße, sorgsam gefältelte Hemd, das mit einer Spitzenkrause versehen ist und kurze, gleichfalls mit geklöppelten Spitzen verzierte Ärmel besitzt. Frauen, die Kinder haben, tragen zwischen diesen Kreuzschleifen einen von demselben Stoffe, wie ihr Nieder gemachten sogenannten „Bund“ und unterscheiden sich dadurch von den Mädchen. Von der Taille, welche bei dieser Tracht recht hübsch hervortritt, fallen dann die weiten gesteihten Röcke, die bis zur halben Wade reichen, in schweren Falten hinunter; die Farbe des obersten Rockes ist stets blau und steht von den hellrothen Strümpfen recht hübsch ab. Die Schuhe sind meist mit Schnallen versehen. Bei kälterem Witterung wird über diese Kleidung noch ein brauner stark wattierter Tuchspenser angezogen und ein, fast den ganzen Körper einhüllendes, über den Kopf geschlagenes Tuch umgeworfen.

Von den Sitten und Gebräuchen sind wohl keine so charakteristisch, als die bei Hochzeiten vorkommenden, da die Hochzeit den bedeutendsten Lebensabschnitt bildet und die Gründung eines Hauses, die Entlassung aus dem bisherigen Familienverbande und die Erlangung der Selbständigkeit sich tief einprägen und von



selbst Formen hervorrufen, welche durch alle Geschlechter unverändert sich fortpflanzen oder die doch nur geringe Modificationen im Laufe der Zeiten erfahren. Daß es aber außerordentlich wichtig in historischer und ethnographischer Beziehung ist, die bei so wichtigen Lebensereignissen vorkommenden Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden zu sammeln, liegt auf der flachen Hand, denn derlei Gebräuche gestatten eine tiefe Einsicht in den Kulturgrad eines Volkes und namentlich hat der Deutsche, dessen ganze Existenz auf dem gemüthlichen Familienleben aufgebaut ist, und der sich hier sein volles nationales Bewußtsein bewahrte, während er es hie und da leider in Ungunst der Zeit einbüßte, — ein Recht und sogar eine Pflicht auf diese Forschung. Versetzen wir uns nun in ein Hochzeitshaus! Die Heirathsabrede ist längst geschehen, Mitgift und Morgengabe in volle Ordnung gebracht; die Braut hat in der Zwischenzeit recht Acht gegeben, ja keinen Spiegel zu zerschlagen — denn welches Mädchen von diesem Unglücke betroffen wird, das wird dem Volksglauben nach neun Jahre lang nicht heiraten —, kurz der Tag der ehelichen Verbindung ist angebrochen. Gewöhnlich ist es ein Dienstag, wie bei den Bauern in der Tepler Gegend <sup>1)</sup> — denn dieser Tag bringt den Brautleuten Glück. Auch wird viel auf die Witterung gesehen und daraus allerlei prophezeit. Ist der Tag schön, so ist auch die Ehe ungetrübt; ist es regnerisch, so liefert dies den Beweis, daß die Braut die Töpfe austrakte. Derselbe Glaube herrscht bei den Bauern um Landskron <sup>2)</sup> und ist noch ein Ueberbleibsel aus der uralten Heidenzeit, in welcher ja die meteorologischen Erscheinungen gleichfalls eine große Rolle spielten. Die Hochzeitsgäste versammeln sich im Hause der Braut. In der größten Stube ist alles beisammen, auch der Bräutigam und die „Kranzjungfern“. Je mehr Kranzjungfern eine Braut besitzt, desto größer ist deren Ehre, wie bei den Bräuten in der mährischen Wallachei <sup>3)</sup> und desto größer ist der Wohlstand, den sie entweder mitbringt oder antrifft. Die Braut selbst aber befindet sich in ihrer Kammer und hat die Aufgabe, zu weinen und zu jammern, wobei sie gelegentlich von ihren ab- und zugehenden Freundinnen unterstützt wird. Die Bedeutung dieser Schmerzäußerung ist wohl darin zu suchen, daß sie von der Jungfrauenchaft und nebenbei auch von ihrem bisherigen Familienkreise Abschied nimmt. Je mehr sie heult und weint, desto größere Ehre ist es für sie und die Ihrigen. Während dieser Trauerscene in der Brautkammer, finden in der großen Stube die obligaten Spässe statt. Hier ist der Hochzeitbitter, Plampac genannt die eigentliche Seele der Gesellschaft. Er trägt, um sich vor den andern auszuzeichnen, so wie der Druschba (Brautführer) einen Hut, auf dem sich ein, aus Gold- und Silberfäden gemachter Blumenstrauß befindet und einen zweiten ähnlichen im Knopfloche, auf dieselbe Weise, wie wir es bei den Hochzeiten der schwäbischen Bauern finden. Dieser Plampac hat die Aufgabe, die Gesellschaft zu unterhalten, darauf zu sehen, daß ja im Gespräche keine Stockung eintrete — bei welcher Gelegenheit man sagt, daß ein Engel durch's Zimmer fliege — er hat immer einen Witz in Bereitschaft zu halten, darf um keine Antwort verlegen sein, und muß die Neckereien, mit denen er überhäuft wird, geschickt abzuwehren wissen. Nebenbei oder vielmehr hauptsächlich muß er die offiziellen Ansprachen in Versen und Reimen zu geben wissen und versteht auf solche Art das Geschäft der Spruchspracher oder Pritschmeister des XVI. Jahrhunderts, die ja auch bei allen Festen und Felerlichkeiten ihre Gedichte hersagten oder selbst improvisirten. Man hat vielleicht in der deutschen Literaturgeschichte zu wenig Gewicht auf die poetischen Erzeugnisse dieser Leute gelegt, wohl auch zum Theile deshalb, weil sie häufig im Dialekte ihrer Gegend sprachen, aber wir finden, wenn auch mitunter in einer fast ungenießbaren Form, nicht selten geistreiche oder witzige Apercüs, wie sie in den Meistergesängen der damaligen Zeit und deren zumstimmigen Correktheit fast gar nicht vorkommen.

1) Bauernhochzeit in der Tepler Gegend von A. Thurnwald. Mittheilungen III. Nr. 1. pag. 12.

2) Grohmann: Aberglauben und Gebräuche I. 119.

3) Kulda, Aberglauben und Gebräuche in der Mähr. Wallachei. Brünner Sectionsschriften IX. 129.



Unsere Plampacé nun sind die Nachkommen jener Pritschmeister und besitzen alle Tugenden und Fehler derselben. Uebrigens haben sie das Gute, sich nichts auf ihre höheren Kenntnisse und ihr, von den Alvordern überkommenes Wissen einzubilden, sondern sich nach dem schönen Spruche: „Die Kunst geht nach Brot“ zu richten und sind als Bewahrer der alten Gebräuche für uns und unsere Zeit historisch wichtig. Dieser Plampacé nun kredenzt den Schnaps, für welchen nur ein einziges Glas vorhanden ist, aus dem zuerst der Bräutigam trinkt und das dann, immer von neuem gefüllt, die Runde um den ganzen Tisch macht. Von ihm wird auch der „Brautkuchen“ aufgetragen, von dem gleichfalls der Bräutigam das erste Stück nimmt und der dann zur beliebigen Bedienung der Einzelnen auf den Tisch gesetzt wird.

Der Genuß von Schnaps und Brautkuchen bildet das Frühstück, nach dessen Beendigung der Plampacé seine wohlgesetzte, zierliche Keimrede beginnt, indem er sich an die Hauptperson, den Bräutigam wendet. Die Bedeutung des versifizirten Sermons besteht darin, einerseits den Zweck und die Annehmlichkeiten, andererseits die Pflichten und Schwierigkeiten des Ehestandes zu zeigen. Hier hat nun der Plampacé die beste Gelegenheit, seinen Witz in's hellste Licht zu setzen. Gewöhnlich greift er auf die Ehe der ersten Menschen im Paradiese zurück, um daraus die Süßigkeit dieses Standes, den Gott selber einsetzte, zu beweisen. Die Pflichtenschilderungen sind gelegentlich eines bestimmten Falles, den ich zu hören Gelegenheit hatte, zum Theile an Fischart's „philosophisches Ehezuchtbüchlein“<sup>1)</sup>, zum Theile an „Weittenfelders Lobspruch des Weibes und Hairat's“<sup>2)</sup> erinnernd.

Gegen den Schluß der Rede zu verspricht nun der Plampacé, dem Bräutigam ein Bräutchen zu holen, mit dem er gewiß zufrieden sein solle, geht hinaus und kehrt bald darauf mit einem aus Silberfäden gewundenen, in seine Strahlen auslaufenden Geflecht zurück. Er erklärt abermals in Versen, dem Bräutigam, daß er ihm als Braut ein Täubchen fangen wollte, daß ihm aber beim Zumachen der Hand nichts als der Schweif dieses Vogels geblieben sei, eines Vogels, der als Sinnbild einer guten Ehe zu betrachten wäre und er sei bereit, diesen Taubenschweif dem Bräutigam zu überlassen. Natürlich muß der Letztere denselben um Geld auslösen und der Plampacé verspricht nun abermals, ihm um eine wirkliche und nicht bloß um eine symbolische Braut zu gehen. In der That kehrt er auch gleich darauf zurück und bringt ein kleines Mädchen mit sich, welches eben so wie die wirkliche Braut gekleidet ist und die hohe, aus Gold- und Silberflittern, Spiegelblumen u. s. f. gefertigte Krone auf dem Kopfe trägt. Er führt sie nun dem Bräutigam als dessen Braut auf und fragt sie, was sie denn eigentlich zu leisten im Stande wäre.“ Nachdem nun diese aufgezählt, daß sie waschen, kochen, spinnen, melken, die Wirthschaft versehen könne und gewiß ganz trefflich für eine Hausfrau taue, fordert der Plampacé den Bräutigam mit pffifem Blinzeln auf, zu erklären, daß er seine Sache gut gemacht und ihm die rechte Braut in's Haus gebracht habe? Dieser erklärt jedoch mit stummem Kopfschütteln das Gegentheil und muß sich die kleine Braut wieder mit Geld vom Halse schaffen. In der Tepler Gegend ist derselbe Gebrauch, jedoch durch ein altes Weib dargestellt, in Übung. Jetzt erst geht der Plampacé in's Brautgemach und holt die wirkliche Braut, die ihm, begleitet von allen Kranzjungfern, widerstrebend und mit Heulen und Weinen folgt. Beim Eintritt in die große Stube muß sie trachten, ihren Bräutigam früher zu erblicken, als dieser sie gewahr wird, weil sie dann die Herrschaft in der Ehe über ihren Mann erhält. Wird sie nun endlich nach langem Zureden ruhiger, so beginnt neuerdings ein Sermon des Plampacé, wo nun der Braut die Pflichten vorgehalten werden, welche sie im Ehestande zu erfüllen hat, wo die beiden neu zu Vermählenden zur Eintracht und gegenseitigen Nachgiebigkeit ermahnt und aufmerksam gemacht werden, wie viel sie ihren Eltern, von denen sie jetzt scheiden, zu verdanken hätten. Hiemit endet die Rede und die

1) Aus 1578.

2) Herausgegeben von Haydinger Wien 1861.



beiden Brautleute knien nun zu den Füßen ihrer Eltern oder deren Stellvertreter nieder, danken ihnen für Alles und bitten sie um ihren Segen auf dem neuen Lebenswege. Während nun die Eltern oder deren Vertreter den Segen ertheilen, werden alle Thüren des Hauses und Gehöftes geöffnet und den Armen, die sich einfanden, fortwährend Brot ausgetheilt, die Spielleute fangen an zu blasen und zu gesen, nicht selten werden auch Pistolen abgeschossen und dann geht es in die Stadt zur Trauung; voran der Wagen mit den Spielleuten und hinterdrein die Braut mit ihren Brautführern und Kranzjungfern, dem Bräutigam und andern Hochzeitsgästen. Der Braut wurde heimlich von einer Kranzjungfrau in ihren Rock ein Stückchen Brot eingenäht — denn wenn dieß geschieht, werden in der Ehe keine Nahrungsjorgen vorkommen, wie man überhaupt vor Brot Ehrfurcht besitzt. — Der Hochzeitszug wird zuweilen aufgehalten dadurch, daß auf der Straße, so breit sie ist, Bänder aufgespannt werden, die dann der Bräutigam stets mit Geld entfernen muß, um in die Kirche kommen zu können.

Wenn die kirchliche Ceremonie vorüber ist, kehrt denn nun der ganze Hochzeitszug wieder in's Dorf zurück oder begibt sich vielmehr in die neue Behausung der eben Vermählten, denn die Braut darf nicht wieder in ihr Vaterhaus gehen. Dort ist schon für den Hochzeitschmaus gesorgt, die lange Tafel in der großen Stube ist gedeckt und mit Blumen geschmückt, der Platz der Braut in der Ecke, welche die Zimmerwände bilden, der auch hier, wie in Nordböhmen „Brautwinkel“ heißt; bestimmt — wahrscheinlich, damit sie von hier aus gleichsam das ganze Haus übersehen und auf solche Weise eine gute Hausfrau werden könne — indes der Bräutigam gar keinen Sitz an der Tafel erhält, sondern die Gäste bedienen muß. Neben der Braut nehmen die Kranzjungfern Platz und nun beginnt das Hochzeitmahl. Der Plampac erscheint mit dem vollen Suppentopfe, geht bis in die Mitte der Stube, gleitet scheinbar aus, stürzt, zerbricht die Schüssel, so daß das kostbare Maß — das freilich nichts als reines Wasser ist — in dem Zimmer herumläuft. Ueber seine Ungeschicklichkeit ausgelacht und gehänselt, erklärt er in einer meist versifizirten Rede, man möge das als Fingerzeig hinnehmen, daß auch selbst in der besten Ehe das Unglück nicht gänzlich ausbleibe, solle sich demnach darauf gefaßt machen und nicht gleich kleinmütig und verzoget werden, wenn nicht Alles nach Wunsche gehe. An vielen Orten wird dieß Zerbrechen des Topfes benützt, um Geld für die Köchin zu sammeln, was jedoch in unseren Gegenden, wo sich das Küchenpersonale gar nicht zeigt, nicht der Fall ist. Kaum ist nun das Zimmer wieder rein gemacht, so erscheint der Plampac abermals und stellt eine leere Schüssel unter das Tischruch auf den Tisch, in welche nun die Hochzeitsgäste die für das Brautpaar bestimmten Geschenke hinein werfen: die Männer meist Geld, die Weiber aber Meleisen, Gläser, Seiber, kleine Siebe, oder einen Bund — bekanntlich nur für Mütter tragbar zwischen den Rosaschleifen des Nieders. — Endlich beginnt das eigentliche Mahl. Zuerst die Suppe, die immer Reis enthalten muß und von der die Braut nur drei Löffel genießen darf, die ihr von einer Kranzjungfer gereicht werden, eine Sitte, welche ich bisher nirgends gefunden habe, die aber mit dem anderwärts vorkommenden Gebrauche zusammenhängt, daß die „Salzmäste“ alle Fragen für die Braut beantworten muß. Dagegen ist eine andere Sitte allgemeiner verbreitet: es ist das Bewerfen der Braut und des Bräutigams. Während dieses hier und da mit Erbsen und Graupen geschieht, werden in der Iglauer Gegend Mandeln und Rosinen genommen und nicht bloß die Brautleute damit beworfen, sondern es necken sich auch die Hochzeitsgäste gegenseitig. Die zweite Speise — und der Küchenzettel ist fast bei allen Hochzeiten gleich — ist Rindfleisch mit „Schmettentren“, der stark mit Zucker und Zimmt bestreut ist. Kaum ist dieser Gang vorüber, so erscheint der Plampac mit einem bis zum Rande gefüllten Wasserglase, das es mit einem Teller bedeckt. Er stürzt dasselbe um und stellt es so gefüllt auf den Tisch. Die Gäste müssen dann nun Jeder ein Silberstück zwischen Glas und Teller schie-



ben und trachten, das Glas dabei so wenig als möglich zu heben, damit nicht viel Wasser herausläuft. Je mehr dabei vergossen wird, desto mehr wird gelacht, und die Witze, welche dabei vorkommen, versehen die Gesellschaft in immer größere Heiterkeit; das auf solche Weise gewonnene Geld aber gehört dem Plampac. Hierauf folgen die anderen Gerichte: Henne mit Reis, ein Griesbrot — hier zu Lande „Gajsch“ genannt, Schweinefleisch mit Pflaumenmus, Braten und dann der „Schlängelkuchen.“ Zum Getränke wird Bier und Branntwein servirt. Nach beendeter Hochzeitmahl wird ein Tisch für die Brautleute gedeckt, an dem übrigens die Kranzjungfern und Beistände ebenfalls Platz nehmen und diese Letzteren lassen es sich denn im Vereine mit den Neuvermählten abermals recht gut schmecken.

Dann begibt sich der ganze Hochzeitszug zum Tanze in's Wirthshaus, das zu diesem Zwecke festlich geschmückt ist; die Musik spielt die landläufigen Tänze auf, bei denen es lustig genug zugeht und wobei die üblichen „Tische“ nicht fehlen dürfen. Die Braut mit ihrer schweren Krone auf dem Kopfe und den heißen Spenser über der Brust eröffnet mit dem Brautführer den Reigen; der Bräutigam und eine Kranzjungfer folgen. Dann kommen hinterdrein die anderen Paare in buntem Gemisch. Das geht so fort bis um Mitternacht. Mit dem Schlage der zwölften Stunde hat die Braut die Verpflichtung, zu ent schlüpfen, wird aber natürlich von den Weibern und Mädchen mit Argusaugen bewacht und endlich umrungen, um ihr den hohen Brautkranz abzunehmen. Sie darf sich dieß natürlich nicht gefallen lassen, sondern muß unter Geheul und Geschrei die Kranzräuberinnen abzuwehren suchen. Natürlich wird sie trotz aller Vertheidigung endlich besiegt, der jungfräulichen Krone beraubt und ihr ein Häubchen aufgesetzt — alles unter den Witzen und dem Gelächter der Männer, die herum stehen und zusehen.

Acht Tage nach der Hochzeit sind die geladenen gewesenen Gäste verpflichtet, am Abende vor dem Hause der Neuvermählten zu erscheinen. Jeder muß ein Liedchen zum Besten geben, worauf er eingelassen und mit Brot und Schnaps bedient wird. Zuweilen werden auch noch Ueberbleibsel von der Hochzeittafel den Gästen vorgesetzt.

Iglau.

Prof. R. Werner.

## Geschäftliche Mittheilungen.

Vom 1. Dezember 1865 bis Ende Februar 1866 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

- Herr Hagenauer Wenzel, Architect in Klosterle.
- „ Kresl B., J. U. Dr., Landesadvokat in Trautenau.
- „ Pohl Johann, Bürger in Trautenau.
- „ Werner Joseph, Oekonomie-Verwalter in Marienthal in Sachsen. († 21. Jänner 1866)

## Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 4. Dez. 1865 bis 28. Februar 1866 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.“)

Akademischer Leseverein in Wien.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.

Herr Banhans Anton, J. U. Dr. in Prag.

„ Bayer Joseph Wilhelm, Kaufmann in Prag.

„ Binder Karl, Weinhändler in Prag.

Communal-Ober-Realschule in Leitmeritz.

Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein in Prag

Herr Dimmer W., Buchhändler in Prag.



- Herr P. Frind Anton, erzbischöflicher Notar, k. k. Gymnasial-Direktor in Eger.  
Germanisches Museum in Nürnberg.  
Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen.  
Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig.  
Herr Goldschmidt Jak. S., Fabrikant in Prag.  
„ Goppold von Lobsdorf Heinrich in Prag.  
„ Haase Rudolph, J. U. Dr. in Prag.  
„ Helbling von Hirzenfeld Wilibald, k. k. Bezirksamts-Aktuar in Rakonitz.  
Historischer Verein für Ermland in Braunsberg in Ostpreußen.  
Historischer Verein des Kantons Glarus in Glarus.  
Historischer Verein für den Niederrhein in Köln.  
Historischer Verein für Krain in Laibach.  
Historischer Verein von und für Oberbayern in Mituchen.  
Herr Holzamer Joseph, Ph. Dr., Lector publicus an der k. k. Universität in Prag.  
„ Keindl Ottomar, Kaufmann in Prag.  
„ P. Koch Felix, Kaplan in Chotieschau.  
„ Kollmann Franz, J. U. Dr. in Prag.  
„ Kub Raphael, Med. et Chir. Dr. in Prag.  
Museum Francisco-Carolinum in Linz.  
Herr Nagelholz Karl, Kondukteur der Raaber Eisenbahn in Wien.  
„ Reumann Friedrich, Realschullehrer in Sternberg in Mähren.  
„ Palach Johann, Ph. Dr. Gutsbesitzer in Prag.  
„ Pelzel Franz, J. U. Dr., Landes-Advokat in Prag.  
„ Pickert Karl, Ph. Dr. in Prag.  
„ Ruß Viktor Wilhelm, J. U. Dr. in Wien.  
Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel.  
Herr Schmidt von Bergenhold Joh. Ferd., J. U. Dr., jub. k. k. Appellationsrath in Prag.  
„ Schmid Georg, Ph. St. in Prag.  
Smithsonian Institution in Washington.  
Herr Teutsch G. D., Dr., Professor in Hermannstadt.  
„ Temeles Phil., Cultus-Gemeinde-Sekretär in Prag.  
„ Theumer Franz, k. k. Raths-Sekretär des Handelsgerichtes in Prag.  
„ Turnwald Blasius, k. k. pens. Lieutenant und dessen Gattin in Prag.  
„ Urban von Urbanstadt Mik., k. k. Finanzbezirks-Commissär in Eger.  
Verein für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M.  
Verein für hamburgische Geschichte in Hamburg.  
Verein der österreich. Industriellen in Wien.  
Herr Volkmann Wih., Ph. Dr., k. k. Universitäts-Professor in Prag.  
Vorstand des Vereines für Heimathkunde des Kurkreises in Wittenberg in Preußen.  
Herr Wicchowksy Alex., Ph. Dr., Instituts-Inhaber und Direktor in Prag.  
„ Winter Oswald Otto, Oekonom in Prag.  
„ Zahn Ed. J., J. U. Dr. in Prag.  
„ Zedtwitz Karl Moritz Graf, Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter in Neuberg bei Aisch.  
„ Zeidler A., Skriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek in Prag.

Gleichzeitig mit dem Hefte Nr. VI wird ein vollständiges Mitgliederverzeichnis ausgegeben. Es wird das ergebene Ansuchen gestellt, alle etwa darin vorkommenden Unrichtigkeiten der Vereinsleitung (große Karls-gasse Nr. 188—I.) gütigst anzuzeigen.

Die Fortsetzung der Chronik der Geschenke (Nr. 7) erfolgt mit dem nächsten Hefte.

Die P. T. Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge einzusenden.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Virg. Grohmann.

Druck der k. k. Hofbuchdruckerei von Gottlieb Jaase Söhne. — Verlag des Vereines.



# Mittheilungen des Vereines

für

## Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

**Dr. Jos. Virgil Grohmann.**

---

Vierter Jahrgang.

Siebentes Heft.

---

### Die Ferdinandeische Landesordnung.

Ein Beitrag zum historischen Rechte der böhmischen Nation.

Von Dr. Joseph Winter.

Es ist bekannt, daß die tschechischen Patrioten noch in dem Reichstage zu Kremsier ein föderalistisches Programm vertheidigten, nach welchem der österreichische Kaiserstaat in acht nationale Ländergruppen zerrissen werden sollte. Sie willigten selbst in eine Theilung Böhmens, dessen deutsche Kreise mit den rein deutschen Provinzen Oesterreichs, mit dem Erzherzogthum, mit Salzburg, Nordthrol und Nordsteiermark zu einer deutschösterreichischen Ländergruppe vereinigt werden sollten, während Cechisch-Oesterreich die tschechischen Landestheile von Böhmen und Mähren und die ungarische Slovakei in sich begriffen hätte. Damals also standen die Cechen noch auf rein nationalem Standpunkte und nahmen für ihre Forderungen kein anderes Recht in Anspruch, als das der Nationalität. Das ungeheure Fiasko, welches sie damals mit ihrem nationalen Programme machten, diente aber dazu, ihnen ein Licht aufzustecken, daß es auf diese Weise denn doch nicht gehe und daß auf diesem Weg die Idee eines tschechischen Reiches wenig Aussicht hätte, jemals realisiert zu werden. Was war zu thun? Zur Zeit, als die Februarverfassung den österreichischen Völkern verkündigt wurde, herrschte unter den politischen Führern der Cechen große Rathlosigkeit und in ihren Plänen eine heillose Verwirrung. Sie mußten der Februarverfassung Opposition machen, das schien ihre nationalen Interessen zu erheischen, aber sie hatten noch kein positives politisches Programm, das sie der Februarverfassung gegenüber stellen konnten. Indesß wo bei den Cechen die Begriffe fehlen, da pflegt zu rechter Zeit ein ungarisches Wort sich einzustellen. Die Ungarn verwarfen gleichfalls die Februarverfassung, sie beriefen sich auf ihr historisches Recht, auf das Recht der ungarischen Krone, das durch den Absolutismus des letzten Decenniums zwar unterbrochen aber nicht aufgehoben werden konnte; sie stellten der Rechtsverwirkungstheorie des Ministeriums Schmerling die Lehre von der Rechtscontinuität gegenüber. Nun war auch das Zauberwort für die tschechischen Staatsmänner gefunden. Binnen wenigen Wochen hatte sich die Schwenkung in den tschechischen Journalen vollzogen. Man wollte nicht mehr bloß eine nationale Partei sein, man kämpfte für das historische Recht, für die Rechte der St. Wenzelskrone, man verlangte nach einem böhmischen Hofkanzler und wenn die Ungarn die Vertretung der ungarischen Nebenländer (partes adnexae) in dem Reichstage zu Pest forderten: so beanspruchten die tschechischen Patrioten Generallandtage für Böhmen, Mähren und Schlesien, die Länder der böhmischen Krone; kurz man bemühte sich, das ungarische Staatsrecht so viel als möglich ins Cechische zu übersetzen. Freilich geriethen die tschech-



ſchen Staatsmänner hiebei in eine arge Verlegenheit. In Ungarn wußte jeder-  
mann, was er ſich unter Rechtscontinuität zu denken habe; der Ungar liebte ſeine  
uralte Verfaſſung, er kannte die freisinnigen 48er Geſetze, welche, wenn ſie auch  
in manchen Punkten viel zu weit griffen, doch von dem Könige beſtätigt worden  
waren: die böhmischen Staatsmänner behelligte man dagegen häufig mit der unbe-  
ſcheidenen Frage, was ſie denn eigentlich unter dem hiſtoriſchen Rechte Böhmens  
verſtänden? Ohne Zweifel hat es den böhmischen Staatsmännern viel Kopfzerbre-  
chens gekoſtet, ehe ſie ſich entſchieden, das und das ſolle als das hiſtoriſche Recht  
der Krone Böhmens erklärt werden. Da gab es allerdings eine böhmische Ver-  
faſſung vom 18. April 1848, die hatten böhmische Patrioten ſelbſt ausgearbeitet,  
allein die Verfaſſung war niemals ins Leben getreten und enthielt ſo arge Unge-  
reimtheiten, daß in der That mit ihr nichts anzufangen war. Es blieb alſo nichts  
übrig als auf die Ferdinandeische Landesordnung vom J. 1627  
zurückzugreifen, welche in ihrem ſtaatsrechtlichen Theile bis zum J. 1848 ſo ziem-  
lich in Geltung geblieben war. Damit waren die Tſchehen glücklich auf demſelben  
Punkte angelangt, auf welchem der feudale Adel Böhmens ſeit dem J. 1848 ſtets  
geſtanden hatte. Der feudale Adel hatte an dem Grundſatze feſtgehalten, daß die  
Ferdinandeische Landesordnung die einzige rechtliche Baſis ſei, auf welcher die  
ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Böhmens geordnet werden müßten; ſie waren nur unter  
Proteſt in den neuen Landtag eingetreten, der an die Stelle der früher zu Viril-  
ſtimmen berechtigten Stände aus freier Wahl hervorgegangene Abgeordnete geſetzt  
hatte. Die Reſtitution dieſer Ferdinandeischen Landesordnung zu fordern, wie die  
Ungarn die Wiederherſtellung ihrer Verfaſſung verlangten, wäre zwar conſequent  
geweſen; allein man fühlte das Unmögliche der Sache; man hätte damit der neuen  
Zeit offen ins Geſicht geſchlagen. Soweit alſo gaben die Cavaliere den böhmischen  
Volksmännern nach; beide aber vereinigten ſich dahin, daß das hiſtoriſche Recht  
des Königreiches Böhmen auf der Ferdinandeischen Landesordnung baſire, daß an  
dieſe wieder angeknüpft werden müſſe, und daß dieſe nur in ſofern umzugeſtalten  
ſei, als der gänzliche Umſchwung in den Verhältniſſen des Landes ſeit dem Jahre  
1848 eine ſolche Umgeſtaltung nothwendig mache.

In ſolcher Zeit wird es wohl zweckmäßig ſein, die Ferdinandeische Landes-  
ordnung aus dem Staub der Bibliotheken hervorzuholen und uns mit dem etwas  
wurmſtichigen Buche näher vertraut zu machen. Die meiſten Politiker, welche das  
hiſtoriſche Recht Böhmens tagtäglich im Munde führen, haben kaum eine Ahnung  
von dem Inhalte jener Landesordnung, aus welcher doch dieſe hiſtoriſchen Rechte  
geſchöpft werden ſollen.

Die Schlacht bei Mülberg 24. April 1547 hatte bereits den böhmischen  
Städten ihre wichtigſten Rechte, den böhmischen Ständen das Wahlrecht der Kö-  
nige gekoſtet. Nichtsdeſtoweniger verſuchten die Stände i. J. 1619 dieſes Wahl-  
recht wieder auszuüben und wählten Friedrich von der Pfalz zum Könige. Die  
Schlacht am weißen Berge machte bekanntlich dieſem Königthume ein Ende. (8.  
Nov. 1620). Ferdinand zerschnitt mit eigener Hand den Majestätsbrief; 27 der  
vornehmſten proteſtantiſchen Edelleute bluteten auf dem Schaffote, Hunderte büß-  
ten ihre Schuld mit dem Verluſte ihres Vermögens; die eingezogenen Güter  
wurden den Jeſuiten verlichen, welche alles anwendeten, um das Land zur katholi-  
ſchen Religion zurück zu führen; an 36000 proteſtantiſche Familien (deutſche und  
böhmische), unter denen 1088 dem Herren- und Ritterſtande angehörten, verließen das  
Land, um in anderen deutſchen Ländern ein ruhiges Aſyl zu ſuchen; die blühenden  
deutſchen Bergſtädte im Lande verödeten gänzlich und haben ſich ſeither nicht mehr  
erholen können. Das war die Zeit, in welcher dem Königreiche Böhmen die  
„verneuerte Landesordnung“ von Ferdinand d. II. gegeben wurde. (15.  
Mai 1627.) Es nimmt daher nicht Wunder, daß in dem Einführungsmanifeſte



das Recht des Eroberers in Anspruch genommen und die Rechtsverwirkung in unzweideutigen Worten ausgesprochen wird.

„Demnach nunmehr solches alles bishero erfolget,“ heißt es in demselben: „so seind Wir nicht unbillig auß Königl. väterlicher Fürsorge darauf bedacht, wie obgedachtes durch Unsere kostbare Kriegsrüstungen erobertes Königreich, widerumb in eine solche Verfassung gebracht werde, daß der Respekt und Gehorsamb der Unterthanen gegen Uns und Unsere Erben nachkommenden Königen als ihren einzigen rechten natürlichen Erbherren erhalten, die Unterthanen mit einander unterm Schuß eines gleich durchgehenden Rechts und einträchtiger Religion, in Fried, Ruhe und Einigkeit gehandhabt und alles was deme zuwider abgeschafft werde.<sup>1)</sup> Der Inhalt wird in dem Manifeste folgender Maßen gekennzeichnet: „Der Ursachen halben haben wir dann Unsere Verneuerte Königl. Landesordnung publiciren wollen, darinnen Wir, neben den Fundamenten und Grundfesten, so alle chrißliche Potentaten in Verfassung eines Regiments billich ihnen angelegen sein lassen, die *jura privatorum* zwar so viel als möglich bei dem alten Herkommen gelassen, jedoch theils nach jehigem des Königreichs Zustand, als welches von unterschiedenen Völkern und Zungen bewohnet wird, gerichtet, auch eßlicher massen nach Unsern Kaiserlichen und andern im h. Römischen Reich und unsern Königreichen und Ländern gewöhnlichen Satzungen corrigirt, in allen aber zuvorderst die Ehre Gottes, die natürliche Billigkeit und das gemeine Wesen in acht genommen, auch darbei Uns nicht allein die Königliche Macht, solche Unsere Landesordnung zu mehrn, zu ändern, zu bessern, und was sonst das *jus legis ferendae* mit sich bringt, vorbehalten, sondern Uns auch gnädigst erboten, diejenigen Fälle so in dieser Landesordnung nicht begriffen und hiebefore nicht durch geschriebenes Recht, sondern vielmehr nach Befund der Rechtsfiker und etwan auf vorhergangene *praejudicia* erörtert werden, wann dieselbe, wie allbereit anbefohlen, zusammengetragen und Uns vorbracht werden, durch *constitutiones regias* zu *Revidiren*.“ Damit ist auch in der That alles angegeben, was man von der „verneuerter Landesordnung“ erwarten darf. Viel ist es nicht. Den Hauptinhalt derselben bildet das Civil- und Strafrecht (Landrecht) des Königreiches Böhmen. Den staatsrechtlichen Verhältnissen oder dem, was gegenwärtig den Inhalt unserer Landesordnung bildet, ist nur der kleinste Theil der verneuerter Landesordnung gewidmet. Wir haben es hier bloß mit jenem Theile der verneuerter Landesordnung zu thun, in welchem das *jus publicum* abgehandelt wird.

Das ungarische Staatsrecht unterscheidet zwischen dem bloß faktischen und dem gesetzlich gekrönten Könige. Die cechischen Verehrer des historischen Rechts geben sich nun den Anschein, als ob in der Ferdinandsischen Landesordnung etwas ganz ähnliches zu finden wäre. Es gehört aber eine ungemein lebhafte Einbildungskraft dazu, um in der „verneuerter Landesordnung“ auch nur eine Spur von einem Inauguraldiplom zu entdecken. Nach Artikel A, 41 ist der böhmische Kö-

1) Noch schärfer geschieht dies in der Privilegienbestätigung vom 29. Mai 1627: „Demnach kundbar und am Tage, welcher massen kurz verwichener Zeit unser Erb-Königreich Böhme sich in *forma Universitatis* wider Uns gewaltsamer Weise aufgeworfen und eine abscheuliche und solche Hebellien erhoben, daß wir gedrungen worden, solches Unser Erb-Königreich mit kostbaren Kriegsrüstungen und äußerster Zusetzung Unseres und Unseres Hauses Vermögens, wiederum zu erobern und mit dem Schwerd, vermittels der Hülfe Gottes unter Unsere Gewalt und Macht bringen, daher Wir wohl befugt, alle gedachten Königreich zuständige Privilegia, so weit sie desselben Verfassung und Universitäten der Stände betreffen zu cassiren und aufzuheben.“



nigsthron keinen Augenblick erledigt, die Inhaber der Landesämter üben unmittelbar nach dem Tode des Königs ihre Ämter im Namen des Erben und Nachfolgers aus und sind verpflichtet, allezeit, wenn es der nachfolgende König begehrt, den Amtseid aufs neue abzulegen. Nach der Ferdinandeischen Landesordnung kann die Krönung des Königs keineswegs gefordert, geschweige denn an irgend welche Bedingungen geknüpft werden; sie steht einzig und allein in dem Belieben des Königs. Es heißt, Artikel A, 3: „So oft sich künftig zuträgt, daß auf unsern Erben ein König zu diesem Königreich consecrirt und gekrönt wird, soll jedesmal der Erzbischoff zu Prag oder wofern dazumalen dieser erzbischöfliche Stuel vacirte, der Bischoff zu Olmütz vor der Consecration Ihme nachfolgenden Aids fürhalten und er denselbigen von Wort zu Wort auf das h. Evangelium wirklich leisten und nachsprechen, nämlich: **Wir A. schweren Gott dem Allmächtigen, der gebenedeyten Mutter Gottes, und allen Heiligen auf dieses h. Evangelium, daß Wir über der katholischen Religion vestiglich halten, meniglich die Justiz administrieren und die Stände bey denen von (titulus) A. A. confirmirten und wohl hergebrachten Privilegien handhaben, auch von dem Königreich nichts veralieniren, sondern vielmehr nach Unserem Vermögen dasselbe vermehren und erweitern, und alles das, was zu dessen Aufz und Ehren gereicht, thun wollen, als Uns Gott helfe, die gebenedeyte Mutter Gottes und alle Heiligen.**“ Das ist der einzige Artikel in der verneuertten Landesordnung, der von der Krönung handelt. Seitdem nach der Schlacht bei Mülberg die böhmischen Stände das Recht zur Königswahl verloren hatten, war die Krönung des Königs im Dome zu Prag nichts weiter als eine alte, ehrwürdige Sitte, der nimmermehr jene staatsrechtliche Bedeutung zukommt, welche der Krönung nach ungarischem Staatsrechte beigelegt wird. Selbst jener Passus des Krönungseides, der von den Privilegien der Stände handelt, wurde dadurch, daß der König eben nicht verpflichtet war sich krönen zu lassen, vollkommen illusorisch. Schon Kaiser Joseph I. verabsäumte es, sich in Prag krönen zu lassen. Als Carl VI., nachdem er 12 Jahre bereits König von Böhmen war, sich endlich entschloß, nachträglich der Krönung sich zu unterziehen, war man ziemlich verwundert darüber, da er es ja „so wie Kaiser Joseph, sein Bruder, hätte übergehen können.“ (Pelzel 2. Aufl. 653.) Bekanntlich unterließ auch K. Joseph II. die Krönung, ohne daß die Stände nach seinem Tode sich darüber beschwert hätten, ja diese trugen seinem Nachfolger Leopold II. freiwillig an, ihm durch den Gouverneur huldigen zu wollen, „allein Leopold, welchen die Erfahrung lehrte, daß die Völker mehr zum Empfinden als zum Denken geneigt sind, wollte der Nation durch die feierliche Aufsetzung der böhmischen Krone ein sichtbares Opfer bringen.“ (Leopold. Annalen S. 162.)

Der Stände gab es nach der verneuertten Landesordnung vier im Königreiche Böhmen. Der „erste und fürnehmste“ derselben war der „geistliche Stand;“ er wurde repräsentirt durch den Erzbischof zu Prag und „jene Geistliche, welche ein Inful oder Bischofshut zu tragen durch Privilegien oder altes Herkommen berechtigt sind und darneben in Unserer Landtafel eingeschriebene Güter besitzen.“ (Art. A, 24.) Ihm zunächst folgte der Herrenstand, wozu die Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherrn gehörten, welche im Königreiche das Incolat hatten und im Landtage eingeführt waren. Er hatte das Privilegium, daß acht von den obersten Landesämtern, das Amt des Oberstburggrafen, des Oberstlandhofmeisters, des Oberstlandmarschalls, des Oberstlandkammerers, des Oberstlandrichters, des Oberstkanzlers, des Oberstlehenrichters und des Appellationspräsidenten, nur an Mitglieder dieses Standes von dem Könige verliehen werden durften. Der dritte Stand war der Ritterstand, zu ihm wurden jene Ritter gerechnet, welche das Incolat hatten und eingeführt worden waren. Diesem Stande gehörte ausschließlich das Amt des Oberstlandschreibers und des Burggrafen der Königgrätzer Kreises; auch der Kammerpräsident



könnte dem Ritterstande entnommen werden. Der vierte Stand, nämlich der der königlichen Städte, war der bescheidenste; ihre Repräsentanten durften wohl im Landtage ebenfalls ad audiendum erscheinen, (nur Prag, Kuttenberg, Pilsen und Budweis hatten Sitz und Stimme auf demselben) und für diese Ehre mußten die königlichen Städte, mit Ausnahme von Pilsen und Budweis („welche Wir von solcher Bürde und Auslag darumb befreiet, weil sie Uns in der vorgangenen Rebellion jederzeit treu verblieben“) von jedem Faß darin ausgetrunkenen Bieres einen Gulden an die königliche Kammer abliefern. (Art. A, 34.)<sup>1)</sup> Alles übrige Volk vegetirte in stummer Leibeigenschaft. Der Bauer durfte nicht heiraten ohne die Bewilligung seines gnädigen Herrn, er durfte seinen Wohnort nicht ändern ohne die Erlaubniß seines gnädigen Herrn, er arbeitete, zahlte und duldete Schläge für das Vergnügen seines gnädigen Herrn. Das war sein Lebenszweck, was hatte sich der Bauer um das Wohl des Landes weiter zu bekümmern!

Nun um das Wohl des Landes durften sich zwar die Stände gerade auch nicht viel bekümmern. Nach der Verfassung vom 26. Febr. 1861 steht dem böhmischen Landtage das Recht zu, in Landesangelegenheiten nicht nur die von der Regierung vorgelegten Gesetzesvorschläge anzunehmen, abzuändern und zu verwerfen, sondern auch selbst die Initiative zu ergreifen und Gesetze zu berathen, welche einzig und allein an die Sanction des Kaisers gebunden sind. (L. D. S. 17.) Ganz anders lautet das historische Recht der böhmischen Nation, das in der verneuten Landesordnung formuliert ist. Es ist vollkommen absolutistischer Geist, von welchem die Artikel jener Landesordnung durchweht werden; es ist das stolze Bewußtsein des errungenen Sieges, das in denselben einen ziemlich herben Ausdruck gefunden hat. Das jus legis ferendae, das Recht Gesetze zu geben, steht einzig und allein bei dem Könige: **Wir behalten auch Uns und Unseren Erben nachkommenden Königen ausdrücklichen bevor, in diesem unserem Erb-Königreich Gesäß und Recht zu machen und alles dasjenige was das jus legis ferendae, so uns als dem Könige allein zusetzet, mit sich bringt.** (Art. A, 8.) Diesem obersten Grundsatz entspricht denn auch die ganze Thätigkeit, welche dem Landtage zugestanden wird. Kein Ständemitglied durfte sich unterstehen, in dem Landtage ohne königl. Befehl irgend einen Antrag zur Berathung mündlich oder schriftlich einzubringen; jeder dawiderhandelnde war ein Verbrecher und hatte strenge Strafe zu gewärtigen: „**Und dieweil auch auf solchen gemeinen Land-Tägen niemand als Wir und Unsere Nachkommen und Erben zum Königreich, oder in Unserm Abwesen, Unsere königliche Commissarii, die wir hierzu jedesmal verordnen werden, Macht und Gewalt hat, die proposition in des Landes vorfallenden Notturften und Obligen zu thun: so soll sich keiner, was Würden, Standes oder Wesens der auch sein mag, unterstehen vor sich selbst, ohne Unsern oder der nachkommenden Könige und Erben zum Königreich sonderbaren gnedigsten Befehl, etwas es treffe was es wolle, denen Ständen zu proponiren und zur Berathschlagung münd- und schriftlich fürzubringen.**

Und da gleich jemand sich dessen unterfangen würde, sol jedoch nit allein solches keines Wegs attendirt, sondern auch derselbe Verbrecher, der sich also Uns in Unser königliches Amt einzugreifen gelüsten lassen, gestalten Sachen nach, mit allen Angnaden und Ernst gestraft werden. Hette aber jemand bei gemeinen Land-Tägen etwas anzumelden, das Uns oder Unsern Nachkommen und Erben zum Königreich oder aber dem Land und dessen Inwohnern zu guetem gereichen möchte: so kann er solches, und darneben sein Guetachten Uns als dem regierenden Könige, mündlich oder

1) Nach dem Vorlaute des Art. A, 34 hatten wohl eigentlich alle königliche Städte Sitz und Stimme im Landtage. N. d. R.



in Schriften unterthänigst zu erkennen geben, damit Wir hierauf die Notdurft gnedigst anzuordnen wissen mögen.“ (Art. A. 6.) Man sieht, das Brod der Freiheit war den böhmischen Ständen karg zugemessen; sie hatten kein andres Recht als darüber zu berathen, was ihnen etwa auf Befehl des Königs von den k. Commissären vorgelegt wurde. Allein selbst dieses Recht wurde durch die drückendsten Fesseln der Geschäftsordnung beinahe aufgehoben: „Ferner, so setzen, ordnen und wollen wir wann auf gemeinen Landtügen, auf einen oder den andern Punkten der Proposition, Umfrag gehalten und der Anwesenden auß denen Ständen vota collegirt werden; daß ein jeder hierauf in seiner Ordnung sein votum ablegen, und keinem andern eingreifen, noch auch durch einen andern sein votum zu proponiren Macht haben sol, er wäre denn so ubel beredet, daß er dasselbige selbst nicht thun könnte, auf welchen Fall er den nechsten, so neben ihm sitzt, erbitten und durch ihn sein votum anzeigen lassen mag. Dagegen aber sol keines Wegs zugelassen noch erlaubt sein, daß sich auf gemeinen Land Tügen etliche heimlich oder öffentlich zusammenrottliren und durch einen aus ihrem Mittel oder andern etwas münd- oder schriftlich vorbringen lassen mögen, unangesehen, solches treffe gleich ihr votum und Meinung auf die beschehene Proposition oder sonst an was es wolle.

Würden aber einer oder mehr sich solcher Unserer königlichen Constitution und Verbot zuwider, dessen vermessenlich unterstehen, sol jedoch dasselbige münd- oder schriftliche Fürbringen ebenmessig nicht attendirt noch angenommen, wie auch darzu die Jenigen, so sich also zusammenrottirt, fürnehmlich aber der, welcher von der andern wegen den Vortrag gethan, oder die übergebene Schrift gestellt, oder solche den Concipisten angegeben, neben andern Hädelsführern von Uns oder denen nachkommen- den Königen und Erben zum Königreich mit allen Ungnaden ernstlich ja nach Beschaffenheit des Verbrechens, als Rebellen und Beleidigern der höchsten Majestät, an Leib, Ehr und Gut bestraft und hierinnen niemand was Würden, Standes oder Wesens der auch sein mag, verschonet werden.“ (Art. A. 7.) Eine solche drakonische Bestimmung machte jede Vorbesprechung unter einzelnen Ständen unmöglich; so lange dieser Artikel in Kraft bestand, war jede Parteibildung principiell ausgeschlossen. Von einer legislativen Thätigkeit der böhmischen Stände ist unter solchen Umständen kaum noch die Rede; ihre Hauptaufgabe bestand darin, die königlichen Postulate zu bewilligen und die Contribution umzulegen; höchstens daß sie zuweilen im Auftrage des Regierungskommissärs über die Schonung des Wildstandes sprachen (3. 1630. 37. 42. 44. 52. u. s. w.) oder den Tag des heiligen Joseph als Festtag proclamirten (1654), oder auch den Juden bei Strafe der Brandmarkung untersagten, sich an andern Orten als bisher im Lande niederzulassen, Mauten und Zölle zu pachten oder christliche Dienstboten zu halten (i. 3. 1652). Zwei Jahrhunderte galt die „vernewerte“ Landesordnung; allein die Geschichte hat während dieser ganzen Zeit auch nicht eine erhebeude, nicht eine belebende That der böhmischen Stände zu verzeichnen. Eine bleierne Langweiligkeit lagert über den Quaternen, worin die eintönigen Landtagsbeschlüsse verzeichnet sind. Man kam zusammen, bewilligte, was gefordert wurde, verwahrte sich seine Rechte und Privilegien und ging nach 8 oder 14 Tagen wieder auseinander, ohne daß man selbst in Prag sich um diese Versammlungen hinter Schloß und Riegel bekümmert hätte. Nur ein einziges Mal — nach dem Tode Kaiser Josephs II., — schlenen die Stände bereit, sich zu energischen Schritten aufzuraffen; freilich galt es damals, die Dunkelmänner zu spielen, die lichtvollen Reformen Kaiser Josephs rückgängig zu machen und den eigenen Vortheil, die verlorenen Standesrechte und Privilegien wieder zu erringen. Kaiser Joseph hatte die Leibeigenschaft aufgehoben, die große Zahl der Klöster vermin-



dert, das Toleranzpatent erlassen, die Gleichstellung aller Staatsbürger vor dem Gesetze ausgesprochen, alles entsetzliche Neuerungen in den Augen der böhmischen Stände.

Raum hatte der große Kaiser die Augen geschlossen, so traten sie (20. März 1790) zusammen, um ihre Beschwerden dem Kaiser Leopold zur schleunigen Abhilfe vorzulegen. Die alten Unterthansverhältnisse sollten wieder hergestellt werden, die Umwandlung der Frohnen in eine Geldgiebigkeit wurde als Angriff auf die Sicherheit des Eigenthums bezeichnet (Baron Puteani) und das Anfechten der Regierung, das bei der Eintreibung der Urbarsialschuldigkeiten mit möglichster Schonung der Unterthanen vorgegangen werden sollte, mit Entrüstung zurückgewiesen. Man verlangte die Unterdrückung kirchenfeindlicher Schriften, die Wiederbelebung der geistlichen Censur und brach für die Glaubenseinheit im Lande manche ritterliche Lanze. So zeigten sich die Stände bei der ersten freieren Regierung, die ihnen gestattet war, in ihrer ganzen Blöße, als eine reaktionäre Adels- und Priester-Versammlung, die nur für die Vorrechte und Vortheile ihres Standes Herz und Verständniß hatte, der jede liberale Idee, jeder Fortschritt verhaßt war. Diesen Traditionen sind die Stände bis zum letzten Augenblicke ihres Bestehens treu geblieben. Noch im J. 1845 eiferte man gegen den Bau von Eisenbahnen und gegen die Einführung von Maschinen, und wurde das Propinationsrecht als ein „natürliches Recht“ der Grundobrigkeiten dargestellt.

Die Verehrer des historischen Rechts hüllen sich denn auch wohlweislich in Bezug auf die legislative Thätigkeit der böhmischen Stände in undurchdringliches Schweigen; sie haben aber einen andern Glorienschein entdeckt, der das Haupt der böhmischen Stände umstrahlen soll.

Sie sagen, die früheren Stände hätten das Steuerbewilligungsrecht gehabt, das wichtigste Recht, das einer Landesvertretung zugestanden werden kann. Und in der That, wenn wir den Artikel A. 5 der verneuertem Landesordnung lesen, so hat derselbe einen vielversprechenden Anfang: Er lautet: **Betreffend aber die Contributiones, haben wir für Uns und die nachkommenden Könige und Erben zum Königreich, Uns dahin aus Gnaden resolvirt, daß wir dieselbigen auf denen Land-Tägen und anders nicht dan gegen gewöhnlichen Reversen von denen Ständen begehren lassen wollen.** Wie gesagt, dieser Vorderatz ist vielversprechend; nur Schade, daß er durch den Nachatz so ziemlich wieder aufgehoben wird; es heißt nämlich: **als Uns denn nicht zweifelt, Unsere getreuen Stände, Unsere und des Vaterlands jedesmahls vorkommende Nothwendigkeiten Ihnen treuherzig zu Gemüte ziehen werden: Wir auch nicht nachsehen können noch wollen, daß die von Uns begehrte contributiones Uns durch unbillige conditiones, so etwan gegen Unsern königlichen Stand, Hoheit und Würden laufen möchten, als durch Suchung neuer Privilegien und Freiheiten oder dergleichen Unserer Proposition nicht anhängige Einwänden, wie etwan bishero geschehen, conditionirt oder aufgehalten werden.**

Was war das praktische Resultat dieses Artikels? Die kaiserliche Hofkanzlei bestimmte die Quote, welche das Königreich Böhmen zu den Staatslasten beizutragen hatte; sie brachte diese Quote zur Kenntniß der böhmischen Stände und diese lamentirten zwar jedesmal über Mißwachs und Viehumsfall, Hagelschlag oder Kriegsschaden, übernahmen aber jedesmal die ihnen auferlegten Steuer und bestimmten nur die Art und Weise, wie dieselbe im Lande aufgebracht werden sollte. So wurde auf dem Landtage von 1627 zur Erhaltung der Armee des Herzogs Friedland und der Prager Garnison, zur Renovirung des Prager Schlosses und der Schloßkirche, zur Bedeckung der ungarischen Gränzen und zur Erhaltung des kaiserlichen Hofstaates eine freiwillige Steuer von 80000 fl. gefordert. Die Stände beschwerten sich, daß durch die Rebellion alles zu Grunde gegangen, übernahmen aber dessenungeachtet die Steuer und bestimmten, daß ein hausgefeßener Unterthan und Freibauer 6 fl., ein hausfäßiger Bürger der k. Städte 16 fl.,



ein Schloß 16 fl., ein Pfarrer 3 fl. 16 kr., ein Kaufmann 13 fl. 30 kr., ein Schafmeister 1 fl. 21 kr., ein Schäferknecht 33 kr., die Juden aber insgesammt 56000 fl. dazu beitragen sollten. Nur verwahren sich schließlich die Stände, daß diese freiwillige Steuer zu keinem Nachtheile oder Schmälerung ihrer Privilegien, Vergnügungen, Freiheiten, Rechte, Ordnungen, alter guter Gewohnheiten und Brauches dieses Königreiches gereichen solle und bitten Se. Majestät hierüber einen genugsamen Revers gnädigst fertigen und einantworten zu lassen. Damit war die Sache abgethan. Derselbe Vorgang wiederholt sich fast in allen folgenden Landtagen, ja oft genug werden in den Landtagsschlüssen dieselben Worte, wie im J. 1627 verwendet. Es gehört daher in der That viel Phantasie dazu, um in dem Artikel A. 5 der verneuertem Landesordnung ein eigentliches Steuerbewilligungsrecht oder gar, was allein wirksam ist, ein Steuerverweigerungsrecht zu erblicken. Die Contributionen mußten bewilligt werden, die Bewilligung durfte auch nicht an unbillige Bedingungen geknüpft, ja durch solche Bedingungen gar nicht einmal verzögert werden. Der ganze Artikel hat daher mehr eine administrative als staatsrechtliche Bedeutung, er bestimmt einfach den Modus der Steuereinhebung im Königreiche Böhmen. Und da muß man zugeben, daß zu einer Zeit, wo die Jurisdiktion noch ganz in den Händen der Grundobrigkeiten war, ein anderer Modus allerdings nur schwer hätte durchgeführt werden können.

Man hat sich in Bezug auf das Steuerbewilligungsrecht der böhmischen Stände auch nicht so sehr auf die „verneuerte Landesordnung“ als vielmehr auf die Privilegienbestätigung K. Ferdinand des II. (ddto. Wien 29. Mai 1627) berufen, aber dabei ganz vergessen, daß dieselbe Alles aufhebt, was der verneuertem Landesordnung widerstreitet, und daß sie gerade in Bezug auf die Contributionen den Artikel A. 5 der verneuertem Landesordnung ausdrücklich citirt, nach welchem vorgegangen werden soll. Als daher i. J. 1847 die Stände den Versuch wagten, die geforderte Erhöhung der Grundsteuer um 50000 fl. von gewissen Bedingungen abhängig zu machen, respektive zu verweigern, war der Kaiser ganz in seinem Rechte, wenn er sein Befremden über einen so unstatthaftern Vorgang aussprach und schließlich die Steuer mit Umgehung des Landesauschusses durch das Gubernium ausschreiben ließ.

Es gibt überhaupt nur eine einzige Bestimmung in der „verneuertem Landesordnung“, von der es nicht Wunder nimmt, daß sie ganz nach dem Geschmace gewisser Politiker ist, deren nationalökonomische Begriffe freilich auch noch aus der Zeit der Ferdinandeischen Landesordnung stammen, das ist das Verbot, daß Ausländer ohne königliche Bewilligung Güter in Böhmen erwerben dürfen: **Wan aber künftiger Zeit ein Ausländer in diesem Königreich ein Landgut kaufen oder durch andere Contrakt an sich bringen wil: sol er solches zu thun nit Macht haben, es sey dan daß der regierende König und Erbe zum Königreich darein gnedigst bewilliget. Würde aber jemand ohne des Königs Consens und Verwilligung in diesem Königreich eine Vestung, Schloß, Stad, Dorf oder ander Landgut einem Ausländer was Standes, Würden oder Wesens er auch sey, verkaufen, vertauschen, verpfänden oder in einigerley andere Weise oder Weg, wie die genannt werden mögen, veräußern und dazu wirklich einräumen, so sol nit allein solches abgetretene Landgut, sondern auch das dafür bezahlte oder in Land versicherte Kaufgeld oder was sonst dargegen gegeben oder getauscht oder darauf geliehen worden, dem Könige heimfallen und verwürtl seyn.** (Art. A. 20.) Eine solche königliche Bewilligung zum Ankauf aber konnte niemand erhalten, der nicht katholisch war: da es in dem Artikel über die Religion (A. 23) ausdrücklich heißt: **Wie dan auch hinfürs keiner ins Land oder in Stäten, er sey dan Unserer h. catholischen Religion zugehan sol angenomben werden.**

Ein solches Verbot mag allerdings unsern heutigen Nationalpolitikern ver-



lockend erscheinen; es wäre vollkommen im Stande, das verhaßte deutsche Capital von den Gränzen Böhmens zurückzuweisen und so einen mächtigen Damm gegen die Germanisirung des Landes zu bilden.

Allein, wenn die Rechte, welche der böhmischen Nation durch die Ferdinandeische Landesordnung verliehen wurden, auch noch so groß gewesen wären, sie wären doch alle illusorisch gewesen durch den einzigen Umstand, daß Kaiser Ferdinand sich nicht bloß das *jus legis ferendae*, sondern auch die Macht, die Landesordnung zu mehren, zu ändern und zu bessern, vorbehalten hatte: An diesem Vorbehalte „die Landesordnung zu mehren, zu ändern, zu bessern und was sonst das *jus legis ferendae* mit sich bringt,“ haben alle böhmischen Könige von Ferdinand II. bis Ferdinand IV. unerschütterlich festgehalten. Nur zweimal 1792 und 1845 wagten die Stände, gegen diesen Vorbehalt, der alle verfassungsmäßigen Rechte in Frage stellte, Bitten und Beschwerde zu erheben, jedesmal vergebens. Mit Recht bemerkte Graf Nostitz (1845), daß es für die Stände eine Lebensfrage sei, zu wissen, ob der Kaiser bei dem unbedingten Vorbehalte beharre und ob ihre Privilegien ohne ihre Mitwirkung durch einfache Hofdekrete abgeändert werden könnten. Dieser einzige Vorbehalt verurtheilte ja die Stände zu gänzlicher Machtlosigkeit und gab ihre Privilegien der willkürlichen Auslegung vollständig preis. Sobald der Kaiser daran festhielt, war er absoluter Herr und die Existenz der Stände selbst seinem Belieben anheimgestellt. Aber Unrecht hatte ein anderes Ständemitglied, Graf Deym, wenn er es versuchte, dieses königliche Recht aus der Privilegienbestätigung K. Ferdinands II. zu bestreiten. In derselben heißt es ausdrücklich: Der Kaiser habe sich dahin resolvirt, „daß mehr gedachtes Unser Erbkönigreich Böhme wiederum in gewisse Stände, wie solches Unsere verneuerte Landesordnung mit mehreren vermag und ausweist verfaßt werden und aller derjenigen Privilegien, Begnadungen, Freiheiten und Majestätsbriefe, so obgedachter Unserer verneuerter Landesordnung nicht zuwider (gestalt Wir dann alles dasjenige, so derselben, wie obberührt zuwider, zuzuforderst aber die zwöne weiland Kaisers Rudolphi secundi Zeiten, von denen, so sich *sub utraque* genennet, erzwungene Majestätsbriefe, deren einer die Religion, der andere aber die Strafen und *Confiscationes* betrifft für unkräftig und allbereit für kassirt erklären und halten) von männiglich ungehindert genießen sol.“ Dieser Majestätsbrief bestätigt also nur jene Freiheiten, welche der verneuerter Landesordnung nicht zuwider sind. Nun hatte aber die verneuerte Landesordnung der Krone ausdrücklich das *jus legis ferendae* und die Macht die Landesordnung zu ändern, vorbehalten und die Stände hatten Jahrhunderte lang ohne Widerspruch oder Protest auf Grundlage dieser Landesordnung ihre Versammlungen gehalten und den Vorbehalt stillschweigend angenommen. Was auch immer die älteren Rechte der böhmischen Stände gewesen sein mochten, dadurch daß sie die Ferdinandeische Landesordnung anerkannt hatten, war die Rechtscontinuität durchbrochen; mit demselben Rechte hätten die Stände im J. 1845 das Recht der Königswahl zurückverlangen können, die mit der Ferdinandeischen Landesordnung in keinem größeren Widerspruch stand.

Das also ist das historische Recht der böhmischen Nation: Anspruch auf eine Ständeversammlung, die fast ausschließlich aus Adelligen und Kirchenfürsten besteht und die sich zwei Jahrhunderte hindurch als einen Hort reaktionärer Anschauung erwiesen hat, eine Landesordnung, nach welcher das *jus legis ferendae*, das Recht Gesetze zu geben und die Landesordnung abzuändern ausdrücklich dem Könige vorbehalten ist, endlich aber eine Landesverfassung, nach welcher der Bauer unterthänig war, der Grundherr aber das Recht der erblichen Gerichtsbarkeit, das Jagdrecht, das Holzschlagsrecht, das Propinationsrecht ausübte. Wie man an ein solches historisches Recht wieder anknüpfen, was man aus demselben entwickeln will,



st völlig unzugänglich. Die einzige Möglichkeit aus dem mittelalterlichen Wirrsal, wie er vor dem J. 1848 in Böhmen herrschte, herauszukommen, war die, daß der Kaiser von Oesterreich als König von Böhmen sein historisches Recht, die Landesordnung selbständig abzuändern, zum letztenmale anwandte, um die ständische Verfassung zu beseitigen, daß er alsdann auf jenen Vorbehalt verzichtete und sein jus legis ferendae mit den befreiten Völkern theilte. Das ist denn auch durch das Diplom vom 20. October 1860 und durch die Verfassung vom 26. Februar 1861 geschehen.

## Böhmische Zigeuner.

Von Dr. Julius Ernst Födisch.

Am Anfange des XV. Jahrhunderts trat in Deutschland ein bis dahin unbekannter Volksstamm auf, dunkle, sonnenverbrannte Gestalten, von den Chronisten der damaligen Zeit für Ismaeliten, Nachkommen des Sohnes Abrahams und der Hagar gehalten und nach ihrer Beschäftigung, der Kesselsiederei, „Kalt Schmiede“ genannt, denn ohne Feuer, bloß durch Hämmern wußten sie die Schäden alter Kessel zu heilen. Als unstäte Wanderer, die weder Haus noch Heimat besaßen, durchzogen sie die Länder, überall das niedere Volk mit Betrug und Gaunerei überlistend, eine wahre Landplage.<sup>1)</sup> Noch heute wandert derselbe Volksstamm mit den eben geschilderten Merkmalen in seinen Nachkommen unter uns, es ist das Völkchen der Zigeuner. Freilich treten die Zigeuner heute nicht mehr mit dem Pompe auf, wie im XV. Jahrhunderte, als sie in bedeutenden Schaaren zu Hof und zu Fuß im fantastischen Aufzuge aus Ungarn nach Deutschland vordrangen, und von Jagdhunden umschwärmt, bald da bald dort ihr Lager aufschlugen. Damals stand an ihrer Spitze ein Herzog Michel von Kleingypten, später sogar ein König Zindelo; stolz wiesen sie auf Geleitsbriefe von Kaiser und Papst hin und erklärten, der Letztere habe sie gesegnet und ihnen aufgetragen, sieben Jahre lang durch die Welt zu fahren, wandernd bei Tag und Nacht. Sieben Jahre lang sollten sie in keinem Bette ruhen, sondern nur unter ihren Zelten, bald im dunklen Wald, bald auf kahler Haide, dann würde er ihnen ein schönes und reiches Land anweisen. Mag sein, daß sie sich dabei auf alte heimische Traditionen stützten, oder was wahrscheinlicher, daß ihre siebenjährige Pilgerfahrt nur als eine schwache Nachahmung des Zuges der Israeliten ins gelobte Land gelten sollte, genug, die Welt blieb über ihre wahre Bedeutung nicht lange im Unklaren, denn sie erwiesen sich bald nach der Aussage der Chronik „als arge Heiden, Wahrsager und Diebe.“ Nun war es mit der Ruhe für sie vorbei; die geordnete Gesellschaft nahm den Kampf gegen diese gefährlichen, umherschweifenden Horden mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf. Kaum hatten sie sich an einem Orte niedergelassen, so wurden sie durch die bewaffnete Macht wieder vertrieben; eine Zeitlang galten sie für völlig vogelfrei, und man scheint sie mit derselben Kaltblütigkeit niedergeschossen zu haben, mit der heute euragirtte Yankee's auf die letzten Ueberreste der armen Rothhäute in den Urwäldern Nordamerikas Jagd machen. So führt eine Jagdspezifikation eines kleinen deutschen Fürstenthums aus dem Jahre 1700 unter anderem erlegten Wilde auch eine Zigeunerin und deren Säugling auf. Die Edikte jener Zeit bezeichnen sie „als landesverderbliche, diebische, vagirende Mordbrenner“ und an den Landesgrenzen drohten ihnen allenthalben Galgen mit der Aufschrift: „Strafe des Diebs- und Zigeunergesindels, Manns- und Weibspersonen.“

1) Vergleiche hiezu auch: Liebig, die Zigeuner, Leipzig 1863, S. 3 fgg.



In Ungarn, dem Hauptsitze der Zigeuner, suchte M. Theresia durch mehrere Edikte ebenso ihrer Vermehrung, wie ihrer unstillen Lebensweise entgegenzuwirken. Die Kinder der Zigeuner sollten nach dem Edikte vom 13. November 1761 ihren Eltern abgenommen und für den Bauern- und Handwerkerstand erzogen werden, Ehen zwischen Zigeunern aber gänzlich verboten sein. Noch schärfer lautet das Regulativ Kaiser Joseph II. vom 9. Oct. 1783. Das Zigeunermwesen sollte von Grund aus ausgerottet, die Zigeuner selbst zum Land- und Ackerbau verhalten werden und ihre absonderlichen Bräuche (Leben unter Zelten, Pferdehandel, Schmiedehandwerk, Musik, Zigeunersprache) entweder beschränkt oder gänzlich untersagt sein. Natürlich verbot auch Kaiser Joseph die Ehen zwischen Zigeunern. Aber trotz solcher Maßnahmen erhielt sich der Zigeunerstamm in Oesterreich und thatsächlich leben heute noch in den östlichen Kronländern mehr als 80.000 Zigeuner. Aber auch Böhmen hat heute noch seine Zigeuner, die trotz Gensdarmrie und Ortspolizei ihr altgewohntes Nomadenleben als echte Verächter jedes unbeweglichen Besitzes führen.

Die Urheimat der Zigeuner ist Vorderindien. Dorthin weist uns ihre eigenthümliche Sprache, das Zigeuneridom, das mit den indischen Sprachen viele Verwandtschaft offenbart. Einzelne, wenn auch wenige Worte erinnern sogar noch unmittelbar an ihrem indischen Aufenthalt, so der Name für das Jahr bersz, skr. varsha, was eigentlich „Regenzeit,“ dann aber auch „Jahr“ bedeutet. Schon im X. Jahrhundert scheinen sie, durch nicht aufgeklärte Ursachen bewogen, ihre Wohnsitze verlassen und sich nach Westen, nach Persien gewendet zu haben.<sup>1)</sup> Einige Jahrhunderte später treten sie schon in Deutschland auf. Sie führen verschiedene Namen, in Deutschland Zigeuner oder Egypter, in Frankreich Egyptiens oder Bohémiens (weil sie im Mittelalter von Böhmen aus dorthin kamen), in England Gypsies, in Spanien Gitanos, bei den Türken Tschinghené, in Ungarn, Polen, der Wallachei Zingaren oder Zinganen, in Dänemark und Schweden Tartaren, in Arabien ist ihre landläufige Benennung Charami, das ist Räuber.“<sup>2)</sup> Die äußere Erscheinung der Zigeuner berührt, abgesehen von ihrer oft nur allzusehr verwahrlosten oder phantastischen Kleidung, im Allgemeinen nicht unangenehm. Es sind meist schlanke, biegsame Gestalten, mehr sehnig, als voll, mit kleinen zarten Händen, Eigenthümlichkeiten solcher Volksstämme, die weder Ackerbau noch Industrie kennen, dunklen funkelnden Augen, dichten gekrausten schwarzen Haaren, mehr oder minder braunem Teint und weißen Zähnen. Die Weiber zeigen in ihrer Jugend nicht selten

- 1) Vergl. dagegen: Pott, Zigeunersprache 1, S. 62, wonach die Indris, welche mit den Zigeunern identisch scheinen, bereits vor 1400 Jahren in einer Anzahl von 10 — 12000 Köpfen als Spielleute aus Indien herbeigerufen sein sollen. U. d. R.
- 2) Der Zigeuner hat fast in jedem Lande einen andern Namen; bald hat ihre Hautfarbe, bald ihre Beschäftigung, bald ihre wirkliche oder vermeinte Abstammung den Benennungsgrund abgegeben. In Persien heißen sie Karächee, die Schwarzen, in Sittland Spaxwands-folk, Wahrsagervolk, in Norddeutschland Latern, weil man sie für Abkömmlinge der Tartaren hielt. Nach Buchmayer (Románi Cib, Grammatik und Wörterbuch der Zigeunersprache pag. IV.) nennt sich der deutsche Zigeuner selbst Sinde (Zinde), was an Sanskrit Sindhu, saindhavas (Indusbewohner) erinnert, der in Ungarn und Böhmen aber Rom (Mann) oder Kálo (der Schwarze). Der Sinde treibt kein Gewerbe und seine einzige Beschäftigung ist im Wirthshaus zu sitzen und zum Zeitvertreib zu musciren. Den Weibern liegt die Pflicht ob für Nahrungsmittel und andere Bedürfnisse Sorge zu tragen. Der Rom in Böhmen theilt sich in zwei Parteien. Der eigentliche Kálo, dessen Väter aus Ungarn gezogen sind, treibt Profession und ist größtentheils ein Schmied, der von Ort zu Ort zieht, seinen kleinen Ambos und Handbalg mit sich führt, seine Feueresse aufschlägt, wo es ihm beliebt und trotz seiner einfachen Werkzeuge meist kleine aber ziemlich gute Arbeiten verfertigt. Er hauset in den östlichen Kreisen Böhmens, in den südlichen und westlichen ist er selten zu sehen. Die übrigen Zigeuner bestehn aus Nationalen der niedrigsten Klassen, die sich an Kalinen angemacht und mit ihnen Kinder gezeugt haben. Sie sprechen zwar auch zuweilen zigeunerisch aber schlecht und fehlerhaft; alle aber verstehen die Hantyrka, oder cehische Diebsprache, mit welcher sie übrigens sehr geheim halten. U. d. R.



einen feinen ovalen, echt orientalischen Schnitt des Gesichtes und sind dann nicht ohne Schönheit; im Alter aber werden sie meist abschreckend häßlich und erinnern dann lebhaft an jene abenteuerlichen Gestalten, die Shakespeare im Macbeth so meisterhaft gezeichnet hat. Den Männern kann im Alter ein gewisses ehrwürdiges Aussehen, gehoben durch einen langen weißen oder grauen Bart, nicht abgesprochen werden. Die Zigeunerkinder sind in ihrer frühesten Jugend von den Kindern anderer heute kaum zu unterscheiden; bei den neugeborenen ist die Haut weiß; erst allmählig nimmt sie jene braungelbe, olivenähnliche Farbe an, unter welcher auch nicht die geringste Röthe hervorschimert. Das eigentliche Kennzeichen echter Zigeunerkinder besteht darin, daß sie zolllanges schwarzes Haar mit auf die Welt bringen. Der Kriminalrath Liebig äußerte einmal gegen eine Zigeunerin, die ihm ihren Säugling zeigte, seine Verwunderung über die Weiße des Kindes. Rasch und mit einer gewissen Hestigkeit entfernte die Mutter die Kopfbedeckung des Kindes und sagte mit triumphirendem Blicke auf die rabenschwarzen Haare des Säuglings deutend: Miro cavo hi kalo (Mein Knabe ist schwarz!) Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, daß seine Aeußerung einen Zweifel an der echt zigeunerischen Abkunft ihres Sprößlings habe ausdrücken wollen.<sup>1)</sup>

Die Heimat des deutsch-böhmischen Zigeuners ist der nordwestliche Theil des Landes, bestimmter der Egerer und Saazer Kreis. Sie leiten fast sämmtlich ihren Ursprung aus dem Städtchen Scheles im äußersten Süden des Saazer Kreises her, wo in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Zigeunerknabe geboren und getauft wurde, den sie als ihren Stammvater betrachten. Sie glauben dadurch ein gewisses Anrecht zu haben, sich gerade diese Gegend zu ihrem Aufenthaltsorte zu wählen. Der Familienname all dieser Zigeuner ist Bernard. Gewöhnlich leben mehrere Zigeunerfamilien zusammen und bilden auf diese Weise Rotten von 20 — 30 Köpfen. In Deutschland haben die Zigeuner noch ihre besondere politische Verfassung. Sie sind daselbst in drei Landsmannschaften gesondert, in die altpreussische (schlesische), neupreussische und hannovranische, die jedoch untereinander lebhafteste Beziehungen unterhalten. Jede dieser Landsmannschaften steht unter einem eigenen Hauptmann. Dieser Hauptmann hatte früher volle uneingeschränkte Gerichtsbarkeit über die Seinen (*judicandi et liberandi facultas*, das Recht über Leben und Tod); dieses Recht jetzt geltend zu machen, daran hindern ihn die Gesetze des Staates. Doch hat er gegenwärtig noch das Landesregister und die Akten der ihm untergeordneten Landsmannschaft in Ordnung zu halten, jede Geburt, jeder Todesfall muß ihm gemeldet und von ihm verzeichnet werden. Er hat das Zigeunerfiegel (ein Igel) zu führen und aufzubewahren. Er bestätigt geschlossene Ehen und trennt sie wieder, schlichtet vorkommende Streitigkeiten und beugt ihnen vor, ertheilt Rügen und verhängt Strafen, welche neben körperlicher Züchtigung und Verstümmelung in der Ausschließung aus der Gemeinschaft auf kürzere oder längere Zeit und in Verurtheilung zur Infamie bestehen. — Alle sieben Jahre zur Pflingstzeit versammelt sich regelmäßig jede Landsmannschaft um ihren Hauptmann an einem von diesem zu bestimmenden Orte; in diesen Versammlungen werden die innern Angelegenheiten der Gemeinde geordnet. Man vernimmt des Hauptmanns Befehle, hört seinen Rath und verbringt einige Tage in wechselseitiger Mittheilung über inzwischen erlebte Dinge gewidmeter Gemeinschaft bei Musik und Tanz, Schmaus und Zechgelag. Daraus erklären sich die in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden zahlreichen Züge von Zigeunerbanden nach bestimmter Richtung. Die Würde des Hauptmanns ist nicht erblich, sie wird vielmehr durch die übereinstimmende Wahl der erwachsenen, unbescholtenen männlichen Glieder der gesammten Genossenschaft auf Lebenszeit übertragen. (Liebig, S. 37—44). Ob die böhmischen Zigeuner eine ähnliche politische Verfassung haben,

1) Liebig, S. 21.



ist ungewiß, doch scheint der gemeinsame Name Bernard darauf hinzudeuten. Im Sommer schlagen die Zigeuner ihr Lager unter dem Blätterdache eines Waldes auf, meist in der Nähe eines Baches. Es ist die lustige Zeit des Zigeuners. Morgens ziehen Weiber und Kinder hinaus in Städte und Dörfer, um zu erbetteln, was sie zum Lebensunterhalte brauchen. Unterdessen hält der Mann mit Branntwein und Speck Frühstück, raucht und musiziert. Denn alle Zigeuner sind geborene Musikanten; Beispiele liefern die ungarischen Zigeuner, die mit ihrer Geige, der Schetra, bei keinem Feste fehlen dürfen und aus denen tüchtige Violinspieler, wie Dombi, Csöry, Kalózy hervorgingen. Das Hauptinstrument des böhmischen Zigeuners ist die landesübliche Harmonika. Eines ihrer Lieblingsvergnügen ist es, mit langen Messern, die sie immer bei sich tragen, nach einem Ziele zu werfen. Wer den bezeichneten Punkt trifft, gewinnt. Sie entwickeln darin eine staunenswerthe Geschicklichkeit. Hat er genug geraucht, geklimpert und gespielt, dann legt er sich ins grüne Moos und schläft. Auch die böhmischen Zigeuner liefern eine treffliche Illustration der Worte des Dichters: „Wie man das Leben verschläft, verbraucht, vergeißt.“ Kommen endlich Weiber und Kinder zurück, dann beginnt erst wahres Leben im Lager. Lustig prasselt das Feuer, unter einem überhängenden Felsblock angezündet, und blauer Rauch wirbelt zwischen den grünen Zweigen der Tannen empor. Kochkünstlerinnen sind die Zigeunerinnen sicher nicht. Die Art und Weise, wie sie ihre Speisen zubereiten, ist eine höchst primitive. Suppe, Fleisch und Gemüse, nach unseren Begriffen drei ganz heterogene Bestandtheile des Mahles, werden von ihnen in einem und demselben Topfe zusammengedocht und auch zusammengengenossen. Ihre Lieblingsgerichte sind Zgel, Eichhörnchen und zahmes Federvieh, daß sie auf trockenem Lande mittelst Angelruthe geschickt zu fangen verstehen. Ist das Mahl gar, dann setzt sich die Familie im Kreise, der Topf wird dem Ältesten der Versammlung, dem Familienoberhaupte zugeschoben; er isst, so lange es ihm schmeckt, was übrig bleibt, gibt er weiter und so macht der Topf die Runde.

So lebt sich im Sommer. Wenn aber dann der Winter kommt mit seinen tiefen Kältegraden und furchtbaren Stürmen, wenn lastertiefer Schnee in den Schluchten liegt und die Waldpfade oft wochenlang ungangbar sind, dann hat auch das Waldleben bedeutend an Romantik verloren. Zwar im schlimmsten Falle trogt der Zigeuner auch diesen Uebelständen. Er gräbt ein Loch in die Erde, überdeckt es mit Tannenzweigen und Rasen, füttert es im Innern mit trockenem Laub aus, richtet einen kleinen Ofen hinein und läßt nun draußen die Stürme toben, oder er nistet sich in abgelegenen, halbverfallenen Waldhütten ein, wenn ihn nicht der Förster oder Gensdarme bei Zeiten daraus vertreibt. Sein Lieblingswinterquartier aber ist das Gefängniß und in dies trauliche Asyl zu gelangen, fällt dem erfindungsreichen Zigeuner eben nicht schwer. Ein auffallender Diebstahl wird organisiert, man läßt sich ohne viel Widerstreben fangen, und hat so erreicht, was man erstrebt.

Die Kleidung des böhmischen Zigeuners hat jetzt wenig Originelles mehr, da ihre Garderobe meistens von dem civilisirten Theile der Bevölkerung erbettelt ist. Doch lieben die Männer immer noch den kurzen ungarischen blauen Rock, mit Pelz verbrämt und mit großen Knöpfen und schwarzen Schnüren verziert, dazu die einfache Soldatenkappe mit gelber Schnur und Cofarde. Die Kleidung der Weiber zeigt meist eine äußerst geschmacklos zusammengewürfelte Farbenmenge, je bunter, desto besser. Darum grämt sich auch keine Zigeunerin darüber, ein Loch in einem schwarzen Kleidungsstücke mit einem weißen Flecken zuzuslickn, oder umgekehrt, wenn sie das Flicken des Kleidungsstückes überhaupt für nothwendig hält, was eben nicht sonderlich oft geschieht. Als echte Naturkinder lieben die Zigeunerinnen Tand und Flitter über Alles, daher stehen große metallene Ohrgehänge und Fingerringe bei ihnen im hohen Ansehen. Auch hier gilt der Grundsatz, je größer und auffallender, desto besser. Dagegen sind ihnen Strümpfe und Schuhe ein im



Sommer ganz unbekannter und im Winter nur bei hartem Frost gesuchter Luxusartikel. Alle Zigeunerinnen tragen bunte, gewöhnlich rothe Tücher um den Kopf geschlungen und ähnliche sackartig gefaltet, am Rücken, worin sie ihre ganzen Habseligkeiten mit sich tragen, nemlich nebst ein oder zwei kleinen Kindern, etwelche Lumpen und ein Federpolster. Die Kinder läßt man geraume Zeit völlig nackt laufen, aber auch später hält man allzuviel Garderobe für ein höchst überflüssiges Bedürfnis für sie, daher man nicht selten Knaben von 6—8 Jahren sieht, die einen Rock besitzen, während die Beinkleider fehlen oder umgekehrt. Den Mädchen wendet man etwas mehr Sorgfalt zu.

Das Naturell des Zigeuners ist sehr hitzig. Ihre Hauptleidenschaften gipfeln im Genuß des Branntweins und der Pfeife, und darin geben die Weiber den Männern gar nichts nach. Beide Geschlechter sind eben so unmäßige Trinker, wie Raucher. Nicht selten tragen sich unter ihnen unbedeutender Kleinigkeiten wegen großartige Schlägereien zu. Man geht dann mit Messern und Pistolen aufeinander los, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, und dann läuft das Geſecht selten ohne Blutvergießen ab. Sonst ist der Zigeuner durchaus höflich, ja unterthänig. Er läßt sich schelten nach Herzenslust, weiß er sich aber in Sicherheit, dann macht er erst in spitzen Worten seinem Ingrimm Luft. Er ist durchaus feig. Nicht leicht sucht er eine Sache mit offener Gewalt an sich zu bringen, wohl aber durch List und Schlaueit. Tagelang lauern sie eine passende Gelegenheit ab, bis sich ein schon längst vorberathener Diebstahl ausführen läßt, ohne entdeckt zu werden. Eine weitere Stammesuntugend der Zigeuner ist ihre grenzenlose Trägheit. Sie zeigen sich überall als abgesagte Feinde jeder Arbeit, und sei es auch die leichteste. Der Besitzer eines großen Gutes im Saazer Kreise, auf dessen Territorium sich Zigeuner besonders gern umhertreiben, wurde eines Tages von mehreren derselben um eine Gabe angegangen. Darunter waren auch einige junge kräftige Bursche. Der Gutsher hielt ihnen vor, daß es doch besser für sie wäre zu arbeiten, als zu betteln. Die allgemeine Antwort lautete, man gäbe ihnen nirgends Arbeit. Er versprach ihnen welche und sie sagten zu, gleich nächsten Morgen zu kommen. Wer aber ausblieb und noch heute kommen soll, waren die Zigeuner. In den böhmischen Kreisen dagegen üben die Zigeuner heute noch ihr historisches Handwerk, die Kesselslickerei. So hatte vor einigen Jahren eine zahlreiche Horde dieser Kaltschmiede, mit Wagen und Pferden, Weibern und Kindern, unter der Leitung ihres Chefs, den ein großer mit Zinn beschlagener Stab auszeichnete, ihre Zelte auf dem Invalidenplatz bei Prag aufgeschlagen— ein seltsames Stück Nomadenleben in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt.

In sittlicher Hinsicht sind die Zigeuner, was wohl bei ihrer vagirenden Lebensweise nicht anders sein kann, ein schrecklich verwahrlostes Völkchen. Man trifft unter ihnen junge Bursche, noch halb Knaben, die Väter, und 13—14jährige Mädchen, die Mütter sind. Der Zigeuner lebt in einer Art Polygamie; denn er hat gewöhnlich 2—3 Weiber um sich; er braucht für dieselben ja nicht zu sorgen, im Gegentheil ist es die Aufgabe des Weibes, für Mann und Kind den nöthigen Lebensunterhalt durch Betteln oder Stehlen zu verschaffen.<sup>1)</sup>

1) Das Familienleben der deutschen Zigeuner schildert Liebig (S. 44—56) viel vortheilhafter. Nach ihm ist die Familie noch ganz patriarchalisch eingerichtet. Den Befehlen des Familienhauptes gebührt unbedingter Gehorsam. Ohne seine Einwilligung darf keines seiner Angehörigen ihn verlassen, keines eine Ehe schließen. Der Älteste allein bestimmt Ziel und Zweck der Wanderung. Doch wird nichts unternommen, was nicht die Zigeunermutter, das älteste Weib der Bande zuvor gut geheißen hat. Der Zigeunermutter Autorität ist so groß, daß selbst die Männer auf ihren Blick sehen und auf ihre Rede hören. Wenn die Zucht des Mannes es nicht vermag, so bändigt ihre Miene schon die Ausgelassenheit und den Muthwillen der Kinder. Sonst ordnet und leitet das Familienhaupt die häuslichen Angelegenheiten, führt die Kassa, in welche jeder Verdienst oder sonstiger Gewinn des einzelnen abgeliefert werden muß, er bestreitet aber auch alle vorkommenden Auslagen. Die Zigeuner heirathen sehr frühzeitig.



Von Vorurtheilen ist der Zigeuner frei, aber keineswegs von Aberglauben; namentlich glaubt er an Vorbedeutungen (omina). So bedeutet ihm z. B. das Begegnen einer Elster Zank und Streit, ein Aberglaube, den er übrigens mit unserem Landvolke theilt. Fliegt oder sitzt die Elster (Zingerpaskero Cirkulo d. i. Zank- oder Streitvogel) ihm zur rechten Hand, so kommt ihm Zank und Streit von seines Stammesdenossen, wenn aber zur linken, von andern Leuten (gadsche). Vor Geistern und Gespenstern fürchtet sich dagegen der Zigeuner nicht; ja seine Sprache kennt gar nicht einmal ein eigenes Wort für diese Begriffe. Weil der Zigeuner auch keine äußere Symbole und religiösen Gebräuche kennt, so hat man vielfach behauptet, er sei ganz ohne Religion. Das ist nicht richtig. Schon Buchmayer erwähnt das zigeunerische Wort devel für Gott, was allein beweist, daß der Zigeuner des Gottesbegriffes keineswegs entbehre.

Außerlich bekennet sich der Zigeuner überall, wo er hauset, zu der herrschenden Religion, daher in Böhmen zum Katholicismus. Er läßt seine Kinder taufen, seine Sterbenden einsegnen und die Leichname der Seinigen auf christlichen Friedhöfen zur Erde bestatten. Kinder und Weiber beten wohl auch das „Vater unser,“ aber weniger aus religiösem Drange, als weil dies unter dem böhmischen Bettelvolk so gang und gäbe ist.<sup>1)</sup>

Wollen die Eltern in die Heirath der jungen Leute nicht willigen, so entziehen sie zu einer befreundeten Bande, kehren aber nach Verlauf von einigen Wochen zum Vater der Braut zurück. Dieser empfängt zwar den Bräutigam mit Ohrfeigen, gestattet aber schließlich doch dem Bräutigam, zwei Jahre hindurch zur Probe bei seiner Bande und in seiner Familie zu bleiben, während welcher Zeit er dem Vater gehorchen und jeden Erwerb an die gemeinschaftliche Kasse abführen muß. Nach Verlauf von zwei Jahren wird der Hauptmann aufgesucht und ihm das Anliegen der Brautleute vorgetragen. Findet derselbe nichts gegen die Ehe einzuwenden, so knien die Brautleute vor ihm nieder und geloben sich ewig Liebe und Treue. Der Hauptmann ergreift einen mit Blumenkränzen und Laubwerk geschmückten, mit Wein gefüllten irdenen Krug, gießt einige Tropfen seines Inhalts über die Häupter der Verlobten aus, leert den Krug auf deren Gesundheit und wirft ihn hoch in die Luft, auf daß er ja beim Niederfallen in Stücke zertrümmere; je mehr Scherben, desto mehr Glück wird das Ehepaar haben. Hierauf folgt das Trinkgelage mit Spiel und Tanz. Der Hauptmann eröffnet den Reigen, indem er den Kreis der Anwesenden mit seiner erkornen Tänzerin taktmäßig durchschreitet. Sobald er auf diese Weise einer Pflicht der Höflichkeit genügt hat, nimmt er den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz wieder ein, das neue Ehepaar bringt dem Onkel seinen Dank dar und nun waltet Freude und Lust auf Rechnung des freigebigen Hauptmanns bis zum anbrechenden Morgen, wenn nicht etwa das unwillkommene Erscheinen der Pilgerschon früher ein Ende macht. Die Hochzeiten werden vorzugsweise am Pfingstsonntage (patersiakro dives, d. i. Laubtag) gefeiert. Die Ceremonie erfolgt unter freiem Himmel und nur bei ungünstiger Witterung in geschlossenem Raume. Später und gelegentlich lassen sich die nach Zigeunerbegriffen bereits rechtsgiltig verbundenen Eheleute auch noch kirchlich trauen, aber nur aus Gründen der Nützlichkeit. Jede Ehe aber, welche ohne Beisein des Hauptmanns geschlossen wird, ist ungiltig und zieht Ausstossung aus der Zigeunergenossenschaft nach sich. So großen Werth der Zigeuner auf die förmliche Vollziehung der Ehe legt, so leicht lösbar ist das Band, welches die Eheleute an einander fesselt. Das Weib wird ohne weiteres von dem Manne entlassen, wenn es seinen Anforderungen in Bezug auf Pflege der Kinder, auf Erwerb und Beitrag zu dem nothwendigen Lebensunterhalt nicht entspricht; die Scheidung braucht dem Hauptmann bloß angezeigt zu werden. Ehebruch ist selten. Kommt er vor, so wird er an der treulosen Frau durch einen Schnitt ins Gesicht, meist über die Nase, bestraft. — Nur selten unterliegt der Zigeuner durch Krankheit beschleunigtem Tode; in der Regel stirbt er an Altersschwäche. Sein Tod erfüllt die ganze Bande mit tiefer Betrübniß. Die Leiche wird in seine besten Kleider gehüllt, ihm seine Waffen, mindestens ein Messer, beigegeben und reichliche Spenden von Wein, Bier und Brantwein über ihn ausgossen. So wird er zur Erde bestattet. Die Kleider des Verstorbenen und sein Bett werden unter freiem Himmel verbrannt. Nach Verlauf eines Jahres aber, am Todestage wird das Grab wieder aufgesucht und das Andenken des Geschiedenen gefeiert.“

1) Über seine eigentlichen religiösen Anschauungen spricht sich der Zigeuner, durch die früheren Religionsverfolgungen vorsichtig gemacht, nicht gern aus zu Leuten, die nicht seines Stammes sind (gadsche). Er glaubt zwar an ein höchstes Wesen o baro dewel an o polopenn d. h. der große Gott im Himmel und führt dessen Namen bei jeder Gelegenheit oft bewußtlos im Munde, hat aber von demselben nur eine dunkle, unbestimmte, mangelhafte Vorstellung. —



Die Zigeuner spielen in der böhmischen Volksfage längst eine bedeutende unheimliche Rolle und sind vielfach an die Stelle älterer mythologischer Gestalten, der weisen Frauen, oder der wilden Weiber, getreten. Aus Schönbüchel haben sie die Spaken verbannt, sie sollen die Kunst verstanden haben, das Feuer zu beschwören; ihre Flüche und Verwünschungen zogen den Blitz herbei, oder führten alte Rittergeschlechter ins Verderben. Heute noch stehen die alten Zigeunerinnen als Wahrsagerinnen in hohem Ansehn, obwohl sich der Glaube an ihre Kunst, Dank den Fortschritten der Volksbildung, immer mehr und mehr verringert. Sie prophezeien immer nur aus den Linien der Hand, und wo sie mit den Verhältnissen der Personen, denen sie wahr sagten, ziemlich bekannt sind, gelang es ihnen oft genug, leichtgläubige Bäuerinnen und namentlich verliebte Mädchen zu täuschen. Dabei wußten sie schon oft eine Gelegenheit zum Diebstahl auszuspähen oder herbeizuführen. Namentlich suchten sie unter dem Vorwande, drei oder mehr Silberzwanziger oder Thaler zur Wahrsagerie zu brauchen, den Ort auszukundschaften, wo die Bäuerin oder Wtagd ihren Sparpfennig aufbewahrte, um denselben gelegentlich heimzusuchen. Sehr zu statten kam ihnen bei ihren Betrügereien ihre erstaunliche Rednergabe, der sie auch die günstigen Erfolge bei ihrer Bettelei verdanken. „Ich küsse Ihnen gnädiges, goldenes Herrchen, die Händchen, die Füßchen und bitte Sie um des allmächtigen Gottes willen um eine kleine Gabe.“ Mit diesem Rufe verfolgt die böhmische Zigeunerin ihr Opfer, bis dieses sich umdreht und ihr etwas reicht, nur um sie loszuwerden.

In den letzten Jahren (1861—1865) hat übrigens die Anzahl der Zigeuner in Böhmen mehr ab- als zugenommen. Schon früher war die Race derselben mit vielen Individuen weiblichen Geschlechtes, insbesondere arbeitscheuen Mägden versetzt worden, die sich bei Gelegenheit wieder mit ihren Kindern von den Zigeunern trennten. Auch ist die Regierung in der letzten Zeit mit mehr Strenge gegen sie aufgetreten, sucht emsiger als je dem ungerügten Herumschweifen derselben Einhalt zu thun, stellt die jungen Burschen zum Militär und schiebt die Weiber in Straf- und Arbeitshäuser, und so wird wohl dieser Landplage nach und nach ein Ende gemacht werden.

Der Zigeuner besitzt eine ungemaine Fähigkeit, fremde Sprachen sich anzueignen. Diese Fähigkeit wurde in Spanien der Grund zur Verfolgung der Zigeuner indem man sich dieselbe nur durch Zauberei erklären konnte. Er spricht daher in czechischen Gegenden das czechische Idiom sehr geläufig, in deutschen Gegenden spricht

---

Von ihm kommt der Blitz und Donner, deweleskéro jak, deweleskero tsiro, deweleskero tschingerpenn, Gottes Feuer, Gottes Wetter, Gottes Zorn. Er gibt Schnee und Regen, miro baro dewel dela gib, dela herschindo, mein großer Gott gibt Schnee, gibt Regen und seine Lichter (deweleskero momelinja, Gottes Lichter, Sterne) brennen am Himmel. — Die Erde besteht ihm von Anfang an und ist nicht erst geschaffen, sie gilt ihm für heilig. Stirbt dem Zigeuner ein Kind, so hat es nach seiner Vorstellung der große Gott „getressen“ und wird dafür verwünscht und verflucht. Gleiche Schmähungen werden über ihn ausgeschüttet, sobald den Zigeuner auch sonst ein Unglück trifft, ein Anschlag mißlingt, überhaupt nicht alles nach Wunsch geht. — Daß der Zigeuner an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, ist mehr als zweifelhaft, obwohl die große Verehrung und Pietät, welche er den Todten widmet, darauf hindeuten dürfte. Der Schwur: Bei den Todten (Ap i malende) gilt ihm eben so unverbrüchlich und heilig, als der bei seiner väterlichen Hand. Ihr Andenken bewahrt er lebendig in seiner Seele, wenn er auch alles, was an sie erinnern kann, entfernt und z. B. ihre Kleider, ihre Betten verbrennt und den Namen der Verstorbenen mit ängstlicher Sorge meidet. — Kein Zigeuner geht an dem Grabe eines seiner Stammesgenossen vorüber, ohne auf dasselbe einige Tropfen Wein, Bier oder Branntwein auszugießen. Jeder sucht, wenn es ihm irgend möglich ist, das Grab eines theuern Entschlafenen nach Jahresfrist wieder auf. — Welche Vorstellung er sich von dem Gott der Christen macht, zeigt deutlich seine Unterscheidung zwischen dem großen, erwachsenen, alten (baro, puro dewel) und dem kleinen jungen Gott (dikkno, tarno dewel). Der große, der alte Gott ist nach seiner Meinung längst gestorben und an seiner Statt regiert jetzt der junge, der kleine Gott, wie er Jesus Christus nennt, die Welt.“ (Liebich. Seite 31—35.)



er deutsch, wenn auch mit einem etwas fremden Accente. Im Verkehre mit seines Gleichen spricht er stets zigeunerisch. Auch seine Hunde, die er aufgezogen hat, verstehen keine andere und hören auf keine andere Sprache. Der Versuch, einen Zigeunerhund an mich zu locken, erzählt Viebich, mislang jedesmal, so oft ich mich der deutschen Sprache bediente. Als ich ihm aber zigeunerisch zurief, „Aw pasesch mande, miro schukker tshukklo, komm zu mir mein schöner Hund,“ sprang er schweifwedelnd an mich heran.

Die Sprache der Zigeuner darf man keineswegs mit der Gaunersprache, dem Rothwälsch oder der böhmischen Hantyrka verwechseln. Die Gaunersprache ist stets auf die Landessprache basirt und daher mit Ausnahme weniger Ausdrücke, welche meist hebraischen Ursprungs sind, in jedem Lande eine andere; die Sprache der Zigeuner aber bleibt in Form und Bau überall dieselbe, wenn die langjährige Trennung auch mancherlei Mundarten hervorgerufen hat. Die Gaunersprache ist durch gegenseitiges Uebereinkommen entstanden, ist eine gemachte Sprache, das Zigeunerische aber ist eine natürliche Sprache, wie die deutsche, oder die slavische, nur daß sie begreiflicher Weise keine hohe Ausbildung hat und sehr mit fremden Worten gemischt ist, welche die Zigeuner auf ihren Wanderungen überall aufgeslesen haben. Ich lasse hier als Probe der echten Zigeunersprache ein Liedchen folgen welches Buchmayer in seinem genannten Schriftchen mitgetheilt hat:

O vešoro e pajtrenča,  
O Wäldchen mit Blättern,  
O čiriklo e pehakenča,  
O Vogel mit Flügeln,  
Te me edar dykava,  
Wann ich Furcht erblicke,  
Adre tute chutava.  
In dich ich springen werde,

Veša, veša zelenone,  
Wald, Wald grüner,  
De tut pale angál mande,  
Geh dich (breite dich aus) vor mir,  
Te me edar dykava,  
Wann ich Furcht erblicke,  
Štar bárora chutava,  
Bier Zäune überspringe ich.

## M i s c e l l e n.

### Der Streit um einen Kirchenstuhl. 1)

Eine historische Anekdote von Dr. Franz Kürschner.

Das Interesse an Streitigkeiten dieser Art, die häufig vorkamen und selten erhebliche Folgen nach sich zogen, liegt in der Art und Weise, wie sie durchgeklämpft wurden. In dieser Beziehung dürfte gerade der vorliegende Streit einige Beachtung verdienen, zumal wenn man bedenkt, daß derselbe trotz der Geringsfügigkeit der strittigen Punkte durch anderthalb Jahre sich hinzog, und nicht nur vor das Provinzialkapitel des Dominikanerordens, das damals zu Minden tagte, sondern sogar vor den König Wladislaw II. gelangte.

Daß so viel Lärm um Nichts geschlagen wurde, läßt sich nur aus dem Umklären, daß beide Parteien zahlreiche Privilegien besaßen, dieselben mit eifersüchtigen Blicken bewachten und daher leicht geneigt waren, jeden noch so unbedeutenden Anlaß als einen Eingriff in dieselben zu betrachten. So konnte aus einem alltäglichen Gezanke ein Streit um Rechte und Freiheiten entstehen, der dann als solcher allerdings vor das oberste Tribunal gehörte.

Es war in der Fastenzeit des Jahres 1502, als die Dominikaner für den Egerer Bürger und Rathsherrn Adam Buchelberger einen eigenen Betstuhl in ihrer Klosterkirche vor dem Marienaltare aufstellen ließen. Dieser Ort war sehr

1) Die Quellen dieser Darstellung befinden sich im Egerer Stadtarchive.



unbequem, indem durch den neuerrichteten Stuhl der ohnehin beschränkte Raum vor dem vielbesuchten Marienbilde fast ganz gesperrt wurde; denn dicht vor diesem Altare stand die sogenannte Gemein- oder Klagebank, in der nach altem Herkommen bei Leichenbegängnissen die Leidtragenden ihre Gebete zu verrichten pflegten. Vor dieser Klagebank befand sich ein großer Leuchter, auf welchen von den Betenden nach herkömmlicher Sitte zu Ehren der Gottesmutter Lichter aufgesteckt wurden. Um nun für den neuen Betstuhl Platz zu gewinnen, mußte der Leuchter bei Seite geschoben werden. Dieß erregte allgemeine Unzufriedenheit, und der Stadtrath, ohne dessen Wissen und Willen dieß geschah, drang auf Abstellung dieser unbefugten Neuerung.<sup>1)</sup> Hierauf wurde auf Anordnung des Priors der Betstuhl entfernt, aber nur um in kurzer Zeit wieder in aller Stille auf seinen früheren Platz gestellt zu werden. Darin mußte der Rath eine „Verclaynigung vnd verachtung“ seiner selbst erblicken, und entschloß sich höheren Ortes Beschwerde zu führen; denn es hatten sich ohnehin schon mehrere Differenzpunkte zwischen Kloster und Stadt ergeben.

Die Brüder beschwerten sich über folgende vier Artikel: 1) daß ihnen der Stadtrath zu ihren Bauten die Aufnahme auswärtiger Zimmerleute nicht gestatten wolle, 2) daß derselbe die Errichtung neuer Grabstätten in der Kirche nicht zulasse, 3) daß Brüder, die sich aus der Stadt entfernen, bei den Thoren nicht wieder eingelassen werden, und 4) daß es mit dem Mezen in der Stadtmühle nicht mehr gehalten werde wie früher.

Als daher Bruder Bernhard, Prior von Leipzig und Ordensvikar für Meissen, der wegen der Reform des Ordens die verschiedenen Klöster besuchte, im Mai desselben Jahres in Eger anwesend war, forderte er kurz vor seiner Abreise den Bürgermeister und zwei Rathsherrn auf, etwaige Gebrechen im Kloster namhaft zu machen, damit auf Abstellung derselben Bedacht genommen werden könne. Es konnte ihm aber keine Antwort gegeben werden, da er schon am nächsten Tage abreiste, nachdem er den Brüdern den Auftrag ertheilt hatte, bezüglich der vier Artikel sich mit dem Stadtrathe zu vereinigen. Dieß führte jedoch zu keinem Ziele, da der Rath gleichzeitig erfuhr, daß der Betstuhl wieder auf seinen vorigen Platz gestellt worden sei, und die Brüder der dießbezüglichen Aufforderung des Rathes nicht nachkommen wollten.

Dieß war die nächste Veranlassung, daß sich der Rath an den Vikar mit einer Eingabe wandte, worin er auf dessen sofortige Abreise nicht ohne Hintergedanken hinwies, und die vier Artikel eingehend erörterte. In Betreff der Zimmerleute wird geltend gemacht, daß es in der Stadt „ein gemaines hantwerck Zimmerer“ gebe, worunter nicht Wenige, die sich auf derlei Bauten trefflich verstünden. Da dieselben gleich den übrigen Bürgern so manche Lasten zu tragen haben, so sei es unbillig, wenn ihnen durch das Hereinziehen Fremder „das Brot vor dem Munde abgeschnitten“ würde. — Bezüglich der Grabstätten wird bemerkt, daß weder in der Pfarr- noch in den anderen Kirchen die Vorsteher derselben das Recht haben, ohne Wissen und Willen des Rathes eine neue Grabstätte zu errichten. Wer eine solche von seinen Vorfahren her besitze, könne sie unangefochten fort behalten, aber die Eröffnung neuer sei gegen alles Herkommen. — Hinsichtlich der Brüder habe ja der Prior selbst den Stadtrath mehr als einmal ersucht, „Etlich Im ungehorsam vnd wunderlich Brüder vnter den thörn nit einzulassen.“<sup>2)</sup> Dieß sei also dem Prior zu Willen und dem Kloster zu Nuß geschehen. — Was endlich den Mezen in der Stadtmühle betreffe, so sei es von jeher Brauch, daß diejenigen, welche in der Mühle mahlen, einen Mezen als Entlohnung zurücklassen. Nun sei der Rath stets gern bereit gewesen, „frommen geordneten leuten, die Ir ordnung vnd wesen

1) Bekanntlich hatte der Senat die polizeiliche Aufsicht in Stadt und Land. S. Prödl, Eger und das Egerland, I. S. 215.

2) Die Thoraufsicht führten in der Regel drei Rathsherrn.



loblich vnd andechtllich gemainem vult zu besserung volführen vnd halten“ den genannten Mezenlohn zu erlassen, aber immer nur aus gutem, freien Willen und nicht aus Pflicht. Dieß würde auch ferner stattgefunden haben, wenn der Orden nicht gegen den Rath aufgetreten wäre. — Hierauf kommt der Rath auf den „irrigen“ Stuhl zu sprechen und stellt den ganzen, bereits bekannten Verlauf dar, worauf er schließlich um die Abstellung dieser Neuerung bittet und den Wunsch ausspricht, Sr. Würden möge es fernerhin mit der Stadt so günstig halten, wie es der Provinzial und die Vorgänger Sr. Würden gethan.

Am 25. Juni antwortete Bruder Bernhard in einem besänftigenden Schreiben, daß seine Abreise erst erfolgt sei, nachdem er bis zum folgenden Tage auf die Antwort gewartet, daß er ferner den Brüdern anbefohlen habe, bezüglich der schwebenden Artikel sich gültlich mit dem Rathe zu vergleichen; daraus könne derselbe ersehen, daß es nicht auf seinen Nachtheil abgesehen war. Was den Mezenlohn betreffe, so wisse man wohl, daß der Rath denselben aus Gunst, Gnad und gutem Willen und nicht aus Pflicht nachgelassen habe. Bezüglich des Stuhles hätten sich mehrere Brüder beschwert, daß der Prior denselben ohne Wissen des Convents „vnd dem closter zu mercklichem schaden“ weggenommen habe, und in dieser guten Meinung habe er selbst den besagten Stuhl wieder einstellen lassen. Hätte er gewußt, daß einem ehrbaren Rathe „etwas sunders vnnnd groß daran gelegen, so hätte er sich nach Gebühr darnach zu halten gewußt;“ denn was dem Vater Prior und den Brüdern des Klosters in dem Falle, ob der Stuhl bleibe oder weggenommen werde „leyblich,“ sei ihm nicht entgegen, und der Rath möge sich darin nach Billigkeit halten und mit dem Kloster in Güte vereinigen.

Dieß Letztere war indeß nur ein frommer Wunsch; denn die Spannung zwischen den beiden Theilen wurde von Tag zu Tag größer, und bald klagten die Brüder beim Vikar, daß der Rath sich „eklicher oberkerth in closterkirchen unterstehet,“ worauf der Vikar am 10. Juli in entschiedenerem Tone an den Rath schrieb und bemerkte, daß er einem Vergleiche nur in dem Falle nicht entgegen sein wollte, wenn derselbe dem Vater Prior und den Brüdern genehm, und von dem Rathe in Güte erlangt würde. Nun werde ihm aber berichtet, daß „vn dyßen handel geltmpffs mercklich gespart vnnnd dreslich scherppf vorgenommen wyrth,“ ferner daß der Rath sich Eingriffe in die Klosterangelegenheiten erlaube, was ihn um so mehr befremde, als die Klosterkirchen des Ordens laut päpstlichen und kaiserlichen Privilegien dem römischen Stuhle unmittelbar unterstehen; daher möge der Rath sich gegen den Orden und das Kloster in Eger freundlich erweisen, und wenn er etwas gegen den Prior und Convent einzuwenden habe, dieß an das Provinzialkapitel bringen, welches zu Mariä Himmelfahrt (15. August) zu Minden in Westfalen wird abgehalten werden.

Bürgermeister und Rath nahmen aber Anstand, ihre Streitsache einem geistlichen Gerichte zur Entscheidung vorzulegen, weil sie der Meinung waren, daß daraus „mehr Widerwillens denn Gutes“ erwachsen würde. Dagegen schrieben sie nochmals an den Vikar, und unterrichteten ihn nun auch ihrerseits über den berührten Auftritt. Sie hätten den Prior und einige Brüder zu einer Unterredung eingeladen und ihnen seinen Brief vorgelesen, hierauf in aller Wohlmeinung mit ihnen gesprochen und die Entfernung des Stuhles verlangt, zugleich aber versichert, daß sie diese Forderung nur wegen durch den Stuhl veranlaßten Unbequemlichkeit und nicht etwa aus Ungunst oder Haß gegen die betreffende Person stellen, und daß dadurch den Privilegien des Ordens in keiner Weise nahe getreten werden solle. Auf das hin hätten sich einige Brüder von ihrem Eifer hinreißen lassen und herausfordernde Neußerungen hingeworfen, worauf der Rath genöthigt gewesen sei, in gleich entschiedener Weise zu antworten.<sup>1)</sup> — Im Ubrigen erklärt der Rath, nichts

1) „San wir dorauß von etlichen, eigens hitigis gemüts vnd stoltz, villsicht auch aus ungunst



dagegen haben zu wollen, wenn für den Stuhl ein anderer Ort ausgemittelt werde, nur solle dieß mit seinem Wissen geschehen.

Der Vikar nahm auf den angebeuteten Wunsch des Stadtraths, die oberschwebenden Mißbelligkeiten ohne Dazwischenkunft des Provinzialkapitels zu begleichen, billige Rücksicht, und gab in seiner Antwort ddo. Leipzig am 30. Juli zu erkennen, wie unangenehm es ihm wäre, wenn aus diesen Anlässen ein ernster Zwiespalt zwischen Kloster und Rath entstehen würde, gleichwohl könne er dem Prior und den Brüdern ohne deren Willen und sonderlich ohne ein eingehendes Verhör die Wegschaffung des Stuhles nicht anbefehlen, wolle sich's aber, da der Prior in Kurzem bei ihm eintreffen werde,<sup>1)</sup> ernstlich angelegen sein lassen, Mittel und Wege zur Beilegung dieser Irrungen ausfindig zu machen.

Aber auch dieser Versuch Bruder Bernhards schlug fehl, weil der Prior ohne Zustimmung der Brüder nichts Endgültiges verabreden konnte und mochte, die Brüder aber von einem Nachgeben nichts wissen wollten. Es blieb also keine Wahl mehr, und so mußte der Streit dem Provinzialkapitel vorgelegt werden. Der dießfällige Beschluß ist nicht mehr vorhanden, und es läßt sich aus dem Nachfolgenden nur entnehmen, daß das Kapitel dem Stadtrathe die Weisung gab, sich mit dem Kloster in Güte abzufinden, widrigenfalls man sich an den König wenden würde. Soviel ist gewiß, daß eine abermalige Besprechung zwischen den beiden streitenden Parteien stattfand, aber ohne Erfolg blieb. Da beschloß der Rath, die ganze Angelegenheit bis zur Ankunft des Vikars, zu dessen billiger Gesinnung derselbe großes Zutrauen hatte, ruhen zu lassen, und setzte ihn durch ein Schreiben vom 24. Dezember davon in Kenntniß. Der Vikar sandte eine Copie dieses Briefes an Prior und Convent nach Eger, wobei er nicht unterließ, die Zuversicht auszusprechen, daß die Brüder sich gegen den Stadtrath gebühlich verhalten werden.

Inzwischen hatte das Kapitel bei dem Könige von Böhmen Vladislaw II. über den Stadtrath von Eger Beschwerde erhoben und einen für den Orden günstigen Entscheid durchgesetzt.

Dadurch sahen sich Bürgermeister und Rath veranlaßt, nun auch ihrerseits eine Eingabe an den König zu verfassen und den Sachverhalt des Nähern darzulegen. Nach dem gewöhnlichen Eingange, der eine Motivirung ihrer Bittschrift enthält, bemerken die Bittsteller nicht ohne einen vorwurfsvollen Seitenblick auf ihre Gegner und mit Hinweisung auf den königlichen Entscheid, sie seien der festen Überzeugung, daß eine andere Entschliesung erlossen wäre, wenn der König auch von ihrer Seite unterrichtet worden wäre. Hierauf wird dargelegt, wie der Beststuhl die Veranlassung zum Streite geboten, wie dann jene vier Artikel in Anregung gebracht worden seien,<sup>2)</sup> und wird endlich zu einer neuen Beschwerde übergegangen, die erst im weiteren Verlaufe des Streites dazugekommen war. Diese betraf den Verkauf der Wachslichter an den Kirchthüren. Es war nämlich von Altersher Sitte, daß arme Stadtbewohner dergleichen Wachslichter außen an den Kirchthüren feil boten, bei Sturm und Regenwetter aber sich in die Kirche zurückzogen, wo sie sich dann innen an den Thüren aufstellten. Da begab es sich bei einer solchen Gelegenheit, daß die Klosterbrüder die feilgebotenen Wachslichter hinauswarfen, indem sie das Recht, innerhalb der Kirche zu verkaufen, für sich allein in Anspruch nahmen. — Bürgermeister und Rath baten, der König möge sie bei ihrem alten Herkommen erhalten und erboten sich bei seiner Anwesenheit in Böhmen zu

und villieber zwitragt denn gute ainikeit zwischen vnns sehen vnd erregen wollten, das doch Reformirten geordenten gaislichen leuten nit wol zimbt vnd gebürt, gehört vnd vermerkt, also aus noturfft vnd nicht vngewurliche oder vnbeschaidene gegenrede vnglumpff aber treffliche scherff, als Ir berürt, von uns bescheen.“

1) Ohne Zweifel auf der Durchreise zum Provinzialkapitel nach Minden.

2) Es zeugt von dem geraden Sinne des Rathes, daß die Darstellung hier fast mit denselben Worten gegeben wird, wie vor etwa einem Jahre an den Vikar.



einem Verhöre in seiner Gegenwart, auch unterließen sie es nicht, auf ihre treue Ergebenheit und die dertelben erhaltenen königlichen Gnadenbezeugungen hinzuweisen.

Hierauf erschien folgende königliche Entschliessung ddt. Ofen 16. Mai 1503.

Wir Wladislaus von gots genaden zu Hungern, Beheim ꝛc. Kunig, marg-  
graue zu Merhern ꝛc. Embieten den würdigen hochgelerten vnd geistlichen vnsern  
andechtigen vnd besondern lieben prouincial doctores vnd irer prouincien prediger  
ordens, auch dem priori vnd conuent desselben ordens vnd closters in vnser statt  
Eger vnser gnab vnd alles guet. Nachdem wir auf ewr anregen da zumall des  
gehalten negst vergangen capitels zu Minda an vns getan, etlicher beswerung  
halben, die vnser besonder lieb getrew burgermeister vnd rath der gedachten vn-  
ser stat dem gemelten closter bey in thun sollen, ein offen commissiõ an sy haben  
lassen ausgen, nu han sy vns derselben stud vnd gebrechen halb ir schriftlich vnd  
mundtlich<sup>1)</sup> gethan, vnd wie sy bey iren eldern vnd vorsehern dar in vnd damit  
ye vnd ye bißher gehalten, genuglich vnderrichten lassen, vnd so wir nw der ding  
gestalt also vernemen: So ist vnser wille vnd meynung nicht, ir noch ewr orden  
vnd closter zu Eger derselben vnser ausgangen commissiõ gen in gemeiner stat  
vnd den iren zu beswerd oder wider nit zu gebrawchen noch darüber einichs vnguts  
gen in mit furzunemen, sonder miteinander, nachdem die gedachten bruder vnd closter  
bey in in der stat wonen vnd sy mit thor vnd angel beslissen in gutlicher rede vnd  
gemach bleiben; setzen wir in Rhein zweiuel, ein rath vnd gemain werden anch  
einich newerung wider alt herkomen vnd gedenten gen den bestimbten closter vnd  
bruedern nit furnemen, so ferre sy auch die ordnung ir obseruancien redlich, wes-  
sentlich vnd guten beyspill vben vnd handeln. So aber den vnsern vnd gemain  
ner stat vber solchs von euch dem orden vnd bruedern einich drancfall muhe costt  
vnd herung beschee vnd auferstunde, kumbt ir ermessen, sy mitsampt den vnsern als  
vnser besonder lieb vnd getrew, die sich allzeit gen vnsern vorsehern vnd Konig-  
gen vns vnd der loblichen cron in allen iren thun vnd vnderthenigkait, als fromben  
allzeit vnueruckten viderblewten zimbt, redlich vnd aufrichtig gehalten vnd darüber  
auch vil erliden haben, mit ganzen ernst nicht verlassen mochten oder geburet.  
Wir versehen vns aber genzlich solchs nit not thun werde, kumbt vns von euch vnd  
dem orden gen euch zu dancknemen willen vnd geuallen in gnaden gen euch zu be-  
schulden, vnd begeren mit ernst nach verlesung dise commissiõ den von Eger wi-  
derumb zuantwurten. Geben zu Ofen eritags nach Bonifacij anno domini ꝛc. XV<sup>o</sup>  
im dritten, vnser reiche des hungerischen im dreyzehenden vnd des behemischen im  
zwayunddreyßigsten jaren.

Ex commissione propria maiestatis regie.

Dieser Entscheid wurde unter demselben Datum dem Bürgermeister und Rathe  
von Eger bekannt gegeben, wie folgt:

Wir Wladislaus von gots genaden zu Hungern Beheim ꝛc. Kunig, marg-  
graue zu Merhern ꝛc. Embieten den ersamen vnsern besondern lieben getrewen  
burgermeister rate vnd gemain vnser stat Eger vnser gnab vnd alles guet. Als  
wir in verruckter zeit auf anbringen der würdigen hochgelerten vnd geistlichen vnser  
andechtigen vnd besonder lieben prouincial doctores irer prouincien prediger ordens  
auf der sampnung vnd capitel zu Minda gewesen, ein commissiõ etlicher beswe-  
rung halben, die ir den bruedern vnd closter irs ordens bey euch thun vnd auf-  
richten sollt, außgeen lassen, dorauf wir nw ewr grundeliche vnd redliche antwort,  
wie sich dieselben ding halten, durch ewr schrift vnd mundtliche botschaft vernomen  
haben, demnach so thun wir hiemit den genannten vatern vnd bruedern ein an-  
dern beuelh vnd commissiõ, das sy derselben vnser vorigen commissiõ wider euch  
vnd gemainner stat in demselben thun vnd ansurn, wider alt herkomen vnd ge-

1) „Anbringen“ oder „Botschaft“ zu ergänzen.



wonhait, euch zu schaden vnd nachteil nit gebrawchen, vnd euch darumb vngemuet lassen, vnd sich der prior vnd conuent bey euch gegen euch gutwillig vnd an gegend halben sollen, wie dann die offen commissiō an sy, die jr hiebey vernemen wert, inhelbt, zueueln wir auch an euch nicht, jr wert euch gen dem closter vnd bruedern bey euch, so ferre sy auch die ordnung der obseruancien redlich wesenlich vnd guten beyspill veben, aller gebure auch wissen zu halben. Oben zu Ofen eritags nach Bonifacij anno domini 3c. XV<sup>o</sup> im dritten, vnser reiche des hungerichen im dreyzehenden vnd des behemischen im zwayunddreissigsten jaren.

Ex commissione propria maiestatis regie.

Aber der Orden war nicht gesonnen, in aller Ruhe hinzunehmen, was ihm vom Könige auferlegt wurde, sondern traf Anstalten, die Sache weiter zu verfolgen, indem er einen Rekurs an den König vorbereitete. Daß ein solches Beginnen den Streit ungebührlich in die Länge ziehen und die Gemüther nur noch mehr erhitzen würde, wobei ein für den Orden günstiger Erfolg noch immer sehr in Frage stand, erkannte vor Allen der einsichtsvolle Biskar, Bruder Bernhard, und gab sich alle Mühe solchen Eventualitäten vorzubeugen. Am 1. August schrieb er an Bürgermeister und Rath von Eger und erklärte sich bereit, als Vermittler aufzutreten. Gern wäre er schon früher nach Eger gekommen, habe aber wegen der großen Unsicherheit der Wege von diesem Vorhaben absehen müssen. Er machte daher den Vorschlag, man möge Freitag oder Samstag nach Bartholomäi (25. oder 26. Aug.) in Adorf oder Plauen zusammen kommen, um den Streit endlich zu begleichen. Sollte es jedoch der Rath vorziehen, in Eger selbst zu unterhandeln, so sei er gern bereit dahin zu kommen, nur müsse er sich für diesen Fall ein sicheres Geleite ausbedingen, das ihm nach Adorf entgegengeschickt werden möge. Auf diesen Vorschlag ging der Rath ein und versprach etliche Reiter und Diener zu Fuß und Roß nach Adorf zu schicken, nur möge der Biskar die Zeit genau angeben. Darauf erklärte dieser, ddt. Plauen 24. August, daß er am nächsten Sonnabend (26. Aug.) um 9 oder spätestens 10 Uhr in Adorf einzutreffen gedenke und das Geleite abwarten wolle.

Nach diesen Vorbereitungen fand am 29. August 1503 zu Eger jene Zusammenkunft Statt, die den Streit durch gütliche Vermittlung schlichtete, nachdem beide Parteien von der ersten Hitze abgekommen die Nothwendigkeit eines ruhigen Einvernehmens mit einsehen gelernt hatten. Unter den fremden Anwesenden werden außer dem Biskar genannt: Prior Tretwein von Plauen, Prior Fritzenhäuser und Markus von Weida, Lesemeister zu Leipzig. Vom Rathe wurden dazu beordnet Bernharbin Smidel, Thomas Bernher, Andreas Pater, Niklas Haller und der Stadtschreiber Konrad Schönstetter. Das Resultat der Verhandlungen war folgendes: Der Biskar und seine Begleiter erkannten, daß die Klosterbrüder in dem Streite zu weit gegangen seien, und ersuchten den Rath, „den Brüdern solchs in art nit zuzumessen,“ und mit Ausnahme der zwei Punkte bezüglich des Betstuhls und der Begräbnißstätten, nachzugeben, worin der Rath, den geistlichen Vermittlern zu Ehren, auch willigte.

In Betreff des austößigen Stuhles wurde bestimmt, daß derselbe bis nächsten Michaelis entfernt werden solle, auch soll der rückwärtige Stuhl weggestellt und die übrigen Stühle nachgerückt werden, damit vor dem Marienbilde ein freier Platz gewonnen werde. Wollen die Brüder dem Puchelberger einen passenden Platz anweisen, so will der Rath nichts dagegen haben. Bezüglich des andern Punktes wurde beschloffen, daß die Brüder Niemand mehr eine neue Grabstätte in der Kirche ohne Wissen und Willen des Rathes gestatten sollen. — Die Entscheidung wurde zu Protokoll genommen, wovon sich noch das Konzept erhalten hat.



## Karl Hugo Köppler.

(Biographische Skizze von Karl Viktor Hansgirg.)

Einer der wackeren Deutschen Böhmens ist in diesem Frühjahr verschieden und er hat ein vielseitiges, reiches, thätiges Leben zu Grabe getragen. Ihm selbst ging nach einem sehr hoffnungsreichen Frühling und einem lebenswarmen ruhigen Sommer ein nicht eben leidloser Herbst zur Küste. Die Journalistik Oesterreichs verzeichnete zwar seinen Tod, und skizzirte in gedrängtester Weise sein Leben, aber ohne allen auf demselben ruhenden Tiefblick.

In dieser Skizze sei mir daher gestattet, unter oberflächlichem Hinweis auf die äußeren Lebensverhältnisse dieses höchst bedeutenden Menschen dessen psychologischen geistigen und moralischen Charakter zu zeichnen, so weit es eben in dem knappen Raume eines Visitenkartenportraits möglich erscheint.

Köppler, der im Laufbuche als Karl erscheint, wurde im Jahre 1801 in Postupitz bei Beneschau geboren, wo sein Vater, einer deutschen Familie angehörig, Direktor der gräflich Bouquoy'schen Gattunfabrik war. Ein Onkel Köpplers war Appellationsrath in Prag, und hatte als trefflicher Schachspieler wol die Geistesgaben des Neffen nach diesem Felde gelenkt, auf welchem der Letztere in seinem Mannesalter nicht bloß im engeren Vaterlande, sondern auch im deutschen Nachbarlande bekannt war und in welcher Richtung er ehrenvolle Beziehungen mit deutschen Schachmeistern in Wien und Berlin anknüpfte. Ein zweiter viel jüngerer Onkel von ihm Josef Köppler, war ein talentvoller Componist, dieser starb aber frühzeitig. Köpplers Vater war ein ehrenwerther, tüchtiger Geschäftsmann und praktischer Chemiker, ohne für die Gaben der Kunst unempfänglich zu sein, im Gegentheile bethätigte er stets viel Sinn für die schöne Literatur. Im Laufe der Jahre zog Köpplers Vater nach Silberberg — einer im südlichen deutschen Böhmen nächst Buhers in einem waldfreien Gebirgsthal herrlich gelegenen Glasfabrik, welcher derselbe vorstand und die er nebst Filialen in großen Flor brachte und wo er in hohem Alter nach langjähriger Thätigkeit starb. Karl Hugo Köppler's Mutter war eine geborene Scheichl, gehörte also auch einer deutschen Familie an; sie ward als heiter und gefellig gerühmt. Den Namen „Hugo“ hat sich Köppler selbst verlehnen, als er die ersten literarischen Beziehungen anknüpfte. Er trat wohl auch früher einige Male unter dem Pseudonym „Karl Hugo“ in die literarische Oeffentlichkeit, vor der er dessen ungeachtet eine heilige Scheu bis in das späte Mannesalter bewahrte. Einen gleichen Pseudonym hatte sich ein jüngerer Poet — der Dramatiker „Karl Hugo“ (Bernstein aus Pest) beigelegt. Dieser letztere, schrieb ungarisch und deutsch; ein extremer und verwirrter Kopf, dessen Bombast mit der Arroganz des Wahnsinnes auftrat. Es wurde seither vielleicht nichts Tolleres geschrieben, und zugleich nichts Ungenießbareres, als Karl Hugo's (Bernsteins) 1847 bei Georg Wigand in Leipzig und bei Gustav Heckenast in Pesth erschienenenes vieraktiges historisches Drama: „Ein Ungarkönig.“ So excentrisch als dieses Karl Hugo poetische Werke, so ungebärdig war auch dessen ganze Persönlichkeit. Ich erinnere mich noch im Jahre 1845 als Wiener Konfordinmitglied den Mann gesehen zu haben, wie er in meiner und in Gegenwart eines unter dem Pseudonym Medardus novelisirenden ungarischen Magnaten — des Verfassers von „Merlei Rau-Rau“ — seine Geisteswerke als einzig in seiner Art pries, sich mit Shakespeare, Göthe und Schiller verglich und endlich sich nicht bloß als ein geistiges Weltwunder; sondern auch als einen physischen Titan hervorhob, der ebenso Außerordentliches in körperlicher Beziehung zu leisten vermöge. In diesem Augenblicke demonstrirte er mitten im Zimmer seine gymnastische Kunstfertigkeit, indem er sich plötzlich zu unserem Schrecken auf den Kopf stellte. Man entschuldige diese Abschweifung, ich glaubte aber der keuschen maßvollen und in jeder Beziehung bescheidenen Muse meines Landsmannes Karl Hugo Köppler, der in keiner Beziehung ein Charlatan war — die Unterscheidung von jenem Karl Hugo (Bernstein) schuldig zu sein, welcher in



den letzten Jahren — wie die Zeitungen besagten — mit geringem Glücke sich auf Escamotagen verlegte, des unangenehmen Ergebnisses nicht zu gedenken, welches ihm eine Rechtfertigung vor der Pariser Polizeibehörde auferlegte.

Auch einen dritten Autor des Namens Karl Hugo gibt es, dessen Persönlichkeit von der Köhlers auseinander zu halten ist, ich meine Karl Hugo aus Düsseldorf, der den für deutsche Poeten vor und nach Ludwig Uhland so anziehenden und so vielfach behandelten „Ludwig den Baier“ dramatisirte.

Im heimischen Lande bediente sich Karl Hugo Köhler bei seinem literarischen Auftreten auch noch anderweitiger Pseudonyme, insbesondere trat er in der um das deutsche literarische Element Böhmens verdienten „Libussa“ ein paar Mal unter dem Pseudonym „Karl Rain“ auf.

Diese Maskeraden Köhlers waren nicht so sehr in einem Drange nach dem Geheimnißvollen oder gar nach Mystifikationen, als vielmehr in der schon berührten Oeffentlichkeitscheu begründet, die den Schriftsteller immer wieder wie ein alter Wirbel erfaßte und welche Scheu in einem tief melancholischen Zuge wurzelte, der nach gesellig frohen Epochen ihn wie eine kalte Geisterhand ergriff und ihn auf Wochen, ja zuweilen auf Monate kalter Verslossenheit, trüben Zweifeln, ja zuweilen — beinahe unmotivirt — starrer Verzweiflung preisgab. So war es namentlich öfter im späteren Mannesalter der Fall.

Beinahe alle Veröffentlichungen seiner Geistesprodukte waren die Früchte eines durch die Umstände äußerlich auf ihn ausgeübten Zwanges (ein seltsamer Contrast zu manchen modernen Poeten, die den Redakteuren und Verlegern um des Gegentheiles willen oft Daumschrauben aufsetzen).

Dies mochte wohl auch der Grund sein, warum uns in Köhlers zerstreut veröffentlichten Schriften bei Weitem nicht der Mensch in seiner Totalität, in seiner ganzen geistigen Schärfe, Tiefe und Größe entgegentritt, wie er sich im Umgange und im Briefwechsel mit seinen literarischen Freunden betundete. Seine Individualität ist literarisch nur getrübt wiedergegeben und sehr richtig bemerkt in dieser Beziehung ein Jugendfreund und Genosse Köhlers, Herr Rudolf Glaser, dem ich einzelne Details dieser Skizze zu verdanken habe: „Köhler gehörte zu den Menschen, die noch weit geistreicher und geschickter sind, als ihre veröffentlichten Produktionen. Mancher der letzteren wird man es nicht ansehen, daß der Autor es liebte, im Leben zuweilen als Humorist (natürlich nicht als Spasmmacher) zu erscheinen.“ —

Karl Hugo Köhler studierte nach absolvirtem Gymnasium in den Jahren 1818 — 1820 in Prag die Philosophie, welche damals noch einen dritten Jahrgang hatte und in den J. 1821 — 1824 die Rechte, welche er vollständig absolvirte. Welche Einflüsse auf das gründlichere Studium der Klassiker bei ihm maßgebend waren, oder ob er sich erst später im Studium der alten Sprachen so sehr gefestigt hatte, genug, als mir Köhler als Mann entgegentrat, hatte er sein Rüstzeug für das Verständniß der griechischen und römischen Autoren so vollständig bei sich, daß er nicht bloß die Alten prima vista zu lesen vermochte, sondern daß Mancher von ihnen bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. Dadurch hatte er eben seiner ganzen wissenschaftlichen und namentlich ästhetischen Anschauungsweise so viel Geschmack, seinen Geist und zugleich so viel solide Grundlage verliehen! Hiedurch gewann er ferner in der Erlernung der modernen romanischen Sprachen — die er ebenso extensiv und intensiv wie die germanischen studiert hatte — ein gewaltiges Hilfsmittel, hiedurch ward es ihm endlich zuweilen möglich, seiner ihn plötzlich überstürzenden melancholischen Anfälle Herr und Meister zu werden. Dann vertiefte er sich gewöhnlich außer seinen Geschäftsstunden als Industrieller — in einen griechischen Dichter oder in die Originalprosa eines alten Lateiners und fühlte sich häufig zu einer Abhandlung angeregt, deren vielfältige und kostbare er in den J. 1853 und 1854 in einem Schafe von Briefen niederlegte, den ich zu besitzen so glücklich bin. Gewiß dürften wenige Glasfabriks-



direktoren außer Köhler die Befähigung besessen haben, die Alten so mühelos zu genießen und sich über die Details ihrer Schönheiten so geistvoll zu verbreiten.

Doch um nicht einem späteren Lebensabschnitte vorzugreifen, sei über Köhlers Studienjahre weiter berichtet, daß er in seinen geistigen Intentionen damals keineswegs so isolirt stand, als in seinen Mannesjahren. Ein Kreis junger aufgeweckter Leute — zuerst wol nur wenige Mitschüler — theilte seine besondere Vorliebe für die schöne Literatur. Zunächst war es Rudolf Glaser — der verdiente Redakteur der Zeitschrift „Ost und West“ aus den vierzigerjahren, der gegenwärtige Bibliothekar des deutsch-historischen Vereines — dann ein mit Karl gar nicht verwandter Namensbruder Herr Ignaz Köhler, welche eine gleiche Liebe zur Poesie verknüpfte. Sie und noch einige Andere gaben zunächst eine geschriebene Zeitschrift heraus (es ist dies ein nicht bloß aus eigener Erfahrung, sondern auch durch Literaturgeschichte erhärteter Uebergang junger Geister von der spielenden zur ernsten Muse, und auch Schreiber dieses war mit dem Herrn Dr. Robert Zimmermann in seinen Studienjahren Mitredakteur der in zwanglosen Hefen erschienenen Ephemeriden). — Die von Köhler und dessen Freunden angeregte Zeitung hieß: „Vogelzeitung,“ weil jeder Theilnehmende sich mit einem Vogelnamen unterschrieb. Mitarbeiter waren unser geniale und berühmte Dichter Karl Egon Ebert, dessen poetische Flamme in den zartesten Jünglingsjahren bereits die herrlichsten Balladen sprühte, der brave Zeithammer sen., später als gründlicher Gelehrter und Jugend-erzieher bekannt, Pausch, Pitka u. a. m. Die jungen Manuskriptpoeten bestellten sich damals von eigenen Gnaden auch einen Manuskriptkritiker, einen älteren Mitschüler Namens Bunzel, der die Vogelmasken nicht kannte und die Dichter beinahe ausnahmslos in bilderreicher Sprache über den Schellentönig lobte.

Das ursprüngliche dreiblättrige Kleeblatt der „Vogelzeitung“ vergrößerte sich später durch den um einige Jahre jüngern Josef Wenzig, bei dessen Vater Köhler in Kost und Wohnung war und der hunderte deutscher Gedichte dazumal aus den Ärmeln schüttelte.

Mit dem ersten Halbjahr des im Jahre 1824 erschienenen „Kranzes“ trat Karl Hugo Köhler zuerst an die Öffentlichkeit. Diese Zeitschrift wurde von Karoline von Woltmann vortrefflich redigirt. Bis auf „Ost und West“ hatte Prag keine so gebiegene periodische Unternehmung in der Belletristik, an welcher auch Norddeutsche theilnahmen, erlebt und nachmals gelang es bloß den in den Fünfzigerjahren aber leider nur kurze Zeit unter der Redaktion Dr. Siegfried Rappers bei Bellmann erschienenen belletristischen Jahrbüchern, die namhaftesten deutschen Poeten herbeizuziehen und mit den literarischen deutschböhmischen Kräften zu vereinbaren. Der „Kranz“, an welchem sich der damals junge Poet Köhler und zwar als Karl Hugo theilnahmte, brachte Beiträge von Karl Egon Ebert, Drärlers-Mansfred, Marsano, Griesel, dem Homerübersetzer St. Jauper, Hanslik sen., dem Vater des berühmten gewordenen Musikkritikers Dr. Ed. Hanslik, Wenzig, Herloßsohn, Joh. Ritter v. Rittersberg, Dr. Rud. Glaser, der über Göthe's Wanderjahre und über Hamlet schrieb. Bedeutender als Köhlers erste Beiträge im Kranze war eine Poesie epischen Gehaltes, welche im Aprilheft der Monatschrift des böhmischen Museums vom J. 1827 Seite 3—23 abgedruckt war, die nordische Sage: „Holger der Reiche“ in einem Balladencyklus behandelt. — Köhler behielt auch später stets eine eigene Vorliebe für das nordischdeutsche Element, die er selbst auch durch Bearbeitung noch ähnlicher Stoffe bekundete. Dahin gehört die nordische Ballade: „Iarels Tod“ — eines Orelses, der von den vorgestorbenen Helden seines Stammes heimgesucht wird und mit dem Trinkbecher zu ihnen hinübergeht. Etwas Düstere's, beinahe Herbes liegt über diesem Gedichte, wie dies häufig bei Adalbert Chamisso's Muse der Fall ist, wenn seine Hand nach einem nordischen Sagenstoff greift. „Iarels Tod“ fand im Jahrgang 1847 der Libussa seine Stelle. Ich erwähnte Chamisso's ähnliche Behandlungswelse, nicht ohne Betonung auf Köhler, da die ser Chamisso's



ganzes Wesen, Weben und Dichten unendlich liebte und er demselben unter den deutschen Romantikern den ersten Rang einräumte. Chamisso's düstere Blut bei seiner Hinnelung zum Humor, der reinere Elemente in sich barg als der frivole Heinrich Heine's, hatte eine mit Kösler's zur Melancholie und zum Humor gleichzeitig hinneigendem Temperament verwandte Mischung, die freilich nicht zu so großartigen literarischen Emanationen führte wie bei Chamisso und mehr latent lag, da auch anderweitige Forderungen des praktischen Lebens an die Geistesgaben Kösler's herantraten.

Da unser junge Poet keine Lust hatte, die juridische Laufbahn weiter zu verfolgen, obgleich er bei seinem Scharfsinn und seinem trefflichen Gedächtniß die Jura ohne Anstrengung mit dem besten Erfolge absolviert hatte, und da ihn eine langwierige Krankheit von der Wahl einer juridischen Laufbahn weiter ausschloß — kehrte er in das Silberberger Waldthal zu seinen Eltern heim und verspürte Lust in sich, seinem Vater in der Leitung der Glaserzeugung behilflich zu sein.

Sein fein ausgebildeter ästhetischer Sinn hatte zunächst Gelegenheit in der Formenwahl sich berathend geltend zu machen und Neigung und Fähigkeit für diese Sphäre der Wirksamkeit erstarrten soweit in dem jungen Manne, daß er nach Eintritt des Todes seines Vaters die Leitung der Glasfabrik in Silberberg erst provisorisch, dann definitiv übernahm und durch sein ganzes früheres und späteres Mannesalter ja bis in die fünfziger Jahre dieser Thätigkeit treu, als Glasfabrikdirektor der gräflichen Familie Buquoy bedienstet war.

Diese Stellung war in doppelter Beziehung für Kösler beglückend. Er konnte, da er des ehelichen Glückes entbehrte und doch für einen größeren geordneten Haushalt eingenommen war, in seinem an Naturschönheiten großartig reichen Heimathale mit Hilfe seiner Schwester sich einen behaglichen Haushalt gründen, der auf gern gesehene Gäste äußerst wohlthuend wirkte, und aus dem heraus er in stiller Waldbylle nicht nur seinem praktischen Geschäftskreise nachhing, sondern auch in freien Stunden so recht ungestört der Muse sich in die Arme werfen konnte. Fürs Zweite trug aber auch diese auskömmliche äußere Lebensstellung dazu bei, daß Kösler in Geschäften auf Reisen berufen wurde, die seinem Geiste immer neue Nahrung zuführten und ihm gestatteten, sich zeitweise in literarischen Hauptstadtkreisen bewegend, den strömenden Thatsachen des Zeitgeistes und den neuen Erscheinungen der Kunst immer au fait zu bleiben.

In Wien waren es vornehmlich die gemüthlichen Sänger Castelli und Seibel, in deren literarischen Freundeskreis er sich vermöge seiner persönlichen und geselligen Tugenden bald heimisch gemacht. Mit den Herren des Hofburgtheaters und der Kärnthnerthor-Bühne liebte Kösler auch zeitweise zu verkehren. Er erzählte mir einmal mit Genugthuung, daß er es mit Staudigl — der Wiens größter Held am Billardtische war — in dieser Specialität nicht ohne Glück aufnahm. Wie schon erwähnt, hatte das Schachbret unsere biographische Persönlichkeit bald zu einer Celebrität in diesem Fache gemacht. Wenn Kösler bei seinen flüchtigen Aufenthalten in Wien oder Prag einem Schachclubb wie ein Meteor erschien: so reichte anderseits seine Hand in dieser Beziehung noch viel weiter, da er sich in der Schachliteratur alsbald einen extensiven und intensiven Namen schuf und namentlich seiner Zeit mit dem ersten Schachmeister Hanstein in Berlin die intimsten Beziehungen pflog. Bevor sich die Beiden persönlich kannten, entsprang aus diesem Rapport ein warmes, edles Freundschaftsverhältniß, welchem durch die beiderseitigen poetischen Bestrebungen — Hanstein war auch ein unvergleichlicher Übersetzer englischer Literatur — eine höhere Richtung verliehen ward; leider zerriß dieß schöne Bündniß der frühe Tod Hanstein's. Derselbe hatte noch im Jahre 1850 eine Kollektion Übersetzungen englischer Dichter erscheinen lassen und sang schon in demselben Jahre durch die treffliche Übertragung von Longfellow's „The twilight“ die er Kösler kurz vor seinem Tode manuskriptlich übersandt hatte, seinen Schwanengesang. Die Vorliebe Kösler's für das Schachspiel hatte ihn vermocht, eine Menge von Lob-



und Preisliedern, unter Andern auch manche schöne Terzine auf dasselbe zu dichten. Da die ewige Schachkorrespondenz unseren Krieger ermüdete, da dieselbe doch mehr einem Generalstabsstudium oder einer Auseinandersetzung auf den Karten, als einer wirklichen Schlacht gleicht: so griff Rößler bei seiner isolirten Lage am Lande häufig dazu, in diesem Spiel Proselyten zu machen. Er erlebte in dieser Beziehung die Freude, einen ganz einfachen Wirth im Dorfe Buchers sich nahezu bis zum ebenbürtigen Gegner empor zu bilden.

Als ich Rößlern kennen lernte, es war im Jahre 1853, stand der in die Fünzig gehende Mann auch auf der Mittagshöhe seiner geistigen Entwicklung, und im Zenith seines häuslichen, so wie auch seines literarischen Glückes.

Rößler hatte schon in seinen Jugendjahren einen Hang zur Mystik. Nicht bloß aus Liebe zum Widerspruch, sondern aus dem ungeheuchelten Bedürfniß seines Gemüthes stand darum Rößler dem Swedenborg und dem Jakob Böhme beinahe näher, als den neueren Philosophen, deren Systeme er genau kannte. Wir verdanken seinen Studien in dieser Richtung eine Abhandlung über Lessing und Bolzano. In dem großen durch den unvergeßlichen Erner gegen Hegel geführten Streite stand Rößler an des Ersteren Seite. Über philosophische Dinge wußte unser Landsmann mit einer merkwürdigen Klarheit zu schreiben, eine Eigenschaft, die man an den eigentlichen Kunstmannern — zu denen eben dieser nicht zu zählen war — selten gewahrt wird. Dieselbe Ursache, welche Rößler in das Lager der Theosophen trieb, war es auch, die ihm in politischen und staatlichen Dingen einen bewußt und tief empfundenen konservativen Geist aufgeprägt hatte.

In diesem Sinne können Rößlers zu großer Verbreitung und Anerkennung gekommenen Lieder der neuen Tafelrunde, so sehr sie die üppigen Blüten einer militärischen Reaktionsepöche sind, wenigstens doch als der Ausdruck einer ungeheuchelten, und in jeder Periode konsequenten Überzeugung gewürdigt werden. Eine *captatio benevolentiam* sprach durchaus nicht aus diesen Gesängen. Weit eher verdankten sie ihren Ursprung der freundschaftlichen Beziehung zu dem Herausgeber der „Eubussa“ Paul Aloys Klar, welcher hiezu die erste Anregung gab, einen Cyklus zu bilden, nachdem das Genre durch ein paar genuin entstandener schon gegeben war. Die „Lieder von der neuen Tafelrunde“ umfaßten ein Eingangsgedicht, mit dem Motto: „Meinen Kaiser hoch zu preisen und des Kaisers Heldenchaar!“ — ferner „an den Kaiser,“ „Erzherzog Albrecht,“ „Radecky,“ „Jelacic,“ „Haynau,“ „Heß und Schönhals,“ „Schwarzenberg,“ „Windischgrätz,“ „Schlic,“ „Clam-Gallas,“ „Latour und Lamberg,“ „Henski und Alnoch,“ „Kopal und die Seinen,“ „O Donell,“ „Dem Elternpaare,“ „Gott mit Oesterreich,“ „Ein Gelübde,“ „an Oesterreichs schönstem Tage,“ „den Gründern des Karlsbader Hospitals,“ „Das Geschenk der Armee.“

Diese Lieder, an deren Stirne zum ersten Male seit seiner Dichterlaufbahn der eigentliche Name des Verfassers steht — was eben nur der Beredsamkeit Klars gelang, den Dichter dahin zu vermögen — verbreiteten im Zeitpunkt des Erscheinens und lange darnach ein großes Aufsehen. Vieler Blicke waren nun nach dem einsamen Waldbthal in Silberberg gerichtet, wo ihr Schöpfer weilte. Da der Cyklus separat abgedruckt wurde und als Zeitprodukt reizend abging, warf er für die armen Blinden Klars viele Tausende von Gulden ab.

Rößler hatte — abgesehen von seinen geschäftlichen Verdiensten, die er zum Theile von seinem Vater geerbt hatte — als administrativer Leiter der mit vorzüglicher Kursglaswaare bei den Expositionen beteiligten Glasfabriken Silberberg und Bonaventura sich nicht bloß unter den Industriellen einen guten Namen gemacht, er that nicht bloß für Kirche und Schule in seiner Heimat unendlich viel, sondern er war nun auch ein bekannter literarischer Name geworden. Diese drei Hauptmomente begründeten die Verleihung einer Allerhöchsten Auszeichnung,



indem seine Brust noch im Jahre der Hinausgabe seiner Lieder im Jahre 1854 mit dem goldenen Verdienstkreuze mit der Krone geschmückt worden war.

Allein dieser Glanzpunkt seines Lebens sollte für unsern Landsmann auch einen Wendepunkt geben. Mißgunst und Neid fesselten sich an die Ferse des zu Ehren gelangten Mannes. Verrath und Intriguen wußten zu geheimen Mitteln zu schreiten, welche Schäden aufdeckten, für die Rößler mit seiner eigenen Persönlichkeit verantwortlich gemacht worden war. Was man nie voraussetzen konnte, trat ein, der Plenipotentiär in seinem Geschäfte, der Geschmacksrath des gräflichen Hauses, der als ein feiner Gesellschafter früher in seine engsten Circle gezogen wurde -- stand bald in einem total gelösten Verhältniß zu dem Grafen da. Seinen jahrelangen Heimatsitz verlassend, übersiedelte er im J. 1862 tiefgekränkt mit seinen Verwandten nach Linz, pachtete daselbst eine Wirthschaft in Ursfahr und ward — P u b l i c i s t. Als Hauptmitarbeiter des Linzer Abendblattes hatte sich seine Feder bald zu einer der geschätztesten erhoben und mit allgemeinem Bedauern sahen die im neuen Wohnsitze, aber doch so zu sagen im Circl neugewonnenen Freunde den mit seltener Geistesfrische begabten fünf und sechzigjährigen Mann am 14. März 1866 von dieser Erde scheiden.

Es ging mit ihm ein reiches, aber in körperlicher Beziehung auch ein leidenvolles Leben zu Ende; denn er hatte durch seine ganzen Mannesjahre an periodisch wiederkehrenden Krämpfen gelitten, die wohl zum Theile seine räthselhaft raschen Uebergänge zur Melancholie erklärten.

Rößlers gekanntestes Werk waren die „Lieder der neuen Tafelrunde“ — das vorzüglichste aber — sein lyrisch-epischer Gesang: „Milada's Lieder an Milorad.“ Nur den unausgesetzten Bemühungen des Gefertigten gelang es, einige dieser herrlichen Poesien zu öffentlichem Abdruck von dem Verfasser zu erringen. Sie fanden ihre Stelle in Bellmanns belletristischem Jahrbuch (Album der Erinnerungen 1856.) Zarter, sinniger und hie und da wieder heldenkühner sind auch die eigentlichen Volkspoesien nicht geschaffen worden, als sie hier der moderne Kunstpoet schuf. Inneres Empfindungswesen, äußere Form, Redeweise und Wendung, Figur und Wohlklang stempeln diese die Ereignisse zweier Liebenden verherrlichenden Gesänge zu Meisterwerken, die den besten Klängen serbischer und überhaupt s l a v i s c h e r Volkspoesie an die Seite gestellt zu werden verdienen und dem Stoffe huldigend auch in dieser Weise gehalten sind.

Wir stehen nunmehr auf einem andern Standpunkte. Die Ereignisse der Zeit haben mindestens in Böhmen auf die Mission Verbot gelegt, slavische Stoffe zu behandeln und es thut Noth, sich nur d e u t s c h e r in umfangreichster Weise zu bedienen. Uebrigens hat Karl Hugo Rößler, der in den Jahren 1844, 1845, 1847, dann wieder in den Jahren 1854 und 1857 mit poetischen und prosaischen Beiträgen an der „Libussa“ participirte, sich unter Anderm auch eine kleine Mystifikation gestattet. So bringt der Jahrgang 1844 der „Libussa“ einen neun Seiten umfassenden poetischen Beitrag, überschrieben: „Bratislaw“ aus dem Altböhmischen von Karl Rain. Es ist eine Familiengeschichte aus dem Helbengeschlechte der Mährischen Bratislaw's aus den Tartarentriegen, wo ein jüngerer noch knabenhafter Bruder sich für den ältern opfert. Dieß epische Gedicht ist ganz im Geiste der serbischen Gesänge oder jener der Königinhofer Handschrift im reimlosen fünfßügigen Trochäus geschrieben. Der Ton des volksthümlichen Epos ist in der That täuschend getroffen und das Gedicht keineswegs eine Übersetzung aus dem Altböhmischen, sondern eben nur eigenes Produkt des Verfassers.

Wollen wirb Karl Hugo Rößlers poetische Gabe im Allgemeinen charakterisiren, so prävalirt Befähigung für das epische und episch-lyrische Element vor dem reinlyrischen. Darum gelang ihm Ballade und Romanze besonders; für das komische Epos und den komischen Roman würde er das beste Zeug in sich gehabt haben. Epigramm und Satyre lagen ihm nahe, Beides pfl egte er in den „Ganthariden“ voll zeitgemäßen Anspielungen. Ein wirksamer Schwanke wurde uns in Rößlers

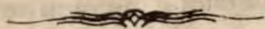


„erlöstem Protokollisten“ hinterlassen, der die dem Teufel verschriebene Druchmuth der jungen Poeten geißelt. Im Drama hat sich Rößler nicht versucht, seine Eignung für das Drama müßte bei den vorwaltenden epischen Fähigkeiten nahezu bezweifelt werden, da in der Entwicklung und im Fortschritt der Handlung beider Dichtungsformen ein beinahe ausschließender Gegensatz herrscht. Die Literaturgeschichte gibt uns auch nie ein Beispiel gleicher Befähigung desselben Individuums für das Drama wie für das Epos.

Von Rößlers Persönlichkeit ist zu berichten, daß sie jedem Gebildeten hohes Interesse eingeflößt hat. Seine äußere Erscheinung gab ein imponantes, beinahe Napoleonisches Büstenbild. Die Stirne edel gebaut, das Auge etwas verschleiert, halb gesenkte Augenlider, die Nase gebogen und langgezogen, der Mund lieblichen, aber auch satyrischen Lächelns fähig, dagegen waren die Kinnpartien etwas zu kräftig, um Anmuth zu verleihen. Die Brust war hoch und gewölbt, erhob sich aber über eine verhältnißmäßig allzugeschränkte, wohlbeleibte Gestalt. Rößlers Manieren waren fein, zuvorkommend, äußerst verbindlich, nur durchbrach er zuweilen in Anfällen satyrischer Laune diese selbstgeschaffenen Schranken desto drastischer und dann sprudelte sein Humor bis zu kühner Ungebärdigkeit auf. Rößler kleidete sich vornehm und gehäbig, ohne elegant sein zu wollen.

Zwei Seiten waren es, die ihn in guten Tagen äußerst gesellig machten, die eine — seine humoristische Ader, die andere seine wie ein Kunstwerk abgerundete Gelehrsamkeit, die auch während des Gespräches rasch in Fluß kam und bald schlagend und citatfertig wurde. Sein Vortrag und seine Rednergabe waren fließend und er hatte die Art und Weise eines nicht in einen bestimmten Typus von Menschenklassen einzureihenden Mannes. Man konnte nicht gleich beim ersten Anblick sagen: „Er ist ein Industrieller!“ oder: „Er ist ein Schriftsteller.“ Er gehörte in die Gilde der schwer einzureihenden Menschen, deren hohe, ausgeglichene, echt humane Bildung eine Art von „Rittern des Geistes“ schafft und alles Kunstmäßige verbannt. Leider hat seine Bescheidenheit die Erfüllung des Wunsches nicht aufkommen lassen, welchen Paul Moys klar hegte, Rößlers Portrait in des Ersteren Jahrbuch zu veröffentlichen. Ein Prager Porträtmaler wurde nach Silberberg abgesendet und daselbst gastlich empfangen. Das Portrait kam zu Stande, aber nicht Rößlers Einwilligung zur Benützung desselben für die Oeffentlichkeit.

Wenn für den Verlust eines wohlgetroffenen Bildes diese Skizze nur einigermaßen entschädigen würde!





# Geschäftliche Mittheilungen.

## Kurzer Bericht

### über die Thätigkeit der Sektionen.

#### Erste Sektion.

Obmann: Professor Dr. E. Höfler.

Obmannsstellvertreter: Frz. Theumer, Rathsekretär des k. k. Handelsgerichtes.

Seit November 1865 hielt die 1. Sektion (für allgemeine Landesgeschichte) vier Sitzungen. In denselben wurden nachstehende Themata in ausführlicheren Vorträgen behandelt: 1. „Feierlichkeiten bei dem Leichenbegängnisse Kaiser Karl IV.“, von Prof. Dr. E. Höfler. 2. „Ein Streit des Stadtrathes von Eger mit dem Dominikanerconvent daselbst vom J. 1502“, von Dr. Franz Kürschner. Diese historische Anekdote, nach Alten des Egerer Archives zusammengestellt, wurde der Redaction der „Mittheilungen“ zu geeigneter Ventügung empfohlen. 3. „Barbara von Brandenburg, Tochter Albrechts Achilles von Brandenburg, Gemahlin Wladislaws Jagello von Böhmen“, von Prof. Dr. E. Höfler. 4. „Feierlichkeiten bei der Krönung Maximilians II.“ (nach einer vom Archivar Laurent in Aachen eingeschickten Uebersetzung eines spanischen Manuscriptes). In der November Sitzung stellte der bisherige Schriftführer Dr. Karl Pödert das Ansuchen um Enthebung von seinem Amte in Folge seiner Thätigkeit als Schriftführer des Vereines. Nach Botirung des Dankes für seine Mühleistung wurde an seiner Stelle der Unterzeichnete gewählt

Am 15. April 1866.

Ph. Cand. Jof. Eggermann,

d. 3. Schriftführer d. 1. Sektion.

#### Dritte Sektion.

Obmann: Prof. Dr. W. Volkman n.

Obmannsstellvertreter: Dr. J. B. Grohmann.

Seit Oktober 1865 hielt die 3. Sektion vier ordentliche Sitzungen. In denselben wurden über folgende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Fürnsteins Leben und Wirken“, von J. Niemetzschel. 2. „Das Dreikönigspiel oder der Kindermord zu Bethlehem“, von J. A. Hübner. 3. „Beiträge zur Kenntniß des fränkischen Dialektes im Egerlande“, von H. Gradl. 4. „Die Hochzeitsgebräuche der deutschen Bau-

ern in der Iglauer Gegend“, v. Prof. R. Werner. 5. „Ueber Kunstgeschichte des 14. Jahrhunderts“, von B. Grueber. 6. „Schloß Kacerow und die Herren Ritter Griespegk von Griesbach.“ In der am 16. November abgehaltenen Sitzung gab Hr. Prof. Dr. Volkman n einige erläuternde Bemerkungen über das dem Vereine von Herrn Jof. Singer geschenkte Manuscript, das einen Aufsatz Kants enthält: „Ueber das radikale Böse in der menschlichen Natur.“

Am 15. April 1866.

Dr. A. Thurnwald,

d. 3. Schriftführer d. 3. Sektion.

#### Vierte Sektion.

Obmann: Dr. Anton Vanhans.

Obmannsstellvertreter: Dr. Karl Pödert.

Die vierte Sektion hat seit Oktober 1865 sieben Sitzungen (fünf ordentliche und zwei außerordentliche) abgehalten, und in diesen wurden über nachstehende Themata ausführliche Vorträge gehalten: 1. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: Prachatitz“, von L. s. . r. 2. „Zur Geschichte des böhmischen Glashandels“, von P. J. A. Hegenbart, mit Ergänzungen von Franz Klutschak. 3. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: am Hohenstein“, von L. s. . r. 4. „Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohnes aus dem J. 1511“, von Dr. Franz Kürschner. 5. „In den Sudeten“, von L. Dhorn. 6. „Skizzen aus dem Böhmerwalde: das Wolinkathal“ v. L. s. . r. 7. „Beiträge zur Geschichte des Mühlenwesens im nördlichen Böhmen“, von A. Jäger. Außerdem theilte J. U. C. W. Pödler statistische Notizen über die Privatschulen Prags und über die deutschen Wochenblätter in Böhmen mit, so wie Dr. A. Vanhans einen Aufruf des Hrn. Dr. Wilh. Mannhardt in Danzig, worin um Beiträge zu einer Sammlung der agrarischen Gebräuche und Erntesitten ersucht wird.

Am 15. April 1866.

Für den Schriftführer:

Dr. Karl Pödert,

d. 3. Obmannsstellvertreter d. 4. Sektion.



## Nachtrag zum Mitgliederverzeichnis.

Geschlossen am 24. April 1866.

### Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Ahrens** Friedrich, Fabrikant in Liebenau.  
" **Baumheier** Otto, Schafwollwaaren-Erzeuger in Liebenau.  
" **Beyer** Ottomar, Buchhändler in Prag.  
" **Blaschka** Konrad, Fabrikant in Liebenau.  
" **P. Breuer** A., Pfarrer in Hermannseifen.  
" **Christel**, Gutspächter in Hösflas bei Eger.  
" **Claudi** Eduard, Bürgermeister, Landtagsabgeordneter in Budweis.  
" **Frank** Ferdinand, J. U. Dr., Landesadvokat, k. k. Notar, Landtagsabgeordneter in Sternberg in Mähren.  
" **Friedmann** Heinrich, Fabrikant in Sternberg in Mähren.  
" **Heinl** Ludwig, Bürgermeister in Elbogen.  
" **P. Hradil** Leonard, Hauptschul-Direktor in Budweis.  
" **Hron von Leuchtenberg** Johann, pensionirter k. k. Oberst in Budweis.  
" **Kommotau**, Stadtgemeinde.  
" **Mittelbach** Rupert, Sparkassa-Controllor in Brütz.  
" **Müller** August, Gutsbesitzer in Schnedowitz.  
" **Olzer** Giovano, Buchhalter in Liebenau.  
" **Richter** Adolf, Buchhalter in Liebenau.  
" **Schlosser** Ferdinand, Sparkassa-Kassier in Brütz.  
" **Schnurbein** Markus Freiherr von, königl. Bezirks-Gerichts-Rath in Augsburg.  
" **Schubert** A., Hauptschullehrer in Trautenau.  
" **Stidl** Siegmund Heinrich, J. U. Dr., Landesabgeordneter in Böhmischo-Weipa.  
" **Sturm** Richard, Buchhalter in Liebenau.  
" **Lischer** Emanuel, Med. et Chir. Dr. in Böhm.-Kahn bei Aufsig.  
" **Lomaschel** S. A., Dr., k. k. Univ.-Professor in Wien.  
" **Bogt** Josef, Buchhalter in Liebenau.  
" **Vollgruber** Franz, Theol. Stud. in Budweis.  
" **Wurscher** Adalbert, Med. et Chir. Dr. in Budweis.  
" **Benk** Eduard, Glaswaarenhändler in Liebenau.

Vom 1. März bis 24. April 1866 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

- Herrn **Harnisch** C., Kaufmann in Reichenberg.  
" **Bersch** Karl, Handlungs-Kassier in Prag. († 13. April 1866).  
" **Richter** Fr. Ant., jub. k. k. Depositenamts-Verwahrer in Prag. († 16. April 1866).  
" **Schwaab** Eduard S., Kaufmann in Prag. († 6. April 1866).  
" **Seidel** Josef, Sparkassa-Kassier in Reichenberg.  
" **Sommer** Michael, Kaufmann in Böhm.-Weipa.

### Verzeichniß

der Geschenkgeber, welche die Sammlungen des Vereines in der Zeit vom 1. März bis 24. April 1866 bereichert haben, wofür denselben hiemit der geziemende Dank ausgesprochen wird. (Das ausführliche Verzeichniß der geschenkten Gegenstände folgt seiner Zeit in der „Chronik der Geschenke.“)

Königliche bayer. Akademie der Wissenschaften in München.

Antiquarische Gesellschaft (Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich.



- Herr **Credner Fr. Aug.**, I. I. Hof-Buchhändler in Prag.  
**Deutsches Casino** in Prag.  
**Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein** in Prag.  
Herr **Dobauer Rich. J.**, Großhändler in Prag.  
" **Dreßler W.**, Med. et Chir. Dr. in Prag.  
" **Eberle Anton**, Med. & Chir. Dr. in Teplic.  
" **Garreis Adam**, I. I. Bezirks-Vorsteher in Böhm.-Kamnitz.  
**Germanisches Museum** in Nürnberg.  
**Gesellschaft für südslavische Geschichte und Alterthümer** in Agram.  
Herr **Goppold von Lobsdorf Heinrich** in Prag.  
**Greifswalder Abtheilung der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthums-**  
**kunde** in Greifswald.  
Herr **Haase Rudolph**, J. U. Dr. in Prag.  
" **Hirzel S.**, Verlagsbuchhändler in Leipzig.  
**Historischer Verein für Oberfranken** in Bamberg.  
**Historischer Verein für das Großherzogthum Hessen** in Darmstadt.  
Herr **Ißler Edler von**, in Prag.  
" **Klutschak Gottfried**, J. U. C. in Prag.  
" **Kolb Alois Jos.**, Privatier in Pilsen.  
**Localverein für die Geschichte von Gießen und der Umgegend** in Gießen.  
**Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leiden.**  
Herr **Ragel Leo**, J. U. Dr. Landesadvokat in Schludenau.  
**Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften** in Görlitz.  
Herr **Pauer Bernh. Adolf**, Med. & Chir. Dr. in Trautenau.  
" **Perthes Friedr. And.**, Verlagsbuchhändler in Gotha.  
" **P. Riedel Franz X.**, Pfarrer in Saib.  
" **Volkmann Wilh.**, Ph. Dr., I. I. Universitäts-Professor in Prag.  
**Borarlberger Museumsverein** in Bregenz.  
**Verein für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt** in Erfurt.  
Herr **Wolf Leopold**, Buchhalter in Prag.  
" **Zink Anton**, Apotheker und Bürgermeister in Böhm.-Leipa.

**Den 30. Mai wird die regelmäßige Generalversammlung abgehalten werden.**

Wir erlauben uns in Erinnerung zu bringen, daß in Gemäßheit der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung kommen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich vorgelegt worden sind.

Jedem Exemplar der Mittheilungen für die außerhalb Prags wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der Generalversammlung am 30. Mai stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, zu unterfertigen und entweder versiegelt und franco direct an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

**Die P. T. Herren Mitglieder werden ersucht, die restirenden Jahresbeiträge einzusenden.**

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. J. Birg. Großmann.